

Erste Auflage Dezember 2025

500 Exemplare

ISBN: 978-3-9525718-6-6

Skyfood Verlag

Trubenwiler Strasse 5B

8712 Stäfa / Schweiz

www.skyfood.ch

DANIEL AMBÜHL

DIE HEILIGE INSEL

Vierter Band

GÖTTLICHE LEERVERKÄUFE

Zweiter Teil

Mit Zitaten von Georg Paulmichl
und Zeichnungen des Autors

Sklaven mit Chain und Kugeln

Block`n`Roll

Die Blockchain-Gang hat im Innenhof
ihrer digitalen Psychose Ausgang.

Keiner denkt an Jailbreak aus Cellblock
Number Nine.

Denken ist anstrengend.

Morgen geht es schon früh wieder raus
zum Schürfen in den Steinbruch der
virtuellen Freiheit

und hinaus zum Pflücken auf die
Baumwollfelder der Casinos.

Da muss man stabil bleiben und kann
sich keine Bewährungsschwankungen
erlauben.

Campingplatz

VERGISS ES

Ich suche nach Aristophanes, denn ich habe ein paar Fragen an ihn. Schliesslich taucht er auf im Wäldchen, wo mein Wohnwagen steht.

Aristophanes: Ich bin beglückt, dass du an mich gedacht hast.

Danielos: Nimm Platz. Ich habe ein paar dringende Fragen an dich.

Aristophanes: Die wären?

Danielos: Es gibt Fragmente einer Komödie, in welcher im zweiten Akt eine völlig erfolglose und daher staatlich umgeschulte Theatertruppe als Kontrolleure eines Hilfswerks auf eine Insel kommen, um einen Bericht zu erstellen über den Erfolg und Fortgang eines Hilfsprojektes.

Aristophanes: Ja.

Danielos: Was Ja?

Aristophanes: Ja eben: Was ist jetzt die Frage?

Danielos: Stammt diese Komödie von dir oder wird sie dir nur zugeschrieben?

Aristophanes: Sie ist von mir. Es ist der Mittelteil aus Moira, der Maulbeere.

Danielos: Wirklich? Die beiden ersten Akte davon kennt die Theaterwissenschaft bereits. Aber darin geht es doch um den rebellischen, jüdischen Guru Johannes in Efesus, um denjenigen, der diesen Laden eröffnet hat, wo man nichts kaufen kann.

Aristophanes: Bravo. Du kennst dich gut aus.

Danielos: Offenbar nicht, denn die beiden anderen Akte, von denen ich Kenntnis habe, spielen nicht in Efesus, sondern in Athen und auf einer Insel, wo Meerziegen leben, wo es aber kein Wasser gibt.

Aristophanes: Wo liegt dein Problem?

Danielos: Dass dies alles für mich nicht zusammen passt. Einerseits das neue Ladenprojekt mit den Maulbeeren in Efesus, wo man bezahlt, damit Gott hilft - ohne, dass man weiss welcher Gott gemeint ist - und andererseits die Zentrale dieses Hilfswerks, die alles steuert und die sich offenbar in Athen befindet.

Aristophanes: Was passt denn dabei nicht zusammen? Ir-

gendwo muss doch das Geld gesammelt werden für die teuren Wasserlieferungen zur Insel der Meerziegen. Donatoren sind eben meist stinkreiche Städter, aus Efesus, Milet, aber auch von vielen anderen Orten, wo die Leute in der Not ihrer Überfütterung, Hirn- und Herzverfettung nicht mehr wissen, durch welches ihrer vielen Fenster sie ihr Geld schmeissen sollen.

Danielos: Also gut. Vielleicht ist es besser, wenn wir diese beiden Akte einmal vorspielen, damit die wohlgesinnte Leserschaft dieses Buches – mögen es viele sein - den Funken einer Chance haben, nachzuvollziehen, wovon wir hier reden. Und damit es dann eventuell auch jemanden interessiert, wie diese Komödie zu Ende geht.

Aristophanes: Bravo Danielos! Ein heldenhaftes Ziel.
(klatscht)

Da tritt ein alter Bekannter hinzu. Der Bärtige setzt sich grusslos zu uns an den Campingtisch.

Sokrates: Wer will das schon wissen, Danielos? Wä-

re es nicht sinnvoller, deiner arg geplagten Leserschaft anständig darzulegen, wie es nach Afrika mit dir weiterging; dass du nämlich wegen deiner Scheidung eine grössere Summe Geld erwartest und deshalb in die überaus missliche Lage geraten bist, dass du nicht weisst, was du mit dem monetären Segen anfangen sollst und du dann schliesslich, in deiner verzweifelten Suche, auf einer Insel gestrandet bist, die kein Wasser hat, undsoweiter.

Aristophanes: Darf man soviel schon verraten? Ich finde, Sokrates, dass du dramaturgisch riskant vorgehst, was dem Spannungsbogen einer Erzählung nicht dienlich ist, was ich aus Erfahrung sage, schliesslich bin ich der berühmteste Komödiendichter der Antike.

Danielos: Ich stimme dem zu, was Aristophanes sagt, Sokrates. Ich bitte dich. Habe etwas Geduld. Zuerst müssen wir die offenen Stellen der letzten Berichte so beantworten, dass sich der Leser ernst genommen vorfindet. Wir müssen in der Gegenwart bleiben und können nicht zu stark vorgehen

in die Zukunft

Sokrates : Zukunft... Zukunft... wir wissen das doch jetzt. In der Gegenwart.

Danielos: Ja aber die Erzählung in diesem Buch ist noch etwas im Hintertreffen und der Leser ist noch nicht so weit informiert wie wir.

Sokrates: Typischer Buchblödsinn. Wer interessiert sich schon für einen Leser? Wo ist er denn? Sag, Danielos, Wo ist er? Hinter der Tanne dort? Auf der Toilette des Campingplatzes? Weshalb soll man auf Abwesende Rücksicht nehmen? Das hält uns doch bloss davon ab, unsere Realität in der Gegenwart zu erkennen.

Danielos: Ja, Ja. Mag sein, lieber Sokrates. Aber dies ist nun mal ein Buch und wir entkommen ihm nicht, selbst in diesem Dialog nicht. Denn die Realität des Lesers ist nicht unsere.

Sokrates: Sondern welche?

Danielos: Die des Buches!

Aristophanes und Sokrates nicken.

Danielos: (kritisch blickend und dann mit schräg gestelltem Kopf): War das eine rhetorische Frage?

Sokrates: Genau.

Aristophanes: Yep. Eine Falle.

Sokrates: Einheit von Raum, Zeit und Handlung: Das ist klassisches Theater. Das gilt heute nur noch in Tagesschau, Tagesthemen, Nachrichten. Das gilt im richtigen Theater schon längst nicht mehr.

Aristophanes: Trotzdem: Danke, Sokrates, für diese Insiderinformationen über unseren Freund Danielos. Es sind tatsächlich interessante Koinzidenzen in der Biografie unseres Freundes. Dann bist du, Danielos, also plötzlich zu einem potentiellen Kunden von Moira geworden? Hast du deine Maulbeere schon bei Johannes abgegeben?

Danielos: Jetzt mach aber eine Pause. Dieses Theater hat doch mit mir nichts zu tun.

Sokrates: So sieht es aber nicht aus.

Aristophanes: Ich mach das ja nicht gern, aber ich muss Sokrates zustimmen. Vielleicht ist deine

Realität zu fest in diejenige deiner Literatur verschoben, ohne dass du es bemerkst.

Danielos: Meint ihr allen Ernstes, dass es sowas gibt?

Sokrates: Und ob! Absolut. Ich kenne viele Autoren, die sich in ihren Erfindungen und Fantasiegespinsten verheddert haben und auf Nimmerwiedersehen verschwunden sind. Vor allem Leute, die Bücher schreiben.

Aristophanes: Mich kannst du, Sokrates, du Grossmeister des verschrobene[n] Intellektualismus, nicht meinen. Ich habe nur Komödien geschrieben. Das sind keine Bücher. Das ist Theater.

Sokrates: Ich habe ebenfalls keine Bücher geschrieben. Ich habe davor immer gewarnt.

Danielos: Jetzt ehrlich, bitte. Was soll daran gefährlich sein, wenn jemand ein Buch schreibt? Kannst Du mir das mal erklären.

Aristophanes: Das Buch ist ein Tier, das aus der Schrift lebendig hervor bricht, wie ein mächtiger Geist, der darin lauert, wie ein Ameisenlöwe, der jeden Krabbler, der zwischen den Zeilen herum irrt, verspeist und selbst den Autor, der ja auch Leser ist, in seine eigenen, sandigen

Fantasmen und rutschigen Träume verstrickt, und aus seiner verschobenen Realität heraus saugt.

Danielos: Okay. Von dieser Warte aus, habe ich ein Buch noch nicht betrachtet.

Sokrates: Wart's ab! Vielleicht erinnerst du dich einst an unsere Warnung.

Aristophanes: Der Autor wird nicht nur von anderen darauf behaftet, was er geschrieben hat, sondern auch - und zu aller erst - von sich selbst. Ist das so schwer zu verstehen?

Danielos: Nein, es macht irgendwie Sinn. Aber dann ist es für Euch also so, dass ihr keine Bücher geschrieben habt aus purer Angst?

Sokrates: Angst ist das falsche Wort. Sagen wir besser Vorsicht.

Aristophanes: Bei Sokrates würde ich sagen, er hatte das Glück auch gänzlich unfähig zu sein, ein Buch zu schreiben - er ist Analphabet.

Sokrates: Ich habe mir gedacht, dass eine solche Sülze kommt von einem, der sich angemast hat, über seinem Werk zu stehen und dabei erst recht zu einer Witzfigur verkam.

Aristophanes: Und dein Platon, lieber Sokrates, der eingebil- dete, alphabetisierte Vielschreiber, in des- sen Büchern du überall vorkommst, was ge- schah mit diesem?

Sokrates: Ich habe Platon immer gewarnt, er solle das Bücher schreiben unterlassen, wenn er schon selber nichts zu sagen hat. Aber, wie ihr wisst, hat er dann einfach über mich geschrieben. Genützt hat es ihm trotzdem nichts.

Danielos: Wie, nichts genützt?

Sokrates: Solange er immer wieder abgeschrieben wird, werden ihn seine Bücher nicht freilassen.

Aristophanes: Während wir zwei fast überall hingehen kön- nen.

Danielos: Das tönt so, als sei ein Buch ein gefährlicher Fetisch, ein Dämon oder Götze, der sowohl deren Erbauer als auch deren Anbeter ver- speist.

Sokrates: Gut gesagt.

Aristophanes: Bravo!

Sokrates: Auch ein Buch braucht etwas zu essen, da- mit es nicht verhungert.

Danielos: Und was genau?

Aristophanes: Die Aufmerksamkeit der Leser. Das Buch saugt die Leser aus ihrer Realität in seine eigene hinein. So einfach ist das.

Danielos: Aber das Buch gibt vielleicht auch etwas zurück.

Sokrates: Ja, aber nicht dieses Buch, nicht dein Buch, Danielos. Mach Dir keine falschen Hoffnungen. Oder bist du auch einer von den Dummköpfen, die meinen, dass Bücher die Welt retten. Vergiss es.

Aristophanes: Vergiss es.

Die Kontrolleure

Fragment einer verschollenen Komödie, Aristophanes zugeschrieben. Ca. 300 vor Christus.

3. Akt.

Szene: Eine luxuriöse Halle mit Glanz, Geglitzer und Plüsch und Marmorböden. Sehr edel. Links, im Hintergrund, auf einem Podest aus Haushaltsmüll, steht das dürre Grüppchen des Chores der Notleidenden.

Chor der Notleidenden: (Jammernd) Uns fehlt sogar die Kraft zum Singen. Helft uns! Helft ! H...

Der Chorgesang erstickt in leidvollem Gehüstel, das sich verzweifelt aufbäumt in Gekratze, Gesabber, einem palliativen Röcheln, das in glutinöses Gekoder zerfließt bis es ganz verstummt, alle Sänger ihre Köpfe hängen lassen, mit den Armen schlaff baumeln und die elenden Figuren unsicher auf ihren dürren Knochenbeinchen schwanken, während stinkige, grüne Miasmen aus dem Müllhaufen aufsteigen, auf dem sie stehen.

Ein gut gekleideter Mann kommt schwungvoll in die Orchestra, lächelnd, tänzelnd und in aufgeräumter Stimmung, hüpfte in die Mitte, öffnet weit seine Arme, nickt dem Theaterpublikum zu, als ob er sich für Applaus bedanken möchte, der aber nicht da ist.

Luftus: Hoppla! Nette Loge hier. Das ist vielleicht ein hübscher, grosser Seminarraum hier. Alle Achtung! Und proppenvoll. Fast ein bisschen beängstigend. Ich weiss gar nicht was ich hier machen soll. Ich bin nämlich normalerweise eher in Hinterzimmern unterwegs. Als Unternehmensberater meidet man das grosse Licht. Nicht, dass wir etwas zu verstecken hätten. Nein. Man will - also ich meine, meine Chefs und Auftraggeber wollen – nicht, dass man ..., also kurz: Die Chefs wollen nicht, dass der Pöbel sieht, woher die guten Ideen der genialen Unternehmer kommen. Ich sage daher aus beruflichen Gründen nie: „Das war meine Idee. Ich hab's erfunden.“ Das wollen doch unsere Auftraggeber nachher selber sagen, wenn wir ihnen gesagt haben, was eine gute Idee ist. Dann haben sie es erfunden. Dafür bezahlen sie uns.

Man hat mir gesagt ich sei eingeladen zu einem Meeting mit dem grössten Gönner der Stadt. Ihr kennt ihn alle. Es ist derjenige, der den Chor hier finanziert hat. Ich weiss allerdings nicht weshalb die Schamlosen hier Notleidende spielen dürfen, wenn man ihre fetten Kulturförderungen bedenkt, die sie erhalten, aber item. Wo bleibt denn Georgios? Warum zerrt man mich hier in die Orchestra dieses grossartigen Theaters?

Luftus schaut um sich. Als er realisiert dass niemand kommt, fährt er weiter.

Luftus: Damit es euch nicht langweilig wird, kann ich ja jetzt, bis Georgios kommt, euch ein paar Dinge erzählen über Unternehmensberater, die ihr nicht wissen wollt. Wenn ihr nicht wisst, wer und was ein Unternehmensberater ist, dann kann ich es ganz genau sagen. Es ist der, der vor dem Konkursverwalter kommt. Spass beiseite. Das Erste und Letzte des Unternehmensberaters ist, das A und O, dass es immer nur ums Geschäft geht und dass man nie davon reden

soll. Niemals. Das wisst ihr schon, nicht wahr? Themawechsel: Ihr bezahlt Steuern, oder? Der grösste Fehler ist, dass ihr immer fragt, wofür ihr diese Steuern bezahlt und dann sagt man euch: Für dies uns das und solches und jenes. Aber das ist natürlich alles Blödsinn. Es geht nur ums Geschäft an sich, es geht nur darum wer die Kohle hat und wer darum das Sagen hat. Das, wozu Geld angeblich nützlich ist, ist eine beliebige Erfindung, damit ihr meint, dass das Steuern-Zahlen zu etwas anderem nützlich ist als zu eurer Disziplinierung. Ha, Ha. Und vor allem, dass ihr meint, dass die Steuern, die ihr bezahlt, für dasjenige ausgegeben werden, was ihr für gut und tugendhaft und sozial und förderlich haltet, für das Gemeinwesen, Ha. Ha. Wie blöd muss man sein um so was zu meinen. Alles Geschwurbel, alles Quatsch, Sand in eure Augen. Eigentlich sind diejenigen, die tatsächlich das Sagen haben, wir, die Unternehmensberater, aber das dürfen wir so nicht sagen. Wir kassieren eure Kohle, plappern irgendwas und sind geniale Weise für unser Sekret nicht mal verant-

wortlich. Das erste also, was ich euch empfehlen würde, wenn ihr mich bezahlen könntet als Unternehmensberater: Fragt nicht wofür ihr etwas bezahlt, und fragt nicht was ihr fürs Geld erhält. Fragt umgekehrt.

Luftus macht eine Kunstpause.

Luftus: Was schaut ihr so fragend? Ich wiederhole: Fragt nicht wofür ihr euer Geld hergebt, und nicht was ihr für Euer Geld erhält. Fragt umgekehrt.

Pause

Luftus: Ja, da sind wir. Jetzt wird es schwierig. Ihr müsst jetzt gut aufpassen. Und ihr müsst jetzt ganz tapfer sein. Fragt nicht wofür ihr etwas bezahlt, weil ihr etwas Bestimmtes wollt, eine neue Toga, Schnürschuhe von Praxiteles, oder ein Kilo Meerziegenfleisch von Metzger Xanthos. Fragt nicht wofür. Fragt andersrum. Fragt, wie zum Geier die anderen es immer wieder schaffen, euch für das, was sie euch anbieten, soviel Geld weg-

zunehmen. Habt ihr das? Warum schaffen es die anderen immer wieder euch die Kohle aus dem Sack zu ziehen für irgendwelchen Plunder, den ihr gar nicht braucht, weil ihr eh schon von allem zuviel habt. Habt ihr das? Das ist die alles entscheidende Frage: Weshalb schafft es der Staat immer wieder, euch endlos Steuern aus dem Sack zu ziehen, wenn ihr doch Frieden und Wohlfahrt wollt, und doch nur immer Krieg herrscht?

Händereibend, als hätte er kalt, oder gerade ein Geschäft erledigt, schreitet ein grobschlächtiger aber teuer gestylter und sorgfältig coiffierter Mann in die Orchestra.

Georgios: Luftus, mein Freund, was philosophierst du mit der schweigenden Mehrheit? Bist du zu den Sektierern abgestiegen, und willst eine neue Kirche gründen? Oder eine Philosophenschule, als Teil unserer griechischen Bildungsindustrie, die uns sehenden Auges ins Nichts diplomiert?

Luftus: Ach, grosser und grosszügiger Georgios! Man braucht in unserem Land nicht zu phi-

losophieren. Daran mangelt es uns ganz bestimmt nicht. Es sind die Ohren verstopft. Mit einem Wattestäbchen, das den Schmalz des Mainstream-Palavers entfernen würde, hätten wir tausend Jahre Philosophie in zwei Tagen verstanden.

Georgios: Klag nur, Luftus. Letztlich lebst gerade du von der Taubheit unserer konsumierenden Klientel, denn unsere Geschäfte als Unternehmer wären längst tot, verstünden die Leute, worum es uns geht.

Luftus: Ich bin erstaunt über diese kristallklaren Worte, verehrter Georgios. Wir stehen hier schliesslich auf der Bühne vor der ganzen Welt. Alle Athener sind anwesend, auch unser Staat, unsere Beamte, unsere Priester, alle.

Georgios: Alle? Ja, ja, Alle! Und wo sind die Frauen und Sklaven die in den Hinterstuben und Ghettos alles entscheiden und die Drecksarbeit machen bei uns zuhause? Wir können offen sein, lieber Luftus. Die Welt ist heute so kaputt, dass wir uns mit unseren

Wahrheiten nicht mehr verstecken müssen. Wir können frei heraus sagen, was wir tun, und sie hören dennoch weg und klatschen wie Irre in unserem öffentlichrechtlichen Medienanstalt-Theater, ich meine in der Netflix-Psychiatrie.

Luftus: Dies muss du bitte etwas ausführen, denn vielleicht hat es unter den 15'000 Seelen, die heute hier sind, ein zwei Ausnahmen, die gerade ihre Ohren geputzt haben.

Georgios: Lieber Luftus. Glaubst du wirklich ich würde mich hier hinstellen und so offen reden, wenn ich um mein Geschäft fürchten müsste?

Luftus: Du sicher nicht, Georgios, denn du bist der Tüchtigste unter den Geschäftsleuten des stolzen Athens. Das ist völlig bestritten.

Georgios: Gut. Ich will dir also sagen, weshalb ich trotzdem ehrlich bin. Ich glaube nämlich, dass die Verblödung der Leute, wenn es ums Geschäftemachen geht, dazu führt, dass unser Staat vor die Hunde geht und wir alle am Schluss nichts mehr haben.

Luftus: Dies allerdings, grosser Kulturförderer Georgios, könnte dir völlig egal sein. Du hast ja deine Millionen auf der Seite.

Georgios: Ja, aber ich liebe eigentlich Athen. Das Problem von Athen ist

Von links erscheint ein selbstbewusst, als Musterphilosoph untadelig und sauteuer in auffällig bescheidene Bio-Tücher drapierter, blendend geföhnter, bärtiger Herr so, als ob sein Rückgrat an einem Besenstiel festgezurrert wäre, erhobenen Hauptes, leicht abschätzig in die Arena blickend, mit seinen halb zum Himmel flehenden Augen, die Zuschauer mehr wegwischend als anschauend.

Luftus: ... schau her, da kommt gerade Platon zu uns, welch göttlicher Zufall.

Georgios: Das ist kein Zufall, das hat unser Komödiendichter Aristophanes, den ich übrigens mit meiner Theaterförderstiftung fürstlich bezahle, für uns so erdichtet. Dann soll er halt kommen.

Platon: Meine Herren. Hoherfreut, dass hier, eigentlich zum erste Mal in einer Komödie dieses infantilen Schmierendichters Aristophanes

phanes über grosse Ideen des Staates philosophiert werden darf. Da darf logischerweise ich, der grosse Platon, nicht fehlen, dem ihr ja euer ideales und untadelig gutes Gewissen, zu verdanken habt.

Georgios: Bei mir, lieber Grosskotz Platon, hast du allerdings nicht den Status eines leuchtende Gestirns sondern eher den einer erlöschenden Kerze am Grab des grossen Athens, das ich einst kannte und liebte. Seit du mit deinem idealistischen Geschwafel angehoben hast, wird hier das Gute zur Theorie und das Furchtbare, der Moder und die Apokalypse zur Praxis.

Luftus: Darf ich als Moderator nachhaken, wegen dem Satz den du, hochverehrter Mäzen Georgios, nicht fertig machen konntest. Du sagtest doch, dass du Athen liebst. Das Problem sei aber ?

Georgios: Ja. Ich liebe Athen. Das sage ich von ganzem Herzen. Das Problem Athens ist die Bevölkerung, die von salbungsvollem Geschwafel von Tugend, Solidarität und Moral und hehren Idealen des Bürgers und Staates quas-

seln und der Bevölkerung diesen krass betäubenden Gutschmalz in die Ohren reden.

Platon: Genau, Georgios, du Geldsack. Wir sagen eben, dass du Athen nur deinetwegen liebst, aber es nicht erkennst als das, was es in seinem göttlichen Kerne ausmacht, nämlich als Hort und Schutzburg zu dienen, beseelt von Ehre, Tugendhaftigkeit, Moral, innerer Stärke, Stolz, Ehrhaftigkeit und Wehrhaftigkeit gegen das Böse. Jeder Athener hier weiss es. Männer! (zum Publikum mit ausladenden Armgeste gesandt) Männer! Lasst euch hören. Wir kämpfen nicht für uns und nicht für unser einsames Wucher-Geschäftchen, sondern für die gottgerechte Grösse des Volkes Athens.

Georgios: Ich habe geahnt, lieber Platon, weil ich weiss, dass du ein gescheites Köpfchen bist, dass du jetzt diesen propagandistischen Müll von dir geben wirst. Du willst einfach nicht ehrlich sein. Dein verzweifelter Schrei nach Geltung ist psychiatrisch verstanden. Deshalb hast du ja von deinem klugen Lehrer Sokrates alles brav abgeschrieben. Und du

wolltest dich als Gönner des armen Sokrates hinstellen. Als Göttermacher. Und was hast du wirklich getan? Aus dem grossen, lebendigen Skeptiker hast du eine hohle idealistische Marionette der Macht gebastelt,

Luftus: Hört auf zu streiten. Das bringt uns nicht weiter.

Chor der Notleidenden: Helft uns! Was ist mit uns? Den Notleidenden. Ist denn niemand hier, der uns hilft.

Von links betritt ein Mann mit wallendem, wirrem Bart, weisser Robe, barfuss die Szene. Alle Köpfe drehen sich ihm zu. Die Notleidenden erwachen kurz aus ihrer Agonie.

Chor: Da kommt unsere Hoffnung, unser Erlöser aus der Not. Halleluja. Der grosse Johannes, Hilf uns gnädiger Meister des Hilfswerks. Hiiilf! Hiilfee!

Johannes schreitet an den Notleidenden vorbei, schüttelt jedem Armseligen, der seine dürre Pfote noch zu heben die Kraft hat, die Hand. Johannes geht auf Georgios zu. Dieser aber tritt zwei Schritte zurück, als Johannes ihn mit der

Hand grüssen will. Man winkt sich zu. Der Oligarch rümpft seine Nase.

Georgios: Lass gut sein, Johannes.

Platon: (flüsternd zu Luftus): Wer ist das?

Luftus: Das ist Johannes, der Chef der Stiftung Wasser für Brüder, das ist das Hilfswerk unseres Obermäzens Georgios.

Platon: Ich habe diesen Johannes noch nie auf der Agora gesehen.

Luftus: (Zu Platon) Er tritt nur bei Gönnerdinner auf und auf Konferenzen und in den Synagogen der Juden, zu denen wir keinen Zutritt haben.

Georgios : Was gibt es Neues, heiliger Johannes?

Johannes: Grosser Georgios, ich habe gerade einen lange erwarteten Bericht erhalten von einem Vorzeigeprojekt unseres Hilfswerkes.

Georgios: Was ist damit?

Johannes: Der Bericht ist sehr gut. Fantastisch. Genial. Die Kontrolleure schreiben, dass unsere Hilfe ein durchschlagender Erfolg ist und sich die Bevölkerung sehr bedankt.

- Georgios: Sicher ist dies alles schamlos übertrieben, aber egal. Das muss so sein. Ausserdem, wenn Gott hilft, dann muss es ja gut sein. Oder? Was soll an diesem Jubelbericht also so besonders sein, verehrter Johannes, dass Du mich damit aufsuchst?
- Johannes: Ich getrau mich kaum, es zu sagen.
- Georgiso: Raus damit!
- Johannes: Der Bericht ist von einer Insel, die seit Jahrhunderten unbewohnt ist.
- Oligarch: Du meinst, dass unsere Auditeure auf der falschen Insel waren und einen Jubelbericht von unserem Hilfsprojekt erfunden haben?
- Johannes: Es scheint so. Ja. Ich bin untröstlich.
- Georgios: Du willst sagen, dass sie gar nicht da waren, wo sie eigentlich hätten hingehen müssen?
- Johannes: Es scheint leider so.
- Georgios: Auf welche Insel hätten sie denn gehen müssen?
- Johannes: Auf unsere Insel.
- Georgios: Du meinst auf die Insel, von wo wir unsere Meerziegen her haben?

Johannes: Genau. Unser Hilfswerk liefert Wasser dahin und wir tauschen es gegen Ziegen ein.

Georgios: Wie ist denn der aktuelle Kurs ?

Johannes: Eins zu Eins, wie immer.

Georgios: Das ist ja Wucher! Ich schäme mich fast ein bisschen. Weshalb machen die armen Bewohner der Insel das bloss mit?

Johannes: Wie ich schon sagte: Es gibt dort kein Wasser.

Georgios: Aber sie könnten doch abhauen.

Johannes: Es gibt keine Bäume und deshalb kein Holz um Schiffe zu bauen. Wir haben selber abgelehnt ein Schiff als Hilfe zu schicken.

Platon tritt hinzu.

Platon: Wenn ich bitte etwas fragen darf?

Georgios: Wenn es unbedingt sein muss.

Platon: Wie bringen sie denn, verehrter Johannes, wenn ich fragen darf, das Wasser da hin auf diese Insel der Verdurstenden?

Johannes : Mit dem Schiff.

Platon: Dann gäb es also ein Schiff, um die verdurstende Bevölkerung zu evakuieren.

Georgios: (Laut dazwischen fahrend) Moooment! Stopp! Jetzt fängt das schon wieder an! Der neunmalkluger Platon meint, er hätte die tugendhafte Lösung im Hosensack, nur weil sein salbungsvolles, moralisches Geratsche ihn selber nichts kostet. Aber wer, du idealistisch-theoretischer Gutmensch Platon, wer bezahlt denn für die Überfahrt? Sag wer? Etwa du? Und wenn wir sie auf unser Schiff nähmen, wohin bringen wir die denn dann? Zu dir nach hause?

Platon: Nein, dem Staat.

Georgios: Und was hat der Staat davon?

Platon: Er hat Menschen gerettet.

Chor der Notleidenden: Helft doch! Um Himmels willen.
Erbarmt euch!

Johannes: Platon hat vielleicht recht: Hätten wir ein Schiff geschickt, um sie zu evakuieren, statt

Wasser zu bringen, damit sie dort ausharren können, dann wären heute alle weg und in Sicherheit.

Georgios: Dann braucht man aber auch dein Hilfswerk nicht mehr, heiliger Johannes, und du bist auf der Strasse, geschasst, gefeuert, arbeitslos, verstehst du? Dann kannst du selber betteln gehen.

Chor: Oder bei uns mitsingen!

Georgios: Warum muss man solche simplen Dinge endlos wiederholen? Kannst du mir bitte etwas helfen, Unternehmensberater Luftus. Diese Quatschköpfe wollen es einfach nicht schnallen.

Luftus: Also, liebe Leute, ich sehe das so: Wir haben ja die Hilfswerke nicht gegründet, um unsere Geschäft kaputt zu machen, mit denen wir sie finanzieren. Haben wir das verstanden?

Alle überlegen krampfhaft. Sie schweigen. Eine quälend plagend lange Zeit.

Luftus: Wenn keine Leute auf der Insel der Meerziegen sind, woher nehmen wir denn dann diese Meerziegen, die ein wichtiger Teil unseres Geschäftes sind? Und wie, wenn nicht durch den Wucher des Handels mit Meerziegen, haben wir soviel Geld eingesackt, dass wir ein Hilfswerk bezahlen können und den Chor der Notleidenden obendrauf, die ja nur immer jammern, obwohl sie von uns üppig bezahlt sind.

Die Notleidenden jammern: Oh Jammer, dass uns niemand hilft. So hilft doch!

Luftus: (Zum Chor gewandt) Wir wollen doch, dass ihr jammen könnt. Deshalb bezahlen wir euch ja auch. Wir bewundern eure Gejammer-Kompetenz. Wir würden uns nur halb so glücklich fühlen ohne euer einträgliches Gejammer. Und weil wir glücklich sind, angesichts eures vorgejammerten Elends, spenden wir dann auch Geld für die Kultur. Aber

wir machen das doch nicht, damit das Gejammer aufhört. Versteht ihr?

Der Chor überlegt. Die verwirrten Sänger flüstern und tuscheln miteinander. Sie geben aber kein Tönchen von sich.

Georgios: Ich glaube, es ist bei diesem Publikum nicht möglich mit nur einem einzigen, winzig kleinen Gedanken durchzukommen. Sie sind einfach zu idealistisch verblendet von Platon. Er meint, Hilfe sei dazu da, um Not aus der Welt zu schaffen.

Platon: Wozu denn sonst?

Georgios: Himmel Arsch noch mal! Die Hilfe ist eine Industrie, wie eine Waffenfabrik, eine Ölmühle oder eine Schiffswerft. Damit sie floriert, braucht sie Notleidende. So, wie die Sozialindustrie gescheiterte Existenzen fabrizieren muss, die sie verarbeiten kann, die Psychiatrie uns in den Wahnsinn treibt, um sich Kunden zu verschaffen, und die Spitäler und Ärzte uns planmässig krank

machen, um uns die Gesundheit zu verkaufen, die sie uns gestohlen haben. Am schlimmsten aber sind die Philosophen, die uns einreden wollen, dass wir ohne sie nicht gut werden, obwohl jeder Mensch doch nicht als Psychopath auf die Welt kam, sondern genau von denen, die sie heilen wollen, dazu gemacht wurden. Ist es nicht so?

Mit offenen Mündern schauen alle nach oben. Es ist unangenehm.

Georgios: Weshalb sollen wir, die Geschäftsleute, die diesen ganzen Blödsinn am Laufen halten, indem wir Steuern bezahlen, Jobs und Mehrwert schaffen; weshalb sollen genau wir jetzt besser sein müssen als all diese Heiligen, die ihre Klientel verteufeln, um ein bisschen in ihren Tempelchen abzuhängen und im Duft und im fettigen Rauch des gegrillten Opferfleisches von Entsaugungen zu predigen und zu glänzen. Warum sollen wir das? Nein, wir machen da nicht mit. Wir machen es genau wie diese Schönschwätzer auch. Wir müssen als Hilfswerkbetreiber genau so wie

alle anderen dafür sorgen, dass uns die Notleidenden nicht ausgehen. Wenn es keine Not gäbe, könnten wir unsere Hilfsindustrie nicht betreiben. Ist es nicht so, Unternehmensberater Luftus.

Luftus: Ich könnte es nicht besser sagen. Es tönt so, als hätte ich es erfunden.

Platon: Das finde ich erschreckend herzlos und zu tiefst umoralisch?

Johannes: Ich auch. Das heisst doch, dass wir unsere Hilfswerke nur haben, damit das Geschäft floriert.

Georgios: Ja, für was denn sonst, Heiliger Dingsbums! Wer soll denn dein Salär bezahlen. Wer? Etwa Plato? Seine Schule wird ja auch von mir finanziert, damit er seinen Schwachsinn weiter verbreiten darf, ganz gezielt übrigens, denn ohne den Schwachsinn, den er produziert, brauchen wir auch keine Schulen, um ihn – den Blödsinn nämlich - angeblich aus der Welt zu schaffen. Wenn alle nämlich intelligent wären, würde es doch genügen, sie in Ruhe zu lassen. Die Schu-

le macht die Klugen blöd, damit Weiterbildungsbedarf herrscht in der Schulindustrie. Ist das so schwer zu verstehen?

Platon: Das finde ich sehr krass ausgedrückt.

Georgios: Ja, krass. Das gefällt mir. So ist es. Das Leben ist hart. Was sollen wir machen? Um es nochmals ganz deutlich zu sagen: Wir müssen auch von etwas leben, um helfen zu können. Wenn wir nicht dafür schauen, dass wir immer zuerst und immer als Erste das Beste fressen, wie die Löwenkönige, wenn das Rudel ein Zebra erlegt hat, dann können wir auch den Armen und Schwachen und unseren Schutzbefohlenen nicht helfen. Nur mit mutigem Eigennutz ist die Welt zu retten.

Chor: Helft uns! Habt Erbarmen! Gebt! Gebt, wo Überfluss vorhanden ist. Wir betteln ja nicht unter den Brücken bei den Obdachlosen, die selber nichts haben.

Georgios geht zum Chor, schüttelt jedem die Hände, drückt ihnen ein paar Münzen in die Hände. Der Rest der Gruppe schaut konsterniert und leicht beschämt weg. Platon geht auf Johannes zu.

Platon: Was ist denn nun, lieber Johannes, mit dieser Insel, und was ist mit diesem Bericht, lieber Johannes, den ihr angefordert habt? Ich habe beim besten Willen nicht verstanden, worauf Georgios hinaus will. Habe ich das richtig verstanden? Er wollte ein Audit machen seines Hilfsprojektes auf der Insel der Meerziegen.

Johannes: Ja. So ist es.

Georgios tritt zu den beiden hinzu.

Georgios: Das Kontrolleure, diese Idioten, waren auf einer anderen Insel. Auf einer unbewohnten. Und sie haben ihren Bericht erfunden, sich aus den Fingern gesogen, erdichtet, abgeschrieben, plagiert oder mit Chat GPT.

Platon: (zu Johannes): Ist das wirklich wahr?

Johannes: Leider war es genau so.

Platon: Und jetzt?

Johannes: Wir werden die Kontrolleure nochmals aussenden müssen, diesmal mit einem ortskundigen Kapitän, um uns zu versichern, dass

unsere Hilfe, unser Wasser nämlich, auch da ankommt, wo Gott es will.

Georgios: Aber du hast doch gesagt, Johannes, dass die Auditeure den Bericht schon gemacht haben.

Johannes: Von der falschen Insel!

Georgios: Ja und?

Johannes. Wie, ja und?

Georgios: Bericht ist Bericht. Wir machen ja sowieso, was wir wollen. Egal was drin steht.

Johannes: Wir schon, aber wir müssen unseren Kundinnen und Kunden in den Sammelzentren doch zeigen, dass wir gemacht haben, was wir sagen, auf der richtigen Insel.

Luftus: Wer sagt das?

Johannes: Unsere Ehre sagt das, unsere Verantwortung.

Luftus: Unsere, Unsere, Unsere, was?

Georgios: Also hört zu. Ich bin hier der Oberdonator. Die Stiftung habe ich einzig dazu gemacht, damit ich nicht selber bezahlen muss. Ausserdem haben wir in unseren Flaggschiff-Stores in Efesus und Milet nicht gesagt, für

was das Geld verwendet wird. Wir haben nur gesagt, dass Gott hilft. Stimmts?

Johannes: Ja schon, aber willst du denn nicht wenigstens sicher sein, dass unser Tausch des Wassers gegen die Meerziegen noch funktioniert.

Georgios: Allerdings will ich das. Endlich hast du ein klitzekleines Bisschen verstanden, Oberheiliger, worum es geht. Ja. Das genau will ich wissen.

Luftus: Dann schicken wir also das Team der Auditeure nochmals hin?

Georgios: Von mir aus. Bote! Melde den Kontrollleuren, sie sollen diesmal die richtige Insel besuchen.

Ein Bote rennt mit der Mitteilung auf der rechten Seite aus dem Theater davon. Fast gleichzeitig kommt von links ein anderer Bote daher. Er keucht, weil er völlig aus der Puste geraten ist. Geht zu Georgios.

Bote: Es ist etwas -..... (keuchend) ,

Georgios: Ruhig, Bote, zuerst ganz tief atmen, Luft holen, ausatmen, dann reden.

Der Bote atmet ein paar mal ein und aus.

Georgios: Jetzt gehts , oder?

Bote : Es ist etwas Schreckliches geschehen, grosser Förderer der globalen Hochkultur, Georgios.

Georgios: Komm zur Sache, Bote.

Bote: Der Nachschub von Meerziegen ist zusammen gebrochen. Es kommen keine neuen Meerziegen herein. Euer Lagermeister hat Erkundungen gemacht, aber er hat nichts gehört von unserem Hilfsschiff mit dem Wasser für das Hilfsprojekt, das die Ziegen zurückbringt.

Georgios: Nun mach schon. Was ist denn mit dem Schiff geschehen. Ist es abgesoffen?

Bote: Nein. Nein. Es kam gestern an.

Georgios: Na und?

Bote: Leer.

Georgios: Wie leer?

Bote: Ganz leer.

In diesem Moment schleppt sich ein Mann von links heran. Es muss sich um einen Kapitän handeln, wegen seinem dreizackigen Hut, aber er sieht sehr verlumpt und zerzaust aus. Georgios kennt ihn, geht auf ihn zu stützt ihn am Arm.

Georgios: Um Himmels willen, Kapitän Zargos, wie sind sie hergerichtet. Was ist geschehen?

Zargos: Oh, grosser Gönner Georgios, wir kamen mit unserer Wasserlieferung in eine endlose Flaute, haben mit der Mannschaft, die fast durchgedreht ist, unser ganzes Wasser, das für das Hilfsprojekt gedacht war, aufgebraucht und mussten schliesslich umkehren, weite Strecken sogar rudern. Wir sind völlig am Ende.

Georgios: Und die Insel der Meerziegen?

Zargos: Wir waren nicht dort.

Johannes tritt hinzu.

Johannes: Oh Nein! Wie schrecklich. Dann ist unsere Hilfe gar nicht angekommen? Wie sollen denn da die Leute überleben, wenn unser Wasser nicht ankommt.

Georgios: Was ist mit meinen Meerziegen?

Zargos: Es ist das Allerschlimmste zu befürchten.

Georgios: Was soll das heissen?

Zargos: Vermutlich ist die Insel wieder wie vorher.

Georgios: Wie, wie vorher?

Zargos: Unbewohnt.

Chor der Notleidenden: Warum helfst ihr denn nicht! Macht doch etwas !

Georgios: Aber wenn die Insel wieder unbewohnt ist, dann macht es keinen Sinn, da unsere Evaluatoren, Kontrolleure und Auditeure hin zu schicken. Die waren ja schon einmal auf einer unbewohnten Insel, um sich ihren Fakebericht aus den Fingern zu saugen. Wozu also sollen wir sie nochmals auf eine Insel senden, wo soeben unser Hilfsprojekt gestorben ist. Das bringt doch nichts. Bote!

Ein Bote kommt von rechts:

Georgios: Bote, geh zum Hafenkommendanten und sage ihm, das Schiff mit den Auditoren solle nicht auslaufen. Rasch ..

Der Bote rast davon nach rechts. Kommt aber sogleich wieder zurück:

Bote: Zu spät. Das Schiff mit den Auditeuren schon ausgelaufen.

Notleidende: Um Himmels willen ! Oh Nein! So helft doch ! Zu Hilfe !

Ende des dritten Aktes.

schiff läuft aus

DIE KONTROLLEURE

Fragment einer Komödie, Aristophanes zugeschrieben.
Ca. 300 vor Christus

Vierter Akt

Was bisher geschah: Ein Team von Evaluatoren eines Hilfswerks macht einen Audit auf einer Insel, die schon seit Jahrhunderten unbewohnt ist. Der Bericht über das Hilfsprojekt, das es dort gar nicht gibt, ist hervorragend. Man schickt die Truppe erneut aus, diesmal allerdings mit einem erfahrenen Kapitän, der die richtige Insel ansteuern soll.

Personen:

Armin, Bruno, Claire und Erich: Auditoren des Hilfswerks
Henrietta: Leiterin des Hilfsprojektes

Szene: Links ein Steg am Meer. An Land überall Knochen und Schädel von Menschen und Ziegen und leere Wasserkübel, an die sich Gerippe klammern. Aus dem Schiff steigen eine Frau und drei Männer. Sie bahnen sich einen Weg durch die Gerippe zu einem grossen Plakat: Es ist schön farbig gestaltet, mit dem Bild eines Wasserstrahls,

der freudigen Menschen gespendet wird und einem schnuckeligen, kleinen Ziegenkitzlein. Darauf steht "Wasser für Parallaxos. Willkommen auf der Insel der Meerziegen. Dieses Hilfsprojekt ist finanziert von der Stiftung BlahBlah, des Georgios."

Armin: Wow! Dieser Gestank!

Bruno: Ziemlich heftig hier.

Claire: Hier wäre etwas Hilfe nötig.

Erich: Gewesen.

Die vier stehen vor dem Plakat und wundern sich.

Armin: Wer von euch hatte bloss die doofe Idee, wir könnten für ein Hilfswerk spielen!

Erich: Armin, halt die Klappe! Gerade du, Hanswurst, musst das sagen. Du hast doch in der berühmtesten Strassentheatergruppe gespielt, die es in Athen je gab.

Bruno: ... die niemand sehen wollte.

Claire: .. und bezahlen schon gar nicht.

Armin: Wir waren gut! Genial. Ich lass mich nicht heruntermachen.

Erich: Wir waren zu gut, für unser blödes Publikum, meinst du wohl, du eingebildeter Esel. Wir wurden gefeuert, mein Lieber, wir wurden geschasst, und wir wurden als unfähige Künstler mit Subventionen umgeschult zu diplomierten Funktionären und Kontrolleuren.

Armin: Und was haben wir hier verloren auf dieser stinkenden Toteninsel?

Bruno: Unsere Arbeit, wie immer. Wir sind nicht mehr auf Publikum angewiesen, sondern umgekehrt.

Armin: Wie umgekehrt?

Bruno zeigt mit der Hand in die Runde der Skelette.

Claire: Kunst ist aus Not geboren. Wir waren als Theatergruppe am Verhungern!

Bruno: Früher haben wir Kunst gemacht. Jetzt sind die anderen am verhungern.

Erich: Es hat sich nichts geändert. Wir fahren sinnlos in der Welt rum und erfinden irgendwelche Berichte. Was ist der Unterschied

zu früher als wir Theater gespielt haben auf der Strasse und in der Agora? Oder Bilder gemalt haben, Videos installiert oder sonstigen Müll fabriziert, für Kunstmessen, Museen und Galerien von Börsenabzockern?

Claire: Der Unterschied ist, für uns jedenfalls: Jetzt haben wir einen festen Lohn. Monatlich. Auf sicher.

Erich: Genau. Also lasst uns den Job hier machen und nachher abhauen .

Armin: Ich möchte lieber wieder Theater spielen.

Bruno: Wenn du einen Sponsor findest, dann geh, lass uns in Ruhe und mach es. Bitte!

Armin: Wir hatten doch einen Sponsor. Die Kulturförderungsstiftung.

Erich: Sie ist dieselbe geblieben.

Armin: Wie meinst du?

Erich: Der Finanzier der Kulturförderstiftung, dieser Georgios, der uns als Theatertruppe durchgefüttert hat, ist derselbe, wie der, der das Hilfswerk finanziert, für das wir hier den Audit durchführen.

- Claire: Ist das wahr?
- Bruno: Aber ja doch, es ist Georgios. Er finanziert auch den Chor der Dionysien.
- Chor: So hilft doch. Hilfe ...
- Armin: Dann ist also unser Geldgeber derselbe geblieben. Nur dass wir jetzt ein Grüppchen überflüssiger Buchhalter und Evaluatoren spielen, statt auf der Strasse unseren Spass mit dem Publikum haben.
- Bruno: Es tut dir vielleicht weh, Armin, wenn ich dir das so klar ins Gesicht sagen muss, aber: Es gab kein Publikum. Nicht für uns.
- Erich: ... und Spass hattest vielleicht nur du mit dem Publikum, aber es nicht mit dir.
- Armin: Aber jahrelang waren wir von der Kulturförderung finanziert und haben gut gegessen.
- Erich: Hast du es noch immer nicht überwunden? Wir waren in Weiterbildung. Wenn du es für unehrenhaft hältst, einen Job zu haben, kannst du ja gehen und woanders dein Theater aufführen.

Von links kommt eine wohlgenährte, leicht speckige Frau mit Lockenwicklern im Haar in weissen Plüsch-Pantoffeln. Das Logo des Heiligen des Hilfswerks trägt sie als schweres Amulett an einer fetten, goldenen Kubakette vor dem geblähten Bauch. Die Kontrolleure stellen sich zu einer ordentlichen Delegationsformation auf.

Henrietta: Na endlich! Mein Proviant ist angekommen!

Erich: Wir sind die Kontrolleure des Hilfswerks der heiligen Maulbeere. Und wer sind sie?

Henrietta: Ich bin die heilige Henrietta. Die lokale Königin, ääähm Leiterin des Hilfsprojektes „Wasser für Parallaxos“. Seid herzlich willkommen.

Erich: Unsere Aufgabe ist es, überraschend und unangemeldet die Buchhaltung zu kontrollieren und zu schauen ob alles in Ordnung ist. (Zeigt nach rechts): Das hier ist unser Experte für Exceltabellen. (Zeigt nach links): Das ist unsere Fachfrau für interkulturelle Frauenfragen. Und das (Zeigt ganz nach links): Ist unser Genderbeauftragter für Tier-

fragen, ein männlicher, protrandischer Zwitter. Ich bin die Leiterin und Protokollführerin.“

Henrietta klatscht freudig in die Hände.

Henrietta: Schön, dass es ein bisschen Abwechslung gibt. Besser wäre allerdings ihr wärt eine Theatertruppe, um die Stimmung hier etwas aufzuheitern.

Henrietta bricht in fürchterliches Lachen aus. Die Truppe schaut sich betreten an. Sie finden es überhaupt nicht lustig.

Erich: Wir stehen leider für Scherzchen nicht zur Verfügung, heilige Henrietta. Unser unbestechliches Auge wird einen knochenharten und wahrheitsgetreuen Bericht über die hiesige Lage abgeben. Gibt es ausser ihnen noch andere Personen, die wir befragen können.

Henrietta: Im Moment gerade nicht. Es sind alle beschäftigt.

- Armin: Womit beschäftigt?
- Henrietta: (schaut auf die Gerippe) Sie erholen sich vom Wassermangel.
- Claire: Das könnte, wie ich sehe, noch ein Weilchen dauern.
- Henrietta: Gut Ding will Weile haben. Man darf sie nicht stören. Das gibt sich dann schon.
- Claire: Betrifft dies auch Transen?
- Henrietta: Wie?
- Claire: Gibt es unter den Meerziegen auch Transsexuelle, die vor Stigmatisierungen geschützt werden müssen?
- Henrietta: Jetzt gerade nicht mehr.
- Claire: Warum nicht? (Die Stirne runzelnd) Werden etwa Probleme mit dem Geschlechtswechsel vertuscht.
- Henrietta: Ja, das kann man sagen. Wir haben gerade die Zertifizierung für ein neues Fleischlabel durchgeführt. Fleisch aus 100% gendergerechter Tierhaltung. Da gab es immer Probleme.
- Bruno: Das ist aber schlimm.

Henrietta: Damit wir besser ankommen auf dem Ziegenmarkt haben wir entschieden ein neues Label zu beantragen: Pro Vacca. Geimpft gegen Corona.

Erich: Aber wir haben gemeint, dass Ziegen die Corona-Grippe gar nicht kriegen.

Henrietta: Das ist dem Kunden egal. Er will das einfach. Er fühlt sich dann sicherer.

Erich: Und was impft ihr denn?

Henrietta: Wir nicht.

Claire: Was heisst wir nicht?

Henrietta: Wir impfen nicht selber. Wir haben einen Ziegenbock genmanipuliert. Er impft die Ziegen ganz von alleine. Die Herdenimmunität war blitzartig erreicht.

Armin: Und wer impft die männlichen Ziegen?

Henrietta schaut Armin mit hochgezogenen Augenbrauen an und schüttelt den Kopf.

Henrietta: Was ihr wieder alles wissen wollt!

Erich: Wir wollen es eben genau wissen.

Henrietta: Die Böcke schlagen sich die Grinde ein. Aber Schwule habe ich bisher auf meiner Insel keine gesehen.

Armin: Das sagt man so nicht.

Henrietta: Wie denn sonst?

Erich: Das sollten sie doch wissen, wenn sie schon das Label für gendergerechte Tierhaltung besitzen.

Henrietta: Nein, das ist ein Missverständnis. Ich habe das Label nicht. Die Ziegen haben es.

Erich: Jetzt aber mal Halt! Darf ich das so protokollieren, dass sie das Label für gendergerechtes Fleisch erhalten haben und für gegen Corona geimpfte Tiere. Seh ich das richtig?

Henrietta: Wir haben noch ein drittes Label, das gerade gut ankommt.

Armin: Das wäre?

Henrietta: Gegen rechts!

Erich: Wie gegen rechts?

Henrietta: Gegen rechts eben.

- Erich: Wie ist das gemeint? Politisch?
- Henrietta: Nein, wir Metzger die Tiere hälftig. Die rechte Seite wird freigegeben als gemeine Nazi Wildziege. Und die linke Seite der Ziege als Gegen rechts! Das ist garantiert nazifreies Fleisch.
- Erich: Und was bringt das, wenn sie garantiert nazifreies Fleisch, das gegen Corona geimpft ist und aus gendergerechter Tierhaltung anbieten?
- Henrietta: Es kostete vier Mal mehr als Ziegenfleisch.
- Erich: Lohnt sich das?
- Henrietta: Fragen sie die Ziegen, oder mich?
- Erich: Vorläufig sie.
- Henrietta: Wollen wir uns nicht in den Schatten zurückziehen, bei einem leichten Buffet Volant. Ich habe etwas für uns vorbereitet.
- Claire: Wir könnten dies als Bestechung qualifizieren.
- Bruno: Das wird sie etwas kosten.
- Henrietta: Geld spielt keine Rolle. Hier fehlt es nur an Wasser.

Das Team bahnt sich einen Weg durch die Knochen und verschwindet auf der linken Seite.

Chor der Notleidenden: Endlich! Heilung naht. Es gibt einen Werbeblock.

Trompetenklänge, die durch Ziegenhörner geblasen werden, erschallen. Ein Schauspieler, der als Ziege verkleidet ist, erscheint. Er meckert rum, frisst ein Grasbüschel, das man in einem Topf hingestellt hat, schaut sich das Publikum an und kackt Kotkugeln. Auf der linken Seite ist die Ziege rot angemalt. Sonst ist sie braun. Sie frisst Grünes. Dann stellt sie sich vor das Publikum. Richtet sich auf. Und fragt:

Ziege: Auf welcher Seite sehen sie braun? Links oder rechts?

Die Ziege hoppelt dem Halbrund der vordersten Reihe im Theater entlang.

Ziege: Wo ist braun. Rechts oder links?

Da kommt ein schwuler Bauer rein.

Bauer: Hallo zusammen. Ich bin Alexa, der transsexuelle protransdische Zwitter-Hirte dieser Ziege. Komm her, Amaltheia. Auf welcher Seite ihres Körpers ist sie rot? Von ihr aus gesehen auf der rechten Seite ist braun links ist rot. Klar? Es ist so leicht verwirrt zu sein. Wir haben etwas dagegen. Deshalb haben wir das garantierte Antinazilabel für Fleisch und Wurstwaren entwickelt. Garantiert gegen Rechts also rein linkes Fleisch. Sie wissen ja: Rot und grün gleich braun.

Chor der Notleidenden: So helft denen doch. Kauft das Antinazifleisch. Zurück, Zurück jetzt! Husch husch. Zurück zu unserem Haupttheater. Der Werbeblock ist vorüber. Gott sei Dank! So helft doch!

Drei der Auditoren kommen zum Schiffsteg, bleiben stehen und schauen zurück auf die Insel.

Erich: Lasst uns abhauen. Wir haben gesehen was wir sehen mussten.

- Claire: Es ist einfach furchtbar. Alle sind verdurstet und verhungert, ausser die Chefin des Hilfswerkes.
- Bruno: Meerziegen gibt es keine mehr.
- Claire: Wasser ist nicht angekommen
- Erich: Das einzige was unbeirrt weiter läuft ist das Hilfswerk.
- Claire: Und der Zahlungsfluss plätschert.
- Bruno: Was sollen wir denn jetzt schreiben?
- Erich: Dass sich die Leute erholen vom Wassermangel.
- Bruno: ... dass es Henrietta, der Leiterin des Hilfswerks gut geht.
- Erich: ... den Umständen entsprechend, würde ich anfügen.
- Claire: Und über die Meerziegen? Was sollen wir über sie berichten?
- Bruno: Die Population sei ... ach was. Es gibt sie ja gar nicht mehr.
- Erich: Richtig. Was sollen wir über Dinge reden, die es nicht gibt?

Bruno: Schreiben wir besser über das Wetter. Es sei trocken und heiss. Man wird verstehen.

Erich: Schreib: Sehr trocken und sehr heiss.

Claire: Aber die Buchhaltung stimmt.

Das Dreierteam der Auditeure schreitet über den Steg zum Schiff. Einer fehlt. Es ist Armin, der mit Henrietta zurück bleibt. Die beiden schmusen neben dem Plakat. Wenn das nur gut kommt!

Ende des vierten Aktes

Ziegenbock, Tragea

WIE WEITER?

Sokrates: Und? Bist du jetzt klüger geworden, Danielos?

Danielos: Na ja, das Stück ist ja noch nicht fertig, wie mir scheint.

Aristophanes: Richtig. Es gibt noch zwei Akte ...

Sokrates: ... die zum Glück verschollen sind.

Aristophanes: Sokrates, der alte Theaterhasser! Nur weil das Publikum klatscht und lacht bei meinen Komödien, während er selber von seinen Zuhörern auf der Athener Agora verprügelt wird und ihm seine Frau Blumentöpfe nachwirft, ist er neidisch und giftgallig gegen alles, was erfolgreiches Theater und kunstvoll arrangierte Rede ist.

Sokrates: Du, lieber Aristophanes, führst den Bürgern Athens das Leben im Theater nur auf, statt sie anzuleiten, es selber anständig und ehrlich zu leben. Ich bin immer wieder erstaunt, dass ein so kluger Mann wie du die Grundproblematik seines äffischen Getues nicht erkennt, nämlich, dass man sich im Theater in künstlich generierte, urbane Lebensvorstellungswelten flüchtet und dabei

sich selber verfehlt und aufgibt. Mimesis zerstört den Menschen. Deine sogenannte Kritik, Aristophanes, ist in Wahrheit affirmativ.

Aristophanes: Affirmativ!/? Jetzt kommst du wieder mit einem solchen abgedroschenen Schlagwort der Kultur- und Kunstkritik daher! Du hast als Künstler in unserem Staat doch nur zwei Möglichkeiten: Entweder man sieht und hört dich, oder man ignoriert dich. Und nun kommst du daher und sagst, dass alle Kunst, die gehört wird und der man eine Bühne gibt, affirmativ sei, also das Publikum und das System bestätigen, während diejenige Kunst, die ignoriert, zensuriert, unterdrückt und nicht gehört wird, die gute Kunst sei. Wie kann sie das aber, wenn sie von niemandem wahrgenommen wird?

Sokrates: Ich sage ja, dass du ein kluges Köpfchen bist. Du hast recht. Nur das, was ignoriert, zensiert und nicht gehört wird, bringt uns weiter. Die Emanzipation kommt von den Dark Zones, von den dunklen, verdrängten Seiten, aus dem Untergrund des verdrängten und zensierten und Abschaums.

Aristophanes: Da bin ich wieder bei Dir, Sokrates. Teilweise. Aber ich bin der Überzeugung, dass das, was ich den Athenern vorhalte, nämlich die dunklen Seiten ihrer bürgerlich urbanen Existenz - du wirst doch kaum bestreiten wollen, dass ich das tue -, dass diese Vorführungen mit Applaus nicht zerstört und entwertet werden, wie du mir unterstellst. Vielleicht klatschen die Leute ja gar nicht, weil ihnen etwas gefällt, sondern so, wie man lästige Fliegen und Mücken vertreibt, die einem nachstellen, weil man stinkt unter den Achseln.

Sokrates schmunzelt und klatscht demonstrativ.

Sokrates: Bravo. Das hast du treffend gesagt, werter Aristophanes. Du hast deine Komödien gerade als Scheisse entpuppt, um die die Fliegen des Publikums schwirren. Das ist ein wahrhaftiges Bild.

Aristophanes: Ich weiss jetzt, warum man dich regelmäßig verprügelt. Sokrates. Du musst Prügel als eine Art Schulterklopfen betrachten und

trägst die blauen Flecken wie Orden. Du lechzt ja geradezu danach, beleidigt, gekreuzigt und erniedrigt zu werden, weil du darin den Sinn deiner radikalen Wahrheits-suche siehst: Wahrheit ist das, was niemand hören will. Du selber bist ihr Träger und Verkünder des Unerhörten und damit endgültiger Sieger, weil du bekämpfst, ignoriert und vernichtet wirst. So feierst du dein Ego und so bestätigst du dir deine Rechtschaffenheit, indem du dich heldenhaft und ohne Gegenwehr verprügeln lässt und dich an deinem Schmerz sogar noch aufgeilst. Dem sagt man Masochismus, nicht wahr? Die perverse Liebe zur lustvollen Erlösung mit Schmerz, Leid, Kasteiung und Qual.

Danielos: Seid ihr hierher gekommen um euch zu streiten.

Aristophanes: Er hat angefangen.

Sokrates: Also, ich wollte eigentlich wissen, wie das jetzt mit dir, Danielos weiter geht. Mir scheint, dass dein Buch an einem kritischen Punkt angelangt ist.

Danielos: Wieso kritisch?

Sokrates: Ich finde, dass dein Leben sich in eine Dystopie verliebt hat.

Danielos: Wie kommst du darauf?

Sokrates: Überall nur Unfähige, Hinderer, Marionetten, Stümper, Blasierte, Leugner, Raffgierige, Menschenverächter, machtgeile Vollpfosten, Korruptierte, Rechtsverdreher, Naturtheoretiker,

Aristophanes: Das ist doch keine Dystopie, lieber Sokrates. Das ist Realität. Du, Sokrates, müsstest doch besser wissen, woher die Fäuste kommen, die auf dich herabregnen und die dir mit einem Lächeln den Schierlingsbecher überreichen.

Sokrates: Lass jetzt Danielos reden, bitte, Aristophanes. Ich möchte wissen, wie er diesen vierten Band zu Ende bringen will, denn ich sehe noch immer nicht ein, wie er das grosse Versprechen, das auf dem Titel prangt „Die Heilige Insel“ einlösen will. Es ist einfach kein solches Land in Sicht.

Danielos: Ja, das mag sein. Ich gebe es zu. Du überschätzt mich. Du meinst vielleicht, ich hätte einen fixfertigen Plan, dem ich folge.

Aristophanes: Hast du das nicht?

Danielos: Nein. Es gibt keine Schatzkarte. Ich bin erst daran sie sorgfältig aufzuzeichnen, aber ohne zu wissen, wohin sie führt und ob es überhaupt etwas zu finden gibt.

Sokrates: Normalerweise macht man ja Schatzkarten, um irgendwo anzukommen, wo es etwas gibt, zur Orientierung. Mir aber scheint, dass wir nirgends ankommen in diesem Buch und diese heilige Insel zwar als Titel im Nirgendwo prangt, aber doch in weiter Ferne, wenn nicht gar inexistent ist.

Aristophanes: Das ist ja das, was wir aushalten müssen. beim Segeln übers Meer.

Danielos: Was meinst du damit?

Aristophanes: Dass wir aushalten müssen, dass wir vielleicht nicht ankommen. Dass es aber auch ohne Ankommen weiter geht.

Sokrates: Das ist ungenau. Wir kommen ja ewig an, nämlich da, wo wir immer gerade sind. Aber es gibt kein Ziel für das Unterwegs-Sein an sich, weil wir ja immer bei uns bleiben, so weit wir auch hinaus rudern.

Danielos: Ja, das kann ich so nachempfinden und bestätigen. Sokrates: Ziele setzen wir uns, weil wir die Grundlosigkeit des unmittelbaren Unterwegs-Seins nicht ertragen. Wir haben Angst vor der Frage: Warum machst du das? Wieso gehst du gerade nach Patmos. Wer hat dich geschickt? Was erwartest du von der Käferzucht? Von Pilzen? Wieso gehst du nach Afrika?

Aristophanes: Das ist der Trost des Geldes.

Danielos: Wie meinst du das?

Aristophanes: Wenn man einen Galeerenruderer fragt, weshalb er seinen Job am Riemen macht, dann kann er sagen: wegen den zwei Sesterzen pro Tag. Für die meisten ist das Grund genug, wenn nicht sogar der einzige überzeugende Grund, nämlich, sich den Verlust an Lebenszeit auszahlen zu lassen.

Sokrates: Es beruhigt. Der Lohn beruhigt die Frage nach dem Wofür? Diese Beruhigung ist viel wichtiger als die Frage nach dem Sinn der Arbeit.

Danielos: Ja stimmt, wenn ich sagen könnte, dass ich

für mein Unterwegs sein bezahlt werde, wäre der Frager beruhigt, weil er das verstehen könnte, weil er dann mein Unterwegs-Sein an einen Zweck heften könnte. Abhaken.

Sokrates: Genau. Wenn du von einer UNI bezahlt würdest, von einer Agentur, NGO, egal was, dann wäre alles okay mit dir, Danielos, Aber das Zweifelhafte und irgendwie Irritierende und Beängstigende an dir ist, dass du völlig zwecklos unterwegs bist.

Danielos: Ich kann sagen, dass ich es mache, um ein Buch zu schreiben.

Sokrates: Ha ha. Du willst das Resultat als Auftrag verkaufen. Das ist Schummelei. Du sagst doch, dass du keine Auftraggeber hast und kein von aussen auferlegtes Ziel.

Danielos: Aber ich kann eins erfinden, damit die Menschen um mich herum ein bisschen beruhigt sind.

Sokrates: Erfinden?

Danielos: Ja. Irgendwas. Dass ich ein gesundheitliches Problem habe, dass ich damit bewältige, ein soziologisches Trauma verarbeite, irgendei-

ne Schuld abtrage. Das alles beruhigt die Leute. Viel mehr jedenfalls, als wenn ich sage, dass ich nicht weiss, warum ich das mache.

Aristophanes: Ich finde nicht, dass man die Menschen beruhigen muss. Das ist der falsche Ansatz. Die Ruhe ist keine Impfung, die man von Aussen verabreicht erhält. Sie muss aus den Menschen selber kommen als tiefes Gefühl bei sich zu sein.

Sokrates: Heil sein, meint das.

Aristophanes: Ja, warum nicht.

Sokrates: Religiös?

Aristophanes: Warum nicht. Es gibt doch diesen wunderbaren Satz von Eugen Drewermann: „Der Sinn der Religion besteht darin, die Zweckhaftigkeit des Daseins aufzuheben“

Danielos: Grossartig!

Sokrates: Wer versteht das schon.

Aristophanes: Das Problem ist doch, dass die allermeisten Menschen die Zweckhaftigkeit ihres Daseins gar nicht aufheben wollen, weil sie

eben dann Angst haben, nackt vor sich selber zu stehen.

Danielos: .. das beruhigt nicht ..

Sokrates: .. und dass man manchmal lange Warten muss, bis die eigenen Antriebe zum Vorschein kommen. Der Sinn aufsteigt, während die Zweck aufgehoben sind.

Danielos: Ja, das passiert nur in Einsamkeit, wenn überhaupt.

Sokrates: Also gut. Wir wollen uns hier nicht in der Zwecklosigkeit des Schreibens und Lesens verlieren. Wir haben erkannt, dass Zwecklosigkeit und Ziellosigkeit ein existentielles Grundprobleme darstellen und sogar für Bücher wie dieses gelten. Es wäre demnach beruhigend zu erfahren, was du, Danielos, nach Afrika, als du im September zurück gekommen bist, unternommen hast.

Danielos: Ich wollte eigentlich in den Knast gehen. Weil man mich ja dazu verurteilt hatte. Aber die stümperhafte Zürcher Stadtrichterei und der stümperhafte Justizvollzug des Kantons Zürich liessen mich nicht hinein. Also ent-

schied ich - weil im November der Campingplatz in Landquart geschlossen wird, damit sich die Natur von den Campern erholen kann - zum ersten Mal in meinem Leben den Winter auf der heiligen griechischen Insel Patmos zu verbringen.

Aristophanes: Gut, dann kommen wir also dem Titel schon näher. Siehst du, Sokrates, deine Unterstellung des Etikettenschwindel ist vermutlich unbegründet.

Sokrates: Ich sehe das Heilige an dieser Insel noch nicht.

Danielos: Nicht?

Sokrates: Nein, mir scheint viel eher dass du, Danielos, eine Art Dekonstruktion des Heiligen durchführst, auch mit den Zitaten von diesem Georg Paulmichl.

Aristophanes: Gutes Stichwort, wo ist er denn geblieben, unser Georg? Ich habe von Paulmichl in diesem zweiten Teil des vierten Bandes bisher nichts gelesen.

Danielos: Es hat sich eben nicht aufgedrängt. Hätte ich etwas Passendes gefunden, hätte ich es

sicher aufgenommen. Aber mir schien selber dass sich Georg Paulmichl etwas zurückgezogen hat.

Sokrates: Wohin zurückgezogen?

Danielos: In den Subtext.

Aristophanes: Wie muss man das verstehen.

Danielos: In seinen Namen vielleicht: Georg, Jorgos, Paulus, Michael. Oder zwischen die Zeilen.

Sokrates: Sehr rätselhaft.

Aristophanes: Esoterisch verweihräuchert.

Danielos: Ich will eben nicht immer nur sagen. Ich weiss es nicht.

Sokrates: Wieso nicht?

Danielos: Man darf doch auch reden, ohne etwas zu wissen.

Sokrates: Darf man schon, ja.

Aristophanes: Worauf willst du hinaus, Danielos?

Danielos: Sokrates hat ja auch einst gesagt: ‚Ich weiss, dass ich nichts weiss‘, obwohl man gar nicht wissen kann, dass man etwas weiss, wenn man behauptet man wisse nichts.

Sokrates: Das habe nicht ich gesagt. Das war Platon, der mir das in den Mund gelegt hat.

Danielos: Ja, aber stimmt es denn nicht, dass du es so gesagt hast?

Sokrates: Ja, schon, aber ich habe etwas anderes gemeint damit, als das, was Platon damit bezweckt.

Aristophanes: Platon will mit dem Zitat von Sokrates durch die Blume sagen, dass wir alle dumm sind und unwissend und wir daher den grossen Allwissenden brauchen, ihn selber, Platon, oder einen Gott oder einen Diktator jedenfalls einer der alles weiss. Eine göttliche Intelligenz.

Sokrates: Dabei wollte ich doch nur sagen, dass sich der identitäre Logos jedes Menschen von sich aus, als Biografie offenbart und nicht indem er so tut als wüsste er etwas darüber.

Aristophanes: Ich glaube, Sokrates, das ist etwas zu hoch für Danielos.

Danielos: Ja, sag es bitte noch einmal. Langsamer bitte.

Sokrates: Ich weiss dass ich nichts weiss bedeutet die Gewissheit über die Ungewissheit von Allem.

Aristophanes: Logisch gesehen ist das ein krasser Widerspruch. Wenn alles ungewiss ist, wie kann es dann eine Gewissheit darüber geben? Oder anders gefragt, wenn ich nichts weiss, wie kann ich dann trotzdem wissen, dass ich nichts weiss?

Sokrates: Eben.

Aristophanes: Wie eben?

Sokrates: Das ist eine gute Frage, die uns vielleicht weiterführt. Woher sind wir so absolut sicher bei gewissen Entscheidungen, obwohl wir ohne jede Sicherheit entscheiden?

Aristophanes: Und was antwortet sich der grosse Sokrates auf seine eigene Frage?

Sokrates: Weil ich weiss, dass ich nichts weiss, bin ich völlig frei und ungebunden in meinen Entscheiden. Naiv. Wie ein Kind.

Danielos: Oder wie ein Narr. Eine gefährliche Sache. Man kann ja auch völligen Blödsinn entscheiden .

Sokrates: Ja, klar, aber ist es denn etwas anderes, als wenn du nur so tust als wüsstest du etwas, aber dennoch völligen Blödsinn entscheidest?

Danielos: Ja klar ist es etwas anderes. Der Unterschied ist, dass du dann begründen kannst, warum du den Blödsinn gemacht hast und, dass du deinen Entscheid auf Gründe zurückführen kannst, die du offen legen und belegen und diskutieren kannst.

Sokrates: Du meinst wissenschaftlich?

Danielos: Ja.

Sokrates: Wissenschaft ist pure Angst.

Aristophanes: Komm jetzt Sokrates! Genug. Hör bitte auf. Es ist doch so schon kompliziert genug.

Danielos: Nein warte! Weshalb, Sokrates, soll Wissenschaft Angst bedeuten?

Sokrates: Weil man sich nicht mehr traut, zu seiner eigenen Wahrheit zu stehen und sich immer ängstlich absichern will an Fakten und Evidenzen, die man sich selber zurecht bastelt, wie sie einem gerade in den Kram passen.

Aristophanes: Das machen Kirchen aber auch.

Sokrates: Allerdings. Sie sind ja nur eine etwas andere Form von Wissenschaft, nämlich Getue von Wissen über das allumfassend Un-

gewisse.

Danielos: Ich finde diese Weisheit passt in dieses Buch.

Aristophanes: Das bezweifle ich. Ich finde es ist überflüssig, zuviel von Sokrates hinein zu nehmen. Es verwirrt die Leute bloss und am Schluss schmeissen sie mit Blumentöpfen nach dir. Pass auf, dass du nicht zu nahe beim ihm stehst.

Danielos: Also ich sage euch jetzt wie es weitergeht. Ich gehe im Winter nach Patmos und habe die Idee da einige Schauplätze zu besuchen, an denen Johannes der Lieblingsjünger von Jesus aktiv gewesen sein soll in den Jahren 95 bis 97 nach Christus, als er angeblich aus Efesus verjagt und nach Patmos verbannt wurde.

Aristophanes: Was soll das bringen?

Sokrates: Und weisst du, wo Johannes war?

Danielos: Es gibt eine Quelle, einen apokryphen Text, der den Lebensweg von Johannes auf Patmos beschreibt und sein Wirken.

Sokrates: Oh jeh! Ein Buch!

Aristophanes: Wen interessiert das, Danielos?

Danielos:: Ich weiss es nicht.

Abbildung rechts: Leere Buchseite

GEORGS SCHULLEBENS LAUF

Zuerst bin ich in Prad Kindergarten gegangen. Im Kindergarten hat es mir gefallen. Ich habe manchmal auch für das Leben gekämpft. Nachher bin ich in Mals beim runden Turm in die Schule gegangen. Die Schule ist für mich ein Beruf. Schulegehen schadet nicht, es schadet auch den Erwachsenen nicht. Dann bin ich in ein Heim nach Vorarlberg gekommen. Die Klosterfrauen sind zu streng mit mir gewesen. Sie haben einem mit einem Stecken auf die Hände geschlagen. Schlagen ist eine Sünde. Im Heim haben mir die Schlafzimmer am besten gefallen. Wenn man schläft dann träumt man. Nachher bin ich in die Werkstatt gekommen. In der Werkstatt gefällt es mir sehr gut. In der Werkstatt bin ich ein Dichter. Dichter sein ist ein feiner Beruf. In der Werkstatt sind alles Behinderte. Ich bin nicht behindert, ich kann reden. Ich will immer Ruhe haben. Die Künstler brauchen immer Ruhe. Ich möchte das ganze Leben in der Werkstatt bleiben.

Georg Paulmichl.
1983
Georgs Lesebuch

Jupident Mals, 1969-1971

AUF DEM WEG INS EXIL

Der nachfolgende Text ist das achte Kapitel der Act. John. Proch. Dieser sogenannte Apostelroman mit dem Titel: "Die Abenteuer des Johannes auf Patmos" wurde vermutlich im dritten oder vierten Jahrhundert nach Christus geschrieben und gibt einen Bericht wieder von Prochorus, dem Schreiber und Begleiter von Apostel Johannes, dem Lieblingsjünger von Jesus, der, bei der Auslosung der Missionsgebiete, nach Efesus geschickt wurde. Prochorus gilt als derjenige, der auch die Apokalypse, die Offenbarungen des Johannes, das letzte Buch der christlichen Bibel, die von Jesus Christus höchstpersönlich in einer Höhle in Patmos aus dem Jenseits diktiert worden sei soll, aufgeschrieben hat.

Das achte Kapitel beginnt kurz nach der Himmelfahrt Jesu. Die Jünger hatten unter sich ausgelost, wer wohin gehen soll zur Missionierung. Wissenschaftlich gilt diese Schrift als sogenannter pseudoepigraphischer Text, womit man sagen will, dass von einem unbekanntem, späteren Autor behauptet wird, es handle sich um einen authentischen Zeugenbericht, obschon klar ist, dass der Text erst Jahrhunderte später abgefasst wurde.

Apostelromane gibt es seit dem 3. Jahrhundert von sämtlichen Jüngern von Jesus in schier unermesslicher Zahl. Die meisten

dieser Medienerzeugnisse wurden bei der Schluss-Redaktion der Bibel ausgesiebt, oft sogar als häretisch, als Irrlehren, zur Verbrennung und Vernichtung empfohlen, haben aber trotzdem überlebt und gelten heute als sogenannte apokryphe Texte.

" Dann teilte der Herr (Jesus Christus) Johannes in einer Vision mit, dass er viele Prüfungen ertragen und auf eine Insel verbannt werden müsse, wo er dringend gebraucht werde. Wenige Tage später erging ein kaiserlicher Befehl, und wir wurden von den beauftragten Offizieren verhaftet. Sie behandelten Johannes sehr grausam; sie fesselten ihn mit Ketten und bewachten ihn, indem sie ihm vorwarfen, er sei ein großer Betrüger und würde Zauberei betreiben. Doch nachdem sie mich (Prochorus) geschlagen und bedroht hatten, ließen sie mich wieder frei. Als wir an Bord des Schiffes gingen, nahm jeder Soldat seinen Platz ein, und wir wurden angewiesen, uns unter sie zu setzen. Jeden Tag bekamen wir 170 Gramm Brot, einen Behälter Essig und einen Becher Wasser, von dem Johannes immer nur ein wenig nahm und mir den Rest gab. Doch die Soldaten des Königs wollten aus persönlichen Gründen nicht direkt nach Patmos segeln und blieben daher lange Zeit in einem anderen Hafen, in dem sie anlegten. Am nächsten Tag setzte sich die Schiffsbesatzung zu einem reichhaltigen Mahl zusammen, während wir weitersegelten. Sie begannen, laut-

stark zu schreien und zu stören. Plötzlich stürzte ein junger Soldat, der zum Bug des Bootes ging, um sich zu erleichtern, ins Meer. Sein Vater war an Bord, und als er den Jungen fallen sah, versuchte er, sich ins Meer zu stürzen, doch die anderen versperrten ihm den Weg und hielten ihn davon ab. Große Trauer und Angst überkamen alle wegen des Jungen.

Sie kamen dann zu Johannes, der in Ketten lag, und sagten zu ihm: „Mann, wir sind alle traurig über das Unglück, das uns widerfahren ist. Wie kommt es, dass du allein so fröhlich bist?“

Und Johannes antwortete ihnen: „Was soll ich tun?“ Sie sagten zu ihm: „Wenn du die Macht dazu hast, hilf uns.“

Johannes fragte den Ranghöchsten: „Welchen Gott verehrst du?“

„Apollo, Zeus und Herkules.“

Er sagte zum Zweitrangigen: „An welchen Gott glaubst du?“

„Äskulap, Hermes und Hera.“

Einer nach dem anderen bekannten sie ihren falschen Glauben. Da sagte der Apostel des Herrn zu ihnen: „Haben all eure Götter nicht die Macht, den Jungen lebend zurückzubringen und euch von eurem Kummer zu befreien?“ Sie antworteten: „Weil wir unseren Verpflichtungen

ihnen gegenüber nicht treu sind, bestrafen sie uns.“

Johannes empfand Mitleid mit ihnen wegen des Todes des Jungen und ihrer Täuschung und sagte: „Mein Kind Prochorus, steh auf und gib mir deine Hand.“

Ich gab Johannes meine Hand und er stand am Rand des Bootes, schlug auf die Ketten und sagte seufzend und weinend: „Gott der Ewigkeit, Schöpfer der Welt, dessen Namen alle Geschöpfe der Natur gehorchen, der einzige Allmächtige und König von allem, Jesus Christus. Du hast mit deiner Menschwerdung den göttlichen Plan erfüllt, Du hast dich herabgelassen, über das Meer wie über Land zu gehen, ohne nasse Füße zu bekommen. Du hast uns versprochen, dass wir dich von ganzem Herzen bitten und im Überfluss empfangen können. Du, Herr, den ich, Johannes, jetzt anflehe, erhöre mich, denn wer könnte deiner Macht widerstehen?“

Während der Apostel noch betete, ertönte ein lautes Geräusch und ein solches Tosen auf dem Meer, dass wir alle kurzzeitig in Gefahr waren. Dann erhob sich eine große Welle auf der rechten Seite des Bootes und spülte den jungen Mann lebendig vor Johannes' Füße. Angesichts dieses Anblicks warfen sich alle nieder, verehrten ihn und bekannten: „Euer Gott ist wahrhaftig! Er ist der Gott des Himmels und der Erde und des Meeres!“ Sofort lösten sie seine Ketten, und von diesem Augenblick an waren wir frei.

Wir stachen in See und erreichten eine Stadt namens „Katoikion“ und machten dort fest. Alle gingen an Land, nur wir blieben mit unseren Wachen an Bord. Als die Sonne unterging, kamen sie alle wieder an Bord, und die Matrosen beschlossen, dass wir aufs offene Meer hinausfahren sollten. In der fünften Stunde der Nacht zog ein schwerer Sturm auf, sodass unser Boot in Gefahr war. Und weil alle unseres Todes sicher waren, wandten sich die Offiziere an Johannes: „Mann Gottes, durch dein Gebet und durch ein seltsames Wunder hast du den Jungen lebend aus den Tiefen des Meeres zurückgeholt. Bete nun erneut zu deinem Gott, damit das Meer sich beruhigt und wir nicht ertrinken.“

Dann sagte Johannes zu ihnen: „Setzt euch alle ruhig an eure Plätze.“ Doch der Sturm wurde stärker, und so stand Johannes auf und betete. Der Wind legte sich sofort, und der Sturm hörte auf.

Als wir in Myrona anlegten, erkrankte einer der Offiziere schwer an Ruhr und war in Lebensgefahr. Wir blieben sieben Tage dort, doch am achten Tag begannen die Offiziere, sich untereinander zu streiten. Manche sagten: „Wir sollten nicht länger zögern, da wir den königlichen Befehl nicht ausführen.“ Andere argumentierten dagegen und meinten, es sei nicht recht, einen kranken Kamera-

den zurückzulassen oder ihn in seinem Zustand an Bord zu holen. Dann sagte Johannes zu mir: „Steh auf, mein Kind, und sage dem Kranken, dass Johannes, der Apostel Christi, ihn gesund hierher zurückruft.“ Also ging ich hin und erzählte ihm, was Johannes mich zu sagen gebeten hatte. Er stand sofort auf, folgte mir und kam zu Johannes, ohne sich noch krank zu fühlen. Dann sagte Johannes zu ihm: „Sprich mit deinen Gefährten und sag ihnen, dass wir aufbrechen sollen.“ Und er, der sieben Tage lang gefastet hatte und in Gefahr war, überredete seine Gefährten freudig, dass wir in See stechen sollten. Als alle das Wunder sahen, das geschehen war, fielen sie dem Apostel zu Füßen und sagten zu ihm: „Hier, die ganze Erde gehört dir, geh, wohin du willst! Wir haben verstanden, dass du ein Diener des wahren Gottes bist.“

Doch Johannes sagte zu ihnen: „Tut das nicht, meine Kinder, sondern bringt mich dorthin, wo ihr mich hinbringen sollt, damit ihr den Auftrag des Herrschers erfüllt, der euch gesandt hat.“

Johannes unterwies sie dann im Katechismus, und noch am selben Tag wurden alle, ohne Ausnahme, getauft. Dann stachen wir in See und erreichten die Insel Patmos.

Dort wurden wir auf Befehl des Kaisers den Stadtbehörden übergeben. Die Soldaten waren alle bereit, bei uns zu

bleiben, doch Johannes sagte zu ihnen: „Meine Kinder, achtet darauf, die Gnade, die euch zuteil wurde, nicht zu verlieren, denn dann wird euch in keinem Land etwas Böses widerfahren.“

Nachdem sie zehn Tage lang blieben, sich freuten und von Johannes belehrt wurden, betete er für sie, segnete jeden und entließ sie in Frieden. Er übergab sie dem Schutz Gottes, an den sie glaubten, denn ihm sei die Ehre in alle Ewigkeit, Amen."

Johannes in Patmos

TAGEBUCH PATMOS

3. November

Erster Tag im Appartement. Mich wundert: Hier soll ich also den Winter verbringen? Ja, offenbar. Ich hatte nämlich entschieden, nicht nochmals in der Eiskälte in meinem Wohnwagen in den Schweizer Bergen zu bleiben, sondern an die Wärme zu ziehen, auf die griechische Dodekaneseninsel Patmos. Als ich alles mit der Scheidung hinter mich gebracht hatte, dachte ich, ich könne dort eventuell zu einem neuen Lebensabschnitt finden oder, wenn nicht, es mir doch wenigstens angenehm zu machen und das Unabwendbare gut sein lassen.

Jakovos, der Direktor des Hotels Villa Zacharo in Skala, hatte anboten, mir zwei Appartements zu zeigen, wo ich mich für vier Monate günstig einmieten kann. Und so war es denn auch. Heute war Besichtigung. Ich entschied mich für ein Haus mit Terrasse, etwas erhöht am Stadtrand, mit Blick über die Dächer von Skala zum Hafen hin. Das Hauptzimmer hat zwei Eingänge von der Terrasse her. Der Raum ist mit Cheminee, Kochherd, einem Sofa und Tisch ausgerüstet, drei Meter hoch mit Holzbalkendecke. Es hat eine Kommode, einen Schrank, zwei Van Gogh Stühle mit Bastsitzflächen, einen abgewetzten schwar-

zen Ledersessel. Der Boden sind Fichten- oder Kiefernriemen, alle Wände fleckenlos weiss gestrichen, die Türen und Fenster in einem würdevollen Hellblau, eine Farbe, die nach Frieden duftet, Türen aus Luft. Die Mauern sind einen halben Meter dick. Mein Schreibzimmer hat etwas Erhebendes. Ich liebe hohe Zimmer. Es wirkt licht, frei und offen aus unverstellter, praktischer Bescheidenheit. Beide Türen haben zwei Flügel, wie die Fenster. Die Türflügel besitzen Glasfenster, durch die das Tageslicht den Raum angenehm beleuchtet.

Um elf Uhr spaziere ich zur Meloi Beach. Das sind dreissig Minuten Spaziergang um das Hafenbecken herum, dann die geteerte Strasse hinauf, zum Sitz der Heiligen Ikone von Koumana und auf der anderen Seite wieder runter zur Bucht von Meloi. Das Wasser ist warm, sicher 22 Grad oder mehr. Es hat ein paar Wolken. Drei Gäste sind da, eine Frau mit Hund, zwei Einheimische. Aber man sieht sie kaum im weitläufigen Schwung der fein bekieselten und von Tamarisken beschatteten Bucht. Ich begrüsse die Fische, füttere mit Knäckebrot. Die Taucherbrille habe ich aus der Schweiz mitgebracht. Ich wasche mich im Meer. Ich werde danach nicht duschen. Mir tut die Salbung mit Salzwasser gut, auch in den Haaren, im Bart. Ich fühle mich mit dem Meeressalz auf der Haut sauber. Sozusagen in mei-

nem Element. Jetzt muss ich nur noch lernen, dass ich für mein Glück nichts tun muss, und nichts tun kann. Manchmal hege ich den Verdacht, dass ich mir mit meiner Arbeit mehr im Wege stehe, als helfe, wesentlich weiter zu kommen.

Es ist alles noch frisch. Ich muss erst ankommen. Meine Seele muss erst Platz nehmen, absitzen, zur Ruhe kommen in diesem alten, gelebten Raum voller Geschichten, die ich nicht kenne. Wir kennen uns ja noch gar nicht. Die Zimmer und Tapeten sind scheu, fremdeln noch. Die Schränke und Kästchen schauen mit ihren Knopfaugen schüchtern zu mir. Ich will sie nicht erschrecken. Ich spiele ihnen eine Nocture von Chopin vor. Das füllt den Raum mit Wärme und gefühlsvoller Bewegung. Und so können sich die gastfreundlichen Geister neben mir aufs Sofa setzen, das ich als Stuhl verwende, um am Holztischchen zu schreiben.

7. November

Morgentau. Es hat zwei Schnecken, die sich die Feuchtigkeit auf der Terrasse zu Nutze machen. Sie kriechen aus ihren Verstecken, um auf dem Gemäuer Tautropfen zu trinken. Dann kriechen sie wieder in den Schatten zurück. Auch Kleider und Frottiertücher, die ich draussen aufgehängt habe, sind feucht.

Ich gehe wieder an die Meloi Beach, um zu schwimmen. Das Wasser ist glasklar und die Fische sofort da, wenn ich etwas Knäckebrot im Wasser aufweiche. Später, als ich zurück flaniere zu meinem Appartement, ruft mir jemand aus einem Auto zu. Es ist Jakovos, der gerade unterwegs ist und mich ein Stück weit mitnimmt. Die Mutter von Roulai sei am Samstag gestorben. Er sagt dies mit Erleichterung in der Stimme. Es sei eine Erlösung gewesen. Nun aber hätten sie viel zu tun. Gestern seien Kostas und seine Frau Smaragda angekommen. Das sind die Besitzer des Appartements, in welchem ich wohne. Sie hätten ein Büro am Hauptplatz von Skala, gerade neben der Bank of Greece. Ich sage Jakovos, dass ich morgen in der Villa Zacharo vorbeikomme zum Frühstück und danach die beiden besuchen werde, um die Miete für mein Appartement zu bezahlen.

Als ich im Appartement ankomme und mich gerade nackt ausgezogen habe, um neue Kleider anzuziehen, erscheint ein Mann auf der Terrasse. Ich ziehe rasch eine Unterhose an und begrüße ihn. Es ist, wie ich vermutet habe, Kostas, der Vermieter, der den wenigen Pflanzen im sandigen Gartenstreifen unter der Terasse mit einem Schlauch Wasser gibt. Ich hatte schon gestern bemerkt, dass der Schlauch auf der Terasse heute etwas anders hingelegt war als tags zuvor und mir schien auch die Erde um die Pflan-

zen befeuchtet. Kostas ist ein sympathischer, älterer, vitaler Herr mit einem braungebrannten, typisch griechischen Gesicht, mit markanter Nase und einer Glatze mit schwarzem Haarkranz. Ich melde mich an für morgen.

8. November

Wieder Morgentau, sodass es sogar Pfützen auf dem Boden der Terrasse hat. Das runde, ziselierte Kupferblech, das als Tisch für Tee und Früchte verwendet wird, ist bedeckt mit einem Gesprengsel breit auslaufender Tropfen. An die Wand gelehnt ist der kretische Wanderstock, den mir Jakovos ausgeliehen hat für meine Spaziergänge im unwegsamen Gelände. Der Hirtenstab ist oben fast bis zum Schaft rundgebogen und aus einem geschälten, harten Holzstab gefertigt. Ich habe mir einen kleinen Altar eingerichtet mit einer Kerze, die seit Tagen brennt, einem kleinen Sandkästchen, wo ich Weihekerzen einstellen kann, was ich auch immer wieder mache, sobald ich an jemanden denke, ein Granatapfel und ein paar hübsche Steinen von der Beach.

Im Hauptzimmer hat es zwei Bilder, eines davon mit einem Blumenstrauß in einem Korb und das andere mit zwei irdenen Gefäßen, wahrscheinlich zur Aufbewahrung von Oliven. Eines der Gefäße ist mit einem Deckel ver-

schlossen, das andere umgekippt und leer. Im Schlafzimmer schaut ein Bischof, oder König oder ein Heiliger mit einer Tiara ernst aber nicht unfreundlich in den Raum, allerdings sehr offiziell, formell. Er ist ganz in Ornat und Brokat gehüllt, mit einem Buch in den Händen. Sonst sind die Räume erfrischend schmucklos.

Frühstück in der Villa Zacharo. Ich übergebe Roula, die schwarz gekleidet ist, eine orange Azaleenblume und kondoliere zum Tod ihrer Mutter Maria. Sie sagt, dass Jakovos gerade weg sei. Er kommt später, als ich draussen Frühstück esse. Zusammen gehen wir zu Kostas, dem Vermieter, in sein Büro, eigentlich ein Grafikstudio, in welchem Kostas unter anderem den Inselführer herstellt, ein Hochglanzmagazin mit einem Abriss der Inselgeschichte in griechisch und english und vielen Inseraten von Modeshops, Abbruchfirmen, Tavernas, Juwelieren bis Haarstudios. Seine Frau Smaragda sei Journalistin sagt Jakovos. Kostas erklärt, dass sie gerade ganz in der Nähe von meinem Appartement sei. Da befände sich nämlich eine kleine Kapelle. Ja. Ich erinnere mich.

Heute, kommentiert Jakovos, ist der heilige Tag des Erzengels Michael, ein wichtiger Feiertag der orthodoxen Kirche. Ich bezahle Kostas 2000 Euros für die vier Monate bis Ende Februar. Dann reden wir von der neue Übersetzung, die Jakovos gerade macht, indem er aus dem Altgriechi-

schenden Originaltext der "Acta Johannes Prochoros", den Erlebnisse von Apostel Johannes auf Patmos während seines Exils im 1. Jahrhundert nach Christus ins moderne Griechisch übersetzt.

Er schicke mir das englische-pdf des Buches. Ich hatte angetönt, dass ich in Patmos einige der Orte besuchen wolle, an denen die geschilderten Ereignisse im Leben von Johannes stattgefunden haben sollen.

Wie immer, wenn Jakovos und ich zusammen sind, ufern unsere Gespräche aus. Schliesslich landen wir bei der Frage, was das griechische Wort "Logos" bedeutet. Jakovos übersetzt es mit Speech, Stimme, im Verbund mit Geist und Herz, der dritte Punkt der göttlichen Trinität. Jakovos ist ein Schüler der ältesten durchgehend geöffneten orthodoxen, theologischen Universität der Welt, der Patmiada auf Patmos, die es seit 1774 gibt. Zu seiner Zeit, vor einem halben Jahrhundert, seien rund 25 Schüler in der Klasse gewesen. Heute sind es nur noch vereinzelte. Jakovos wurde danach Direktor des Athener Flughafens und kam wegen Roula und weil Michailis, genannt Mimi, der Direktor der Villa Zacharo, viel zu früh gestorben war, nach Patmos zurück, um die Villa Zacharo zu übernehmen.

Logos sei, nebst vielem anderem, die Bezeichnung für eine bestimmte Qualität von Äusserungen, erklärt mir Jakovos. Ein Schriftsteller mit einem schönen Logos, könne sich gut, ehrlich, respektvoll und klug ausdrücken. Unsere moderne Verbindung von Logos mit Wissen, Gesetz und sogar Wissenschaft, sagt Jakovos, trete dabei eher in den Hintergrund. Die Stimme des Menschen ist gemeint, dass er von Geist und Herz die richtigen Impulse für seine Äusserungen erhält. Ein Logos hat also nicht in mathematischem Sinne mit Logik, also begrifflicher Mechanik, zu tun, sondern mit einer stimmigen Gefasstheit der Äusserung, mit dem Klang. Das ist schwierig auszudrücken, merke ich gerade. Es ist vielleicht annäherbar, wenn wir die Rethorik, die Kunst und Kunstfertigkeit der Herstellung von Äusserungen, auch Propaganda, also Konstruktion und Berechnung von Sprache zu bestimmten Zwecken, vom Begriff des "Redens aus Vollmacht" unterscheiden, wenn also das Geäusserte und derjenige, der spricht, eine Einheit bilden. Authentizität schwingt da als moderner Ausdruck mit, aber auch ungekünstelte Beseeltheit.

Als ich im Appartement zurück bin setze ich mich auf die Terrasse und schaue zu, wie unter mir, in der niedrigen, tonnengewölbten Kapelle, das Fest des Erzengels Michael gefeiert wird. Es sind sehr viele Leute da, die hinein gehen und heraus gehen. Es wird Brot verteilt. Ab und zu

wird die Glocke geläutet, die in einem offenen Stuhl hängt und mit einem Seil betätigt wird.

Erzengel Michael ist der Führer der Heerscharen, die gegen Finsternis und böse Kräfte kämpfen. Im Volksglauben gehört der Erzengel Michael zu den verbrüdereten Helden unter den Heiligen, dem bei der Aufteilung der Aufgaben auf Erden die Seelen der Verstorbenen zugeteilt sind. Er nimmt die Seelen entgegen, indem er ihnen einen Apfel reicht. Daher wird er als Todesengel angesehen, der die Seele des Verstorbenen auf ihrem Weg ins Jenseits begleitet. Unsere Vorfahren glaubten, wenn ein Mensch im Augenblick des Todes lächelt, dass der Erzengel Michael ihm einen goldenen Apfel gereicht hat.

21. November

In Skala gibt es einen kleinen Sandstrand, der gegen Osten gerichtet ist. Da hat es, direkt am Meer, nur zwei Meter vom plätschernden Wasser entfernt, ein paar Tische, Stühle und Strohschirme einer Bar. Wer sich da niederlässt, schaut direkt in die aufgehende Morgensonne, in ihr Geglitzer im Hafenwasser, voraus die Warnboje über dem im Wasser aufragenden Kynopsfelsens und dahinter,

an der grossen Mole eine Fregatte, ein mausgraues Kriegsschiff der griechischen Marine, dekoriert mit einem Seil, das vom Bug bis zum Heck gespannt und behangen ist mit Dutzenden farbiger Flaggen und fröhlichen Wimpeln. Ich bin der einzige Gast, der in der Morgensonne sitzt und einen Cappuccino trinkt mit einem Glas Wasser, das im Licht funkelt. Ich habe ein Gebäck gegessen, eine Art Samosa, halbmondförmig, mit einer Gemüsefüllung. Vom Teigrand habe ich zwei Stücklein aufbewahrt, vielleicht für Fische, wenn ich später schnorchle an der Patalia Beach, wo ich hingehen will. Aber derzeit motiviert mich gar nichts aufzustehen. Herrlich wärmt die Sonne mein Gesicht und das Wellenspiel und Geplätscher und Geschäume am feinsandigen Ufer ist wie ein Schlafmittel. Man versinkt vor Wohligkeit in seinen Träumen, die nur aus Farben bestehen, in fließenden, weichen Übergängen, während die sanften Finger des milden Windes mit meinem weissen Haar und dem struppigen Bart spielen.

Drei Raben schauen aus sicherer Distanz von zehn Metern zu mir hinüber. Die Tiere sind schwarz, haben aber eine graue Brust und einen grauen Nacken. Sie schauen seitwärts, nur mit einem Auge. Sie kommen nicht in die Nähe der Stühle. Raben hat man hier offenbar nicht gerne. Ich schliesse es daraus: Wenn ich ihnen Brot zuwerfe, fliehen

sie aufgescheucht, als hätte ich ihnen einen Stein nachgeworfen. Und nachher bleiben sie, obschon neugierig, furchtsam auf Distanz, jedenfalls kommen sie nicht so nahe, dass sie meine Brotstücklein fressen können. Eine interessante Szene. Denn das, was ich hier als Verhalten beobachte, hat, - wenn ich mir's überlege - mit mir nichts zu tun, denn ich sitze ruhig und friedlich da, esse etwas, was die Raben sicher kennen und werfe ihnen etwas zu, was die Raben sehen. Das Verhalten hat aber auch mit den Raben nichts zu tun, denn sie sind nicht umsonst hier, sie wissen, dass es etwas zu holen gibt. Aber dennoch bleiben beide unsere Versuch, meiner, ihnen zu helfen, und ihrer, von mir etwas zu erhalten, im Grunde vergeblich. Sie versanden im wahrsten Sinn des Wortes. Das Misslingen hat mit mir und den Raben direkt nichts zu tun, sondern mit den Geschichten, die wir mitbringen und mit den Vorstellungen die wir voneinander haben.

23. November

Jakovos besucht mich um 8.30 Uhr. Er bringt mir ein Frottiertuch. Roula habe ihm gesagt es gehöre mir und ich hätte es das letzte Mal im Zimmer vergessen. Aber ich kenne es nicht. Jakovos berichtet, dass er heute mit der Fähre nach Kreta zur Olivenernte gehen werde. Ich bitte

ihn, seinen Bruder von mir zu grüssen. Vielleicht werde ich ihn einmal besuchen. Jakovos sagt, dass er ein Haus besitzt. Wenn ich nach Kreta gehe, könne ich seinen Schlüssel haben. Er ist fröhlich drauf. Klar, es hat gestern viel geregnet. Der Nachbarsgarten war überschwemmt und die Kohlköpfe und Broccolis guckten aus einem kleinen See. Heute morgen ist das Wasser wieder versickert.

25. November

Wieder Gewitter über Mittag und Regen dann etwas Sonne zwischen dem Gewölk. Der Garten meines Nachbarn ist innert einer Woche von staubtrockenem Braun zu Knallgrün verwandelt. Nun beginnt, neben der Freude über das Nass, die Arbeit gegen Unkraut. Die Landschaft zittert und vibriert. Aus jeder Pore und jedem Trockenriss treiben Gräser, Knospen, Stiele, Blätter. Die Oleanderbüsche vor meiner Terrasse öffnen ihre Blüten. Es ist herrlich, diesen Frühling anfangs Dezember hier zu erleben. Ich habe einen heftigen Wunsch, einen Garten zu besitzen, um da ein wenig rumzudreckeln und mitzumachen beim Aufbruch des Lebens ins ungestüme Wachstum:

26. November

Böiger Wind aus West. Es rüttelt an Bäumen und Fensterläden. Im Restaurant "Hnetia" hat es nur noch einen ein-

zigen freien Tisch in der Ecke, wo manchmal, zwischen vorbeifliegenden Wolkentürmen, die Sonne hinscheint.

Ein plakativer, orthodoxer Mönch, ganz in schwarz, mit einem Zylinder, der mich immer an ein Ofenrohr erinnert, sitzt bei einer Gesellschaft am Tisch, ein Mönch zwischen George Clooney und Michelangelos Abraham an der Decke der sixtinischen Kapelle, schon am Barte angegraut, vom ersten Frostreif des Todes gemesht, aber mit pechschwarzen Graucho-Marx-Augenbrauen und treuherzigem Blick, fast ein bisschen zu echt, um wahr zu sein, wahrscheinlich weil ich zu feige bin zu glauben, dass er ist wie er erscheint. Wie wenn man bei einem Kleiber argwöhnt, dass sein Kleiberhaftes nur Show ist.

Vielleicht ist es eine Trauergesellschaft. Viele Frauen tragen dunkle Brillen im Haar. Plötzlich erheben sich alle. Der Mönch spricht laut ein Gebet im vollen Restaurant und endet mit: Amen. Chali orexi. Wohl bekomms!

Für mich gibts Horta, Broccoli, Spinat Zucchetti Kartoffeln mit ein paar Tropfen gelbgrünem Olivenöl und frischer Zitrone und dazu frittierte Kalamares, Weisswein, Wasser der Marke Mitsikeli mit der Werbemessage: "From the snow-covered mountains of Epirus". Das erinnert mich an das Umkehrosmose-Wasser Swissta aus Kinshasa.

Draussen bellt ein Hund. Kinder spielen auf dem Fuss-

ballplatz. Vom Westen ziehen Wolken unter dem fast vollen Mond vorbei. Ein gewaltiges Passagierschiff überragt den Hügel bei der Hafeneinfahrt. Ein achtstöckiges Kreuzfahrtsmonstrum. Darin leben sicher doppelt so viele Menschen, wie die ganze Insel Einwohner hat. Blitzartig sind alle Läden im Hafentädtchen aufgegangen, aber nur wenige Kreuzfahrer sind ans Land gepilgert.

27. November

Es ist kühl geworden. Als ich am Morgen aufwache und in meine Schreibstube gehe, merke ich, dass mein Schlafzimmer wärmer ist. Vielleicht ist es durch mich ein wenig aufgeheizt. Der Mensch ist ja eigentlich wie eine 60-Watt Glühbirne. Er gibt mehr Wärme ab als eine brennende Kerze. Am Morgen ist es draussen für einmal monochrom grau bedeckt und windstill. Das ist etwas Neues. Ich stelle am Keramikherd alle vier Herdplatten auf die unterste Stufe ein, dann ist das wie ein Infrarotofen. Es reicht, um meine Kammer auf etwas 20 Grad zu bringen, damit ich da angenehm arbeiten kann. Pulswärmer habe ich mitgebracht. Eigentlich hat meine Schwester Ursula sie gestrickt um meine Unterarme vor Mückenstichen in Afrika zu schützen. Aber hier sind sie hervorragend geeignet um die Handgelenke zu wärmen und nur die Finger für das Tippen frei zu lassen. Ohne Wind ist es auf einer Insel sehr ruhig, wenn

die Töfflifahrer gerade beim Zahnarzt sind, und der Zahnarzt sein Fenster geschlossen hält. Schön wäre jetzt das Knistern eines Holzfeuers. Im Nu ist das auf Youtube gefunden, als Video. Das Chemineefeuer kann man da drei Stunden brennen lassen. Es wurde in fünf Jahren schon 2,5 Millionen mal abgebrannt. Ohne CO2 Emissionen. Fast ohne. Denn Internet ist heutzutags eine der stromfressendsten Technologien. Das Youtubefeuer wäre doch eine Idee für Habecks Klimawende und sein Heizungsgesetz. Heizen mit Youtube. Das würde auch dem physikalischen Verständnis und Wissensstand der Grünen voll entsprechen. Ich hab jetzt aber auf ein anderes Youtubefeuer gewechselt, auf einen Echtzeitkamin mit mehr Fichtenholz, also etwas spritziger und nicht mit bloss welligem Geflämmel. Hat auch mehr Klicks, schon 23 Millionen in sechs Jahren. Und das alles ohne Werbung! Mir wird schon bei diesem Gedanken, dass ich nicht unterbrochen werde mit Schwachsinn, etwas wärmer.

Beim Gang zum Einkaufen begegne ich Kostas, dem Vermieter. Er sagt dass er mir einen kleinen Elektroofen vorbeibringen werde. Ich antworte, dass er ungeniert einfach reingehen soll, wenn ich nicht da sei. Der Schlüssel läge auf dem Stromzähler neben dem Eingang. Es regnet eben, sagt er, entschuldigend. Ich wehre ab: "Aber Nein doch, es ist doch so schön und angenehm warm, fast 20

Grad. Morgen gehe ich schwimmen." Kostas prophezeit, dass es sechs Tage jetzt nicht mehr regnen werde. Falls das Wasser zum Duschen mal zu kalt sei, solle ich einfach den Boiler einschalten. Ich sage ihm aber das sei nicht nötig. Ich würde nicht jeden Tag duschen, und sonst warte, ich bis die Sonne wieder scheint. Ob ich Adonetta wegen dem Putzen gefragt hätte, erkundigt er sich. Noch nicht, antwortete ich, ich könne das weitgehend selber machen. Adonetta gehe zu ihren Liebsten nach Albanien über Weihnachten. Kein Problem. Dann eben nachher. Ich habe Zeit ich bin nicht überlastet.

30. November

Ein sonniger, warmer Morgen. Die Strahlen des Morgenlichts leuchten durch das Ostfenster in mein Schlafzimmer und werfen den Schatten des Fensterkreuzes an die gegenüberliegende Wand.

An der Tastatur meines Computer kleben zwei Zettel. Auf dem einen steht "Bilder + Phalac" Das ist eine Erinnerung daran, dass ich Fotos von meinem Käfer machen muss, dem australischen Prachthirschkäfer, *Phalacrognathus muelleri*, den ich aus der Schweiz als Haustier mitgebracht habe und Fotos von den Bildern an den Wänden meines Apartments. Auf dem zweiten Zettel steht: "Es ist bequemer, jemanden anzubeten, als zuzugeben: Ich bin es."

Das ist ein Gedanke aus einem Traum, den ich kurz notiert habe, aber erst am Morgen weiterführen wollte. Es ist verschiedentlich vorgekommen, dass auf einem Zettel am Morgen etwas stand, aus dem ich den Gedanken nicht mehr rekonstruieren konnte, um den es mir ging, weil noch zuviel Traumhaftes daran hing. Traumfetzen verrät-seln machmal einen Satz so stark, dass er irgendwie glit-schig wird. Man kann ihn nicht richtig fassen, weil die groben, naheliegenden Tagesbegriffe überall abgleiten. Solche Traumfetzen hängen manchmal auch in Texten von Georg Paulmichl. Es sind unfassbare poetische Ver-dichtungen, deren Kompressionsalgorithmen aus einer an-deren Dimension stammen und deren Dechiffriergesetze wir nicht kennen, weshalb das Geschriebene, wie ein Me-netekel an der Wand, sich bei aller Klarheit dennoch un-serem Bewusstseinszugriff entzieht. Zum Beispiel der Satz:

Mit ganzer Kraft beendet der Herbst
die Feriengedanken der Schüler.

Aus "Herbstmanöver" 1985

oder

Viele Hände vergreifen sich an den Früchten.

Aus "Apfelerente", 1987

Im Falle meiner Notiz "Es ist bequemer, jemanden anzubeten, als zuzugeben: Ich bin es", ist mir der Zusammenhang noch ziemlich klar. Es ist einfacher, zum grossen Papi aufzugucken, ihn anzuhimmeln, anzubetteln oder zu fürchten, als selber Papi zu sein, oder zu meinen, man habe mit Klatschen, Applaus und Almosen, die man spendet, etwas getan, oder es sei wächserner Mitgesang schon ein Tun oder man sei mit Abgabe des Wahlzettels schon selber aktiver Teil des Weges zur Erleuchtung usw. Feigheit der Ducker und Claquere.

Der Satz meint eigentlich das, was Sigmund Freud als "Infantilismus der Religiösen" bezeichnet. Freud kommentiert damit die eigentümliche Doppelstrategie des Christentums, einerseits das Credo zu führen, dass der Mensch Gott geworden ist, indem Gott seinen Sohn auf die Erde schickt, aber andererseits jeder Mensch, der angeblich etwas Wichtiges für den Fortgang des Christentums gemacht haben soll, als Heiliger sofort zur Anbetung freizugeben. In der katholischen und orthodoxen Kirche wimmelt es von Heiligen, die in irgendwelchen Kapellnischen verstauben, die für jedes erdenkliche Gebrechen zuständig sind und damit exakt dasselbe darstellen wie die sogenannten Götzen, die man umgehauen und zerstört hat, die Donareichen von Thor, Palmen und Lorbeerbäume, Statuen von Artemis und Apollo und viele weitere. Das Christentum ist enorm

polytheistisch, was man in der Orthodoxie deutlich sieht, weil sprichwörtlich in jedem Abort Ikonen hängen. Der wichtigste Heilige der Orthodoxen ist Nikolaus. Aber auch Johannes wird auf Patmos bis zum Abwinken verehrt, Maria sowieso als die Panagia. Bei Nikos hängt im Wohnzimmer an prominenter Stelle der Namenskalender der orthodoxen Kirche, der an jedem Tag die Ikone eines Heiligen zeigt, der an diesem Tag Namenstag hat, also insgesamt 365 und es gibt sicher noch viele mehr. Am 6. Dezember ist es Nikolaus, der Top-Heilige. Auch er hat übrigens eigenhändig einen heiligen Baum der Andersgläubigen umgesägt. Aber Nikolaos ist zugleich auch der Superman der Schiffsleute, weil er der Legende nach ein Schiff in Seenot selber gelenkt, selber die Segel richtig gesetzt und das Wasser ausgeschöpft habe. Diese Szene ist in einem grossen Bild in mächtigem Goldrahmen an der Wand von Nikos Wohnzimmer zu sehen. Es sieht exakt aus wie aus einem Batman-Marvel-Comic abgezeichnet.

Bildlegende Paulmichl

Nikolaus von Georg Paulmichl

Auf Patmos gibt es gefühlte hundert Kapellen für Nikolaus und gefühlte fünfzig Prozent aller Schiffe heissen Nikolaos. Da habe ich übrigens gar nichts dagegen. Ich will auch niemanden dafür anklagen, dass er Heilige verehrt. Das gibt den Menschen offenbar ein wohliges Gefühl von Sicherheit, eine kindlich-naive Geborgenheit auf dem Schoss von Maria und in den Armen von Nikolaus.

Ich persönlich hatte in meiner Kindheit eher Angst vor dem Samichlaus, wie er bei uns hiess. Auch bei reformierten Protestanten wurde der Samichlaustag (von Santa Klaus dialektisiert) gefeiert. Es war dann sozusagen die Zeit der Abrechnung, eine Halbzeit, Jüngstes Gericht. Wo man für seine Sünden Akontozahlungen leisten musste. Man hatte uns Kindern erzählt, dass der Samichlaus alles wisse, was man tue und er es in ein grosses goldenes Buch schreibe. Stasimethoden mit Fichen. Zwerge und Heintzelmännchen, IM's, trügen ihm, dem Samichlaus, alles zu, was wir heimlich treiben und berichten ihm alle unsere bösen Gedanken und Gemeinheiten und unsere Widerborstigkeiten gegen die Befehle von Lehrern und Eltern, überhaupt alles Undisziplinierte, wie im Sozialpunktesystem der Chinesen. Das Zimmer nicht aufzuräumen und alles zu tun, was Mami nervt, hörte man exakt am Samichlaustag aus dem Mund dieses bärtigen Mannes mit der tiefen, laaangsaamen, tonnenschweren Stimme vorgetra-

gen, in dem roten, knielangen Plüschdress mit den weissen Nerzbordüren und den russigen Stiefeln. Zwar trug der Samichlaus selber nur eine Laterne und eine Glocke, aber für die Straf- und Foldersachen hatte er einen finsternen Knecht bei sich, sein sadistisches und gnadenloses Alter Ego, den Schmutzli, meist in einen kratzigen, mistbraunen Kokosmantel gehüllt, mit dem Hoodie bis zur Nase heruntergezogen, sodass man seine stechenden Schlangenaugen und Stirnwarzen nicht sehen konnte. Auch sprach der Schmutzli nicht. Er knurrte nur wie ein Höllenhund.

Das war das läuternde Nikolaussetting in meiner Kindheit. Protestanten hatten die Figur des Kinderfreundes, der einen Sack voller Leckereien dabei hat, um den Jüngsten eine Freude zu machen, gepaart mit einer Peitsche, der sogenannten Fitze, um undiziplinierte Gören auf die rechte Bahn zu prügeln, wenn nötig. Auf jedenfall war es das System: Gütig tun und Angst machen. Das, was man bei der Coronapandemie genau so als System beobachten konnte. Die Braven werden mir der erlösenden, heiligen Impfung getauft, die übrigen abgefitzt und in den Sack der unsolidarischen Impfleugner gesteckt.

Der Satz "Es ist bequemer, jemanden anzubeten, als zuzugeben, ich bin es", deutet auf einen Konflikt hin, der bei der Heiligenverehrung immer aufkommt, ein Autoritäts-

problem. Obwohl die Christen den Mensch vergottet haben, indem sie Gott vermenschlicht haben, und obwohl mit der Taufe jeder wie Jesus durchs Leben gehen darf, knien sie doch alle bei jedem Jammer wieder vor irgendeiner Holzfigur und küssen eine Ikone.

Das Schönste an Nikolaus ist meiner Meinung nach, dass sein Name heisst "Sieg des Volkes."

Dann spaziere ich zur Meloi Beach. Auf einer Terasse im Halbschatten einer grossen Tamariske sehe ich grosse weisse Pilze in einer jungen, knutschgrünen Wiese stehen. Von weiten sehen sie aus wie Wiesenchampignons. Ich klettere über den Steinwall und über den Eisengitterzaun, um mir diese Pilze aus der Nähe anzusehen. Es sind keine Champignons, wegen der fehlenden Schwärzung der Lamellen, aber auch wegen den zugespitzten, flockigen Dornen auf dem Dach und der schuppigen Knolle, ohne Vulva. Also ist es evtl. ein Wulstling, obschon er wegen seinen flockigen Sprengeln auf dem Dach einem Schirmling ähnelt, aber wegen der champignonartigen Form sicher kein Lepiota ist.

Als ich mich der Ksoklisi Kapelle nähere, höre ich einen Mann singen. Er ist im Garten, vermutlich ein Mönch. Ich

bleibe stehen. Aus dem Gesträuch mit den niedrigen Kiefernbaumchen kommt ein älterer Mann in Zivikleidung, der vor sich eine Ikone in den Händen präsentiert und ganz alleine für sich singt. Es ist weit und breit niemand zu sehen. Als er auf das Plätzchen vor der Kapelle tritt, deren Eingangstüre mit einem weissen Vorhang versehen ist, grüsse ich ihn und bedanke mich für seinen erhebenden Gesang. Ich frage wer das sei auf der Ikone. Es sei der heilige Andreas sagt der Mann stolz und hält mir die Ikone hin. Heute ist sein Todestag und Namenstag. Der Andreas-tag. Er gehe mit der Ikone umher, damit sich die Leute bei ihm, also bei Andreas, bedanken können. Das mache ich denn auch, zumindest für das prächtige Wetter den stahlblauen Himmel mit dem Wattewolken. Es sei ja bald Festtag des heiligen Nikolaus, frage ich, wo das Fest stattfindet. In Skala sagt er, bei der Nikolauskirche. Das habe ich noch fast vermutet. Ich bedanke mich und spazierte hinunter an den Strand von Meloi, wo ich ein Bad nehme und die Fische füttere mit Toastbrot, das ich extra beim Gemüsehändler gekauft habe, zusammen mit einem Sack Patmier Orangen. .

Erst da fällt es mit wie Schuppen von den Augen. Was ich gerade vorher erlebt habe, die Begegnung mit dem alten, rüstigen Mann, der kein Mönch ist, aber einfach so,

singend mit der Ikone des Andreas umher geht - das ist schon beeindruckend und ich verstehe erst jetzt: Es geht nicht darum die Heiligen anzubeten. Es geht vielleicht nur darum, ihnen Danke zu sagen, so wie es der Mann mir gesagt hat, respektive so wie ich es von ihm verstanden habe. Man sagt diesen Menschen danke dafür, dass sie es getan haben, dass sie es tätig waren, nicht nur geplappert haben von der Nachfolge Christi, sondern zugegeben haben: Ich bin es. So ist mir die Heiligenverehrung sympathisch. Es ist eine Danksagung an die, die das Christsein leben. Manchmal auch zu ihrem eigenen Schaden, denn viele Heilige sind Märtyrer der Urkirche. Es ist einfacher einem Menschen zu danken, dass er sein Gottsein als Mensch gelebt hat, wenn er nachher gelyncht wird, weil er dadurch den Tatbeweis für die Nachfolge Christi bis zur letzten Konsequenz erbracht hat, was unsere eigene Mutlosigkeit und Zauderhaftigkeit ein bisschen zu entschuldigen scheint. Ich weiss aber nicht wie und wieso. Ist denn mit der Verehrung der Güte anderer schon selber Gutes getan?

Es gibt auch respektable Gründe, nicht allen Blödsinn mitzumachen, den die sogenannten Heiligen verübt haben sollen, vor allem was ihre eigene Verfolgung Andersdenkender und Andersgläubiger betrifft, das Sprengstoffgürtelproblem, das man aus dem Islam kennt, wo auch viele

heilig gesprochen werden, die sich auf einem Kinderspielplatz von Heiden in die Luft jagen für den grossen Allah. Das haben Christen genau so gemacht. Nikolaus ist Denkmalschänder wie Bonifatius und wie Christodoulos. Alle drei haben Standbilder Andersgläubiger zerstört. Gut, sie waren noch nicht unter UNESCO Kulturgüterschutz wie die Banjan Buddhas, die von den Taliban gesprengt wurden. Der heilige Andreas ist in dieser Hinsicht sauber. Er ist ein Jünger Jesu. Der Bruder von Simon Petrus. Andreas gilt als erster Bischof von Konstantinopel, als es ein solches Amt allerdings noch gar nicht gab. Aber man stellt sich darunter den Leiter der Gemeinde vor, den Oberhirten. Andreas wurde zur Zeit Neros vom Statthalter von Patras gekreuzigt, nachdem Andreas dessen Ehefrau geheilt hatte, sie aber danach zur ehelichen Enthaltbarkeit anhielt, worauf ihr Ehemann ihn ans Schrägkreuz binden liess bis er tot war - an das Andreaskreuz, das wir von Bahnübergängen kennen. Noch drei Tage lang soll der Heilige vom Kreuz herab gepredigt haben. Sein Todestag ist der 30. November. Zwischen 54 und 68 nach Christi Geburt. Nach dem gregorianischen Kalender. Nach dem julianischen ist es der 13. Dezember. Der Heilige Andreas ist einer der wichtigsten Heiligen Griechenlands, weil er in Kappadokien, Lykien und eben bis Patras missioniert hat, ähnlich wie später Nikolaus.

Der gegenwärtige Erzbischof von Konstantinopel, Bartholomäus der Erste, gilt als der 270. Nachfolger von Apostel Andreas und spielt in der orthodoxen Kirche dieselbe Rolle wie der Nachfolger von Andreas' Bruder, Petrus, der katholische Papst in Rom. Petrus gilt bei Katholiken als erster Bischof von Rom und als Leiter der Christenheit, was die anderen christlichen Bewegungen allerdings nicht anerkennen. Das Monoepiskopat gab es in der Anfangszeit des Christentum nicht. Im Weiteren ist von einem Aufenthalt von Petrus in Rom nirgends in der Bibel etwas zu lesen. Ausserdem wollte Jesus gar keine Kirche gründen. Er war ja Jude und wollte lediglich die Gültigkeit und Achtung der Tora wieder herstellen, was man als Erneuerung des Bundes bezeichnet

2. Dezember

Habe mit Nikos abgemacht um elf Uhr im Cafe Marina. Er ist noch immer zuhause. Er hat Schmerzen von den Nieren an abwärts bis in die Waden. Er habe eine Spritze erhalten, trägt einen Nierengurt, läuft sehr schlecht, mit verzerrtem, gefurchtem Gesicht. Ich frage ihn wegen dem Fischen und ob er eine Fischerrute hätte und ob er mir zeigen könne, wie man sie hier benutzt, weil ich noch nie am Meer gefischt habe. Ausserdem frage ich wegen dem Nikolaustag und wegen seinem Geburtstag am 11.12, also in

10 Tagen. Wie ich von Ritas Notizen weiss, findet am 6. Dezember das St. Nikolausfest statt in der Agios Bicolos, da wo in der felsigen Bucht auch Nikos Schiffchen liegt. Aber die Kirche selber ist oben, bei der Ansiedlung mit dem Namen Kampi. Ich werde ein Auto mieten und dann Nikos abholen. Die Messe ist am 5. am Abend. Da will Nikos hingehen. Sein Vater komme auch. Eine weitere Messe sei dann am 6. am Morgen um sieben Uhr. Da gingen dann die Frauen hin, Maria, seine Schwester und Mosca ihre Tochter. Fischerruten habe er zuhause. Ich könne sie am 5., mitnehmen, oder wir gehen dann, wie wir es schon verabredet haben, zusammen Fischen mit seinem Boot wenn es ihm wieder besser geht. In diesem Zustand, in dem er sich jetzt befindet, traut er sich nicht, den rutschigen, steilen und steinigen Weg von Kampi herunter zur Bucht zu Fuss zu machen. Das schaff ich nicht, sagt Nikos.

Ich erfahre, dass die Französin mit der er vor drei Jahren zusammen war, vorher verheiratete war. Ihr Vater lebte in Kairo. Nikos und die Dame seien sogar zusammen in Kairo gewesen und hätten die Pyramiden besichtigt, aber es hätte da nie geregnet, wundert sich Nikos. Ja, sage ich, das ist sozusagen Wüste rundherum und nur der Nil ist ein grünes Band. Die Frau habe dann den Kontakt mit ihm abgebrochen, er wisse aber nicht warum, wohl weil sie die Nähe nicht aushielt, vielleicht meinte er Sex, aber davon

redet er so direkt nicht. Er sei deswegen psychisch geworden, sagt Nikos, depressiv meint er wohl. Sobald er sein Schiff, die Mosca, verkauft habe, werde er hoffentlich wieder normal werden und dann werde es hoffentlich wieder bergauf gehen. Das ist aber noch ein weiter Weg. Es fehlen allerhand Papiere für den Verkauf des grossen Holzfischerbootes, das koste nicht nur Zeit und Ämtergänge, sondern jedes Mal irgendeine Gebühr oder Steuer oder weiss ich. Aber sobald das durch sei, verspricht Nikos, gehen wir Fischen. Wir können auch unten in der kleinen, wilden Bucht von Agios Nikolaus zwei bis drei Tage bleiben und in seinem Minihütchen übernachten. Das hat er offenbar ab und zu gemacht, wenn er mit sich sein wollte. Wobei er diese Einsamkeit jetzt nicht mehr aktiv suchen muss. Er hat sie schon im Überfluss bei sich zuhause, wenn man von seiner Katze absieht.

4. Dezember 2023

Zuerst gehe ich eine Kerze kaufen. Heute ist Geburtstag von meinem Sohn Shayan. Dann mache ich einen Besuch in der Villa Zacharo, wo Roula und Adonetta sind. Adonetta bügelt gerade Bettwäsche. Jakovos komme übermorgen zurück, sagt Roulla. Am Nikolaustag. Bei Jorgos von der Asterix-Autovermietung bestelle ich für morgen einen Mietwagen. Ich habe ja mit Nikos geplant nach Agi-

os Nikolaos zu gehen zur Abendmesse. Bisher hat er sich allerdings nicht mehr bei mir gemeldet. Dann kaufe ich noch eine kleine Plastikflasche Kefir, aber nicht nur wegen dem Inhalt, sondern auch wegen der grossen Deckelöffnung der Flasche und ich kaufe eine Buddel Tsipouro, Schnaps, um darin den Pilz einzulegen, und um aus dieser Urtinktur vielleicht mit meinem Freund Thomas ein homöopathisches Mittel zu verschütteln.

Dann zur Meloibeach, um zu baden. Es ist schon ein Mann da, der mit dem Fahrrad gekommen ist, in modischer Daunenjacke mit Strohhut und Brille, ein älterer Herr, der vom Ufer aus fischt. Während ich mich ausziehe und in der Badehose ins Meer steige, kommt der Herr mit einem eingezogenen, langen Köder, einen Trompetenfisch darstellend, zu mir. Wir kommen ins Plaudern. Er stamme aus Athen, erzählt er, nicht direkt aus der Stadt, aber aus den Bergen dahinter. Ein Freund von ihm wohne hier, dieser sei Mathematiker an der Patmian School und er hätte von mir gesprochen. Ach Ja? Weswegen denn? Wegen dem Bild in der Villa Zacharo. Aha. Er kennt also Jakovos, dann ist alles klar.

Der Mann fischt noch eine ganze Weile, während ich beim Schnorcheln die Fische füttere im glasklaren und immer noch warmen Wasser und setze mich, mit den Füßen im Wasser plantschend, auf den Schiffsteg.

Als ich zurückspaziere nach Skala, höre ich wieder Gesang aus der Kapelle, Ksotini. Ich bleibe stehen, höre eine Weile zu, entscheide, kurz einen Besuch zu machen, öffne das schmiedeiserne Eingangstürchen zum Garten und trete vor die Türe der Kapelle. Da steht wieder der ältere Herr mit freundlich, offenen Augen, lächelnden über das ganze Gesicht. Er hält ein Buch in der Hand und singt mir daraus vor. Das ist derselbe Herr, Manolis mit Namen, der mir vor ein paar Tagen mit dem Bild des Heiligen Andreas begegnet ist. Er erzählt mir, dass heute der Namenstag der heiligen Varvara sei. Aha, die wilde Barbarin, Barbara. Er zeigt in seinem Buch auf eine Stelle, die ich, weil es griechisch geschrieben ist, nicht lesen kann. Ja, Varvara, nickt er und dann singt er mir den kleinen Abschnitt vor, während ich still dastehe und die Augen schliesse. Ich sage ihm, dass heute der Geburtstag meines Sohnes Shayan sei. Zu den drei Kerzen die schon brennen, will ich für ihn eine weitere anzünden. Manolis zeigt mir genau, wie ich mich hinstellen soll, nämlich mit dem Blick zur Ikonostase und ich solle mir einen Wunsch ausdenken. Auf ein langes Leben, spricht er mir vor. Das passt. Und Eudaimonia, ergänze ich, Glückseligkeit.

Dann zeige ich ihm auf meiner Kamera die Fotos von den Pilzen, von denen ich heute ein Stück präparieren will für die homöopathische Potenzierung. Das sind Amani-

tis, sagt der Mann. Er kennt sie, man könne sie essen, aber nicht zuviel, sagt er. "Am besten fragst du Adonis", rät mir Manolis, "das ist der Besitzer des kleinen Marktes mit lokalen Produkten an der Strasse nach Skala, just gegenüber dem Yachthafen."

Am Abhang des Koumanahügels, wo die Pilze auf der saftgrünen und dicht mit aufschliessendem Gras bewachsenen Terrasse stehen, sehe ich, dass einige der Fruchtkörper über zwanzig Zentimeter Durchmesser erreicht haben und sich bei älteren Exemplaren schon die Hutränder aufwärts biegen, aber auch immer noch neue, zuerst eiförmige, mit gespitzten Flocken besetzte Fruchtkörper auftauchen. Sie stehen nicht in einem Hexenkreis, sondern in Linien, wie mir scheint. Ich ziehe meinen Rucksack aus und mache meine Utensilien bereit. Da ruft von der Strasse her ein Mann. Es ist der Fischer aus Athen auf seinem Fahrrad. Entzückt sieht er die Pilze im Feld und will auch sofort zu mir über die Umfassungsmauer und über den rostigen Drahtzaun steigen. Ich zeige ihm, wo es eine Oeffnung im Stacheldraht gibt. Jannis, wie sich der Mann mir nun vorstellt, kennt den Pilz ebenfalls. Amanitis. Ja, genau so nenne man den. Er sei essbar. Ein Freund von ihm kenne alle Pilze. Yannis macht Fotos, pflückt zwei drei kleinere noch kugelförmige Pilze mit noch geschlossenem Velum. Ich zerschneide

einen jüngeren, frischen Pilz und lege Stücke von ihm in meine Kefir-Petflasche, die ich zuvor ausgetrunken und im Meer mit Sand ausgewaschen hatte. Dann schütte ich von der Tsipuroflasche Alkohol dazu, unter den neugierigen Blicken von Jannis. Er getraut nicht zu fragen was ich vor habe.

Während ich so alchemistisch hantiere, hält an der Strasse ein graubärtiger, sonnenegerbter Mann an, der auf einem uralten Töff angefahren kam und ruft uns etwas zu, während er heftig den Kopf schüttelt und mit dem Zeigefinger im Himmel warnend hin und her tickt. Er redet mit Jannis ziemlich viel, von dem ich nur das Wort "Kaffee" aufschnappe. Jannis erklärt mir, dass er meine, man können nur die weissen Pilze mit den kaffeebraunen Lamellen essen. Der hier aber, weil er ganz weiss sei, sei giftig. Sei vorsichtig, sagt mir Jannis, bevor er sich auf sein Fahrrad schwingt und, ohne seine Pilze mitzunehmen, die er im Gras liegen lässt, von dannen radelt. Ich werde also Adonis fragen. Manolis hat mir ja gesagt, dieser wisse alles über die Natur hier.

Nach der Abzweigung der Strasse zum Sitz der Koumana Ikone, ist ein bulliger, stiernackiger ledriger Bauer am Zurückschneiden der Feigenbäume, die den Strassenrand säumen. Ich grüsse ihn und zeige ihm die gesammelten Pilze. "Nein, Nein" macht er kopfschüttelnd, "den kann man

nicht essen." Jetzt steht es also Zwei zu Zwei unentschieden. Der Stichentscheid liegt bei Adonis.

Am Morgen, als ich im Supermarkt, wo Adonis Seniorchef ist, Orangen gekauft habe, war dort nur sein Sohn anzutreffen. Als ich diesem auf der Kamera die Fotos gezeigt hatte, konnte er nichts damit anfangen. Doch nun habe ich die Pilze selber dabei. Auch jetzt aber ist Adonis nicht zugegen. Ich lege seinem Sohn einige grosse und schöne Fruchtkörper der Amanitis auf die Theke neben die Kasse. Er könne ja, sage ich, Adonis fragen, wenn er wieder zurück komme. Ich käme morgen früh vor dem Baden wieder vorbei. Nein, nein, meint der Bursche, ich solle warten. Sein Vater sei eben noch hier gewesen, er könne nicht weit sein. Und tatsächlich: Da ist er schon: ein kräftiger, schlanker Typ mit schwarzgrauem Kraushaar, struppigem Bart, furchigem aber sympathischem Ledergesicht und Vierfrucht Militärhose. Als Adonis die Pilze sieht, schaut er kurz die Lamellen an. Er dreht den Pilz wie ein Goldstück in seinen Händen. Dann nickt er mir mit Kennermine zu. "Die sind gut". Ich bedanke mich, und schenke ihm die Hälfte meiner Pilze, sicher fast ein Kilo, die er ehrfürchtig und sorgfältig in einer Papiertüte verstaut und dann in den Kühlschrank legt. Dabei sagt er mir, er wisse woher sie sind. "Sie stammen von da oben auf der Hügelkrete bei den Terrassen bevor es runter geht

zur Meloi Beach, hab ich recht?" So ist es. Adonis bedankt sich. In der Bäckerei kaufe ich ein Brot. Ich will mir einen Pilztoast machen. Nicht zu viel, wie Manolis, der Sänger der Ksotilis-Kapelle sagte. Zuerst mache ich aber noch einen Powernap, denn es ist schon wieder 13.30 Uhr. Draussen scheint die Sonne, bei hohen Wolken. Es ist warm um 20 Grad, die Türe zu meinem Appartement steht weit offen.

Um 15 Uhr wache ich aus einem ruhigen und entspannten Mittagsschlaf auf. Zubereitung des Pilzes. Nur ein einziger grosser Pilzhut, in Streifen geschnitten, in Butter gebraten, ein bisschen Salz dazu, sonst gar nichts, dann auf ein Stück frisches Brot gegeben, mit ein paar Blättern Petersilie bestreut. Es schmeckt ausgezeichnet, mild, köstlich. Kein bisschen vermadet. Ich werde in den nächsten Tagen schauen, ob Pilzmücken da überhaupt erscheinen.

Meine Recherchen ergeben: Es ist *Amanita echinocephala*, der igelstachelige Wulstling oder Stachelschuppige Wulstling.

Pilzbild

6. Dezember , Nikolaustag

Ein Gedanke wirft mich aus dem Nachmittagsschlaf. Und zwar die Frage, woraus der Schleier der Apokalypse besteht. Das Wort Apokalypse heisst wörtlich aus dem Griechischen übersetzt Entschleierung, Wegnehmen des Schleiers. Offenbarung meint also das Entschleiern unserer Sicht auf die Weltwahrheit, auf die Welt, so, wie sie ist. Das ist eine Parallele zur Mythologie der Beschneidung, zur Entfernung der Vorhaut. Woraus besteht dieser Schleier, der da weg genommen und wie ein Vorhang zurück gezogen wird, und uns dahinter offenbart wie die Welt wirklich ist, wie sie in Wahrheit ist?

Ein Modell dafür könnte sein, dass mit dem Schleier das Gewebe unserer Vorstellungen gemeint ist, die wir von der Welt haben, unser Gedankenstoff, der, so fein er auch sein mag, immer den direkten Blick auf die Welt verschleiert. Das, was wir hier Gewebe nennen, oder Vorstellung, ist ein gedankliches Abbild unserer sinnlichen Lebenserfahrung. Es ist die Klöppelarbeit der Gedanken, wie sie die Fäden des erlebten Weltgeschehens verbinden und verarbeiten, was wir sehen, hören, fühlen, riechen. Der Schleier ist die Gedankenkopie und Blaupause der Welt in unserem Bewusstsein.

Wozu wir überhaupt ein Bewusstsein brauchen, ist eine grosse Frage. Sagen wir vorerst und mit abwehrender Kürze: Zur Orientierung, zur Beruhigung, für die Geborgenheit, zum Schutz unserer Intimität und also auch, um uns selber vor der Welt zu verbergen. Denn nicht war: Vorhänge hat man ja nicht nur, damit wir nicht nach draussen sehen, sondern mehr noch, dass man nicht zu uns ins Haus sieht, dass wir uns vor dem gnadenlosen Blick der Weltöffentlichkeit verbergen wollen. Unsere Vorhänge und Vorstellungen schützen unser Privates, wie Kleider unsere Nacktheit. Oder wie das Feigenblatt unser Schamgefühl des Nackt- und Vertriebensens aus dem Paradies.

Viele Bewusstseins gibt es. Es gibt ein wissenschaftliches Bewusstsein, es gibt ein magisches Bewusstsein, es gibt industriell-merkantile und religiöse Bewusstseins, die alle eine in sich selber gründende Weltanschauung definieren wollen, in deren Vorstellungen Wahrheit konstruier- und reproduzierbar scheint, also erklärbar und machbar. Jedes Bewusstsein ordnet seine Gedanken in Gesetze und Modelle, die versuchen, die Weltwirklichkeit zu beschreiben in einem abschliessenden System, zum Beispiel in einer mathematischen Formel, in einer Gebetsformel, in einem magischen Bannzeichen, einem Kruzifix, einem Fetisch, einem Mpungu einem Aktienvorsorgeplan. Eben in Vorstellungen.

Jedes Bewusstsein muss sich bewahrheiten gegenüber dem, was in der Welt geschieht. Einen Fetisch macht man göltig und wirksam, indem man ihn selber beachtet und respektiert. Selbst eine Sekte, die daran glaubt, dass UFOs kommen, um die Erleuchteten abzuholen, bleiben erstaunlicherweise bestehen, obschon die Voraussagen jedes Mal in die Hosen gehen und weder Landezeit noch Landeplatz sich bewahrheiten. Man glaubt trotzdem an seine Vorstellungen. Glauben ist Trotz gehen die Realität des Widerspruchs. Auch Mormonen folgen treu ihrem Religionsgründer, der ein höchst dubioser Angeber und Betrüger war, der behauptete, er könne die ägyptischen Hieroglyphen lesen, oder Scientologen schwören auf ihre Intelligenzmessgeräten und Vergottungskurse - innerhalb von Sekten ist es Teil des Bewusstseins, das man sich mit zum Gesetz erhobenen Vorstellungen gegen die Realität der Unergründlichkeit Welt durchsetzen und zur Wehr setzen muss. Kostet es was es wolle. Eine Blase will Blase bleiben.

Aber wir wollen nicht beim religiösen Bewusstsein stecken bleiben. Die gegenwärtig mächtigste Bewusstseinsblase dieser Art ist das wissenschaftliche Bewusstsein, eigentlich das mathematische. Die technische Abstraktion ist wegen unserer goliathischen Rechenhilfen auf ein derart hohes Realitätsniveau aufgestiegen, dass es vielen, auch

höchst intelligenten Leuten scheint, dass nun jedes Ereignis mit Algorithmen als logische Folge aus früherer Ereignisse hergeleitet werden kann und damit die Welt vorherbestimmt scheint. Dasselbe gilt für die Meinung, man könne aus den Genen ein Lebewesen erschaffen, errechnen und quasi auf dem Reissbrett konstruieren. Philosophisch ist es ein Dejavu des Positivismus. Schauen sie sich Bilder an der heutigen KI-Grafikprogramme, oder die neuste Version von GTA, Version fünf. Ich kann sogar verstehen, dass in solchen virtuellen, von mathematischen Modellen ausgerechneten Welten sich ein heutiger Mensch freier und eher zuhause fühlt als in der wirklichen Welt, von der die virtuelle Welt des dekadenten Gaunerspiels nur abgeschaut, auch sinnlich abgeschaut ist. Es ist trotz Sound und visueller Action und sogar Spielsitzen mit Vibratoren eine entkörperlichte Welt, die lebendig nur scheint, ohne es zu sein. Mimesis. Theater.

Ich hatte einen guten Freund, der nach einer langen und intensiven Drogenkarriere, und weil er viel Geld geerbt hatte, seine zwanzig letzten Jahre nur noch troglodytisch in solchen virtuellen Theater-Welten verbracht hat, oberflächlich verkabelt mit Freunden und Bekannten, die als Avatare ebenfalls in denselben virtuellen Playstation-Welten unterwegs waren. Dass draussen vor dem verdunkelten Zimmer die Sonne auf und unter ging und mal Som-

mer war, mal Winter war, wurde als Ärgernis klassiert, als ein sinnlos verschwendetes Weltgeschehen, an dem sowie so niemand teilnehmen will. Dadurch entwickelte sich ein Naturekel und letztlich ein Bedrohungs- und Hygienewahn. Dieser Exfreund versickerte sang- und klanglos in der Coronapanik. Er war nicht fähig, durch den Schleier seines weltentfremdeten Bewusstseins hindurch zu sehen. Gleichzeitig legte er für andere Tarotkarten, was in sein GTA-Bewusstsein hinein passte. Und er gönnte sich, serviert von einer devoten Sklavin, nur das beste Essen, wurde dick, krank, unbeweglich und getraute sich, wohl aus Scham, schliesslich kaum mehr aus dem Haus. Auch ein sehr guter Musiker war er, Gitarrist und begnadeter Mundharmonikaspieler. Vielleicht war er auch enttäuscht, dass ihm kaum jemand zuhören wollte.

Mir kommt ein Buch von Ernst Jünger in den Sinn: 'Gläserne Bienen', ein utopischer Roman, geschrieben 1954. In diesem Buch beschreibt Jünger, wie Überwachungsdrohnen in Form von gläsernen Insekten, fast unwahrnehmbar, die Menschen überwachen und die Unterhaltungsindustrie mit der Kriegsindustrie ununterscheidbar zusammen gewachsen sind. Die Menschen werden sehr subtil überwacht, mit Spielen manipuliert und dabei für Kriege programmiert. Erschreckend, wie Utopien von der Realität überholt werden. Immer wieder.

Auch heute treiben Blasen und Sphären des Mainstreambewusstseins den Menschen in hohlen Konsum und verbannen ihn aus seiner Welt, in der er nur stört, wenn er wach bleibt, weil er sich darum sorgt, was geschieht. "Das geht dich nichts an, Mensch," sagen die Operateure der Seifenblasenmaschinen: "Lass das die Götter machen. Die wissen worum es geht."

Aus Sicht der Mächtigen, die Bewusstseinsblasen verwalten und von ihnen profitieren, ist Offenbarung ein Horror. Das Wegziehen des Schleiers, den sie mit Propaganda gestrickt haben, damit ihre Bewusstseinsblasengläubige nicht sehen, dass es dahinter eine andere, eine richtige Welt gibt, muss verhindert werden. Auch für viele Gläubige ist deshalb die Idee der Entschleierung grundsätzlich fragwürdig, weil sie das nicht wollen. Der Wille zum Glauben will die Vorstellung nicht, dass etwas vor die wirkliche Welt gestellt ist. Der Wille will, dass sein Glaube an sich selber als Welt erkannt wird. Für ihn ist Apokalypse immer Enttäuschung, was eigentlich dasselbe ist wie Offenbarung, einfach aus einer anderen emotionalen Ecke betrachtet. Das Enttäuschen, das Wegnehmen von Täuschungen, das Abfallen von Schuppen von den Augen, ist das, was wir am Morgen machen, wenn wir den neuen Tag begrüßen, indem wir den Vorhang vor dem Fenster zur Seite ziehen und die Türe öffnen zum Allerheiligsten,

zu unserem Gang hinaus in die Welt und dabei ihre Gastfreundschaft besingen. Müsste nicht dies die Grundstimmung der Apokalypse sein?

Johannes auf Patmos
von H.Bosch

oder Landschaft von Patmos

BEGEGNUNG MIT DEM ZAUBERER KYNOPS

Dies ist das zwölfte Kapitel des Apostelromans über die Verbannung des Apostels Johannes nach Patmos, erzählt von seinem Begleiter und Schreiber Prochorus. Wir sind etwa im Jahr 96. Im vorangegangenen Kapitel hatte Johannes den Tempel des Apoll zerstört, der damals in Skala oder auf dem Akropolisberg stand.

"Auf der Insel Patmos lebte ein Zauberer namens Kynops. Er lebte an einem abgelegenen Ort, der seit vielen Jahren von unreinen Geistern bewohnt wurde. (Anm.: Die Höhle des Kynops befindet sich noch heute im unbewohnten, unwegsamen felsigen südlichsten Teil von Patmos.)

Alle Inselbewohner hielten ihn (Kynops) für einen Gott, weil er mit Hilfe der Dämonen, die in ihm lebten, außergewöhnliche Dinge vollbrachte. Als die Priester des Apolltempels sahen, wie Johannes frei und furchtlos lehrte und der Herrscher in Patmos ihn für die Zerstörung ihres Tempels nicht bestraft hatte, gingen sie zu Kynops und sagten zu ihm: „Wir wissen wohl, dass du dieser Insel seit Jahren hilfst, Eure Heiligkeit Kynops. Deshalb bitten wir dich jetzt um Hilfe in dieser schwierigen Situation, die Johannes, der Fremde und Verbannte auf dieser Insel, geschaffen hat. Denn mit Zauberei hat er die führenden Bürger

gefesselt und sie zu seinen Untertanen gemacht. Ohne Furcht hat er in unserer Stadt viel Unheil angerichtet und den Tempel des reinen Apollon zerstört. Wir meldeten dies dem Stadtherrscher, und dieser befahl, Johannes einzusperren. Doch als Myron und sein Sohn Apollonides auftauchten, ließen sie ihn frei. Und niemand erwähnt dich mehr, weil das Volk von ihm getäuscht wurde und ihm gefolgt ist.“

Nachdem Kynops gehört hatte, was Apollos Priester zu sagen hatten, antwortete er ihnen: „Ihr wisst wohl, dass ich mein Land (Anm.: Seine felsige Halbinsel im Süden von Patmos) nie verlassen habe. Wie bittet ihr mich jetzt, es zu tun?“

Und sie sagten zu ihm: „Wir flehen Eure Heiligkeit an! Helft uns und kommt in die Stadt!“

Und Kynops antwortete: „Ich werde mir nicht widersprechen und für einen anmaßenden Nichtsnutz in die Stadt gehen, doch morgen werde ich einen meiner klugen Gesandten zu dem Haus schicken, in dem er wohnt. Ich werde seine Seele holen lassen und sie der ewigen Verdammnis überlassen!“

Als die Priester das hörten, fielen sie auf die Knie und verehrten ihn. Dann machten sie sich wieder auf den Weg.

Am nächsten Tag rief Kynops einen seiner listigsten Dä-

monen herbei und sagte zu ihm: „Mach dich schnell bereit und geh zu Myrons Haus. Dort angekommen, blende beide Augen des verbannten Johannes, nimm seine Seele und bringe sie zu mir, damit ich über sie richten kann, wie ich es wünsche.“

Der Dämon ging zu Myrons Haus. Johannes saß an einem ruhigen Ort, und der Dämon ging dorthin und blieb dort stehen. Der Apostel erkannte den Dämon mit Hilfe des Heiligen Geistes und sagte: „Ich befehle dir im Namen unseres Herrn Jesus Christus, nicht zu gehen, bevor du mir den Grund deines Kommens offenbart hast.“

Als Johannes dies sagte, blieb der Dämon an diesem Ort haften. Dann sagte er zu ihm: „Sag mir, unreiner Geist, warum bist du in dieses Haus gekommen?“

Und der Dämon antwortete: „Apollos Priester kamen zu Kynops und sprachen schlecht über dich. Sie baten ihn, in die Stadt zu kommen und dich zu töten. Doch er sagte: ‚Ich bin schon viele Jahre in diesem Land und werde meine Taktik nicht für einen anmaßenden Nichtsnutz ändern. Aber geh du deines Weges, und ich werde morgen einen listigen Boten schicken, der mir seine Seele übergibt, und ich werde sie der Verdammnis überbringen.‘“

Johannes sagte zu dem Dämon: „Bist du jemals von ihm gesandt worden und hast ihm die Seele eines Men-

schen zurückgebracht, nachdem du sie empfangen hast?“

Und er antwortete: „Ich bin zwar von ihm gesandt worden, um einen Menschen zu töten, aber ich konnte ihm nie eine Seele erretten.“

Johannes fragte erneut: „Warum unterwirfst du dich ihm?“

Und der Dämon antwortete: „Satans ganze Macht ruht in ihm. Er hat mit all unseren Herrschern Vereinbarungen getroffen und wir mit ihm. Deshalb gehorcht Kynops uns und wir wiederum ihm.“

Und Johannes sagte: „Hör auf mich, listiger Geist. Johannes, der Apostel des Sohnes Gottes, hat dir befohlen, niemals hinauszugehen und einen Menschen anzugreifen. Du sollst nie wieder in dieses Land (von Kynops) zurückkehren, sondern diese Insel verlassen.“ Und sofort floh der bösertige Geist von der Insel.

Als Kynops sah, dass der Dämon zu spät zurückkehrte, sandte er einen anderen Dämon mit demselben Befehl. Als der unreine Geist kam, stellte er sich vor Johannes, und Johannes fragte ihn: „Warum bist du hier?“

Und der Dämon antwortete: „Kynops hat einen der Herrscher der Dämonen geschickt, um dich zu töten. Er kam nicht zurück, also rief er mich und sagte: ‚Geh und töte Johannes.‘ Deshalb bin ich hier.“

Und Johannes sagte zu ihm: „Ich befehle dir im Namen Jesu Christi, diese Insel zu verlassen!“ Und sogleich verschwand er.

Als Kynops sah, dass der zweite Dämon nicht zurückkehrte, rief er zwei herrschende Dämonen herbei und befahl ihnen: „Geht zu Johannes, aber geht nicht beide in sein Haus. Einer soll draußen bleiben, um zu hören, was gesagt wird und was geschieht.“

Als die herrschenden Dämonen Myrons Haus erreichten, ging einer hinein und näherte sich Johannes, der andere blieb draußen stehen, wie Kynops es ihm aufgetragen hatte.

Johannes erkannte, was geschah, und fragte den, der auf ihn zukam: „Warum bist du hier, unreiner Geist, im Haus der Christen?“

Und der Dämon sagte zu Johannes: „Kynops hat zwei unserer Herrscher geschickt, um dich zu töten, aber keiner von ihnen ist zurückgekehrt. Er rief mich und einen anderen und sagte uns: ‚Geht zu Johannes. Einer von euch geht hinein, der andere bleibt draußen stehen und hört, was sie sagen und tun.‘“

Und Johannes sagte zum Geist: „Im Namen Jesu Christi, kehre nicht zu Kynops zurück, sondern verlasse diese Insel.“ Und sogleich ging er fort.

Als der Dämon draußen von der bitteren Verbannung seines Gefährten hörte, ging er zu Kynops und berichtete alles.

Obwohl Kynops nicht vorgehabt hatte, einen weiteren Dämon zu Johannes zu schicken, versammelte er voller Zorn die Scharen der Dämonen und sagte zu ihnen: „Unsere Kameraden wurden von Johannes verbannt! Wir werden alle seinetwegen leiden. Ein großer Kampf erwartet uns. Also kommt, lasst uns alle in die Stadt gehen! Ihr werdet an einem geheimen Ort bleiben, um mir zu dienen; ich werde die Stadt betreten und ihm einen schrecklichen Tod bereiten.“

Also versammelte Kynops die Scharen der Dämonen und betrat die Stadt. Sie ließen sie am Stadtrand zurück, um auf ihn zu warten. Er nahm nur drei mit in die Stadt, damit sie als seine Boten fungieren konnten.

Die ganze Stadt versammelte sich, um ihm ihren Respekt zu erweisen, da er noch nie dort gewesen war, und er beantwortete jede Frage, die ihm gestellt wurde.

Johannes sagte dann zu mir: „Mein Kind, Prochorus, sei tapfer und vorsichtig, denn Kynops versucht, uns großen Kummer zu bereiten.“

Alle Brüder, die (an Christus) gläubig geworden waren, versammelten sich daraufhin in Myrons Haus. Wir blieben

zehn Tage dort, wurden von Johannes unterrichtet und verließen das Haus nicht. Alle Brüder baten Johannes, das Haus nicht zu verlassen, da unser Leben wegen der Unruhen in der Stadt in Gefahr geraten könnte.

Und Johannes riet uns allen: „Habt Geduld, meine Brüder, und ihr werdet die Herrlichkeit Gottes sehen! So wie sich jetzt die ganze Stadt versammelt hat, um Kynops Worte zu bewundern, so werden sie sich auch versammeln und überrascht sein, ihn vernichtet zu sehen.“

Ende des zwölften Kapitels der Act. John. Proch.

Bildlegende zu Kynops

Bild Kynops Mosaik Taufkapelle

DIE VENICHTUNG DES KYNOPS

Dies ist das dreizehnte Kapitel des Apostelromans über die Verbannung des Apostels Johannes nach Patmos, erzählt von seinem Begleiter und Schreiber Prochorus. Im vorangegangenen Kapitel hatte Johannes die Dämonen des Zauberers Kynops, die ausgesandt worden waren, um seine Seele zu rauben, durchschaut und von der Insel weg geschickt.

"Dann wandte er (Johannes) sich an mich (Prochorus, der Erzähler): „Mein Kind Prochorus, steh auf, und lass uns in die Stadt gehen.“ Und wir erreichten einen Ort namens Votrys. Viele Menschen versammelten sich dort und hörten Johannes zu.

Sobald Kynops hörte, dass Johannes die Menschen dort lehrte, kam er mit seinem Heer von Dämonen an. Und als er sah, dass alle von Johannes' Worten überzeugt waren, wurde er sehr wütend und wandte sich an die Leute: „Ihr blinden und verblendeten Menschen, hört mir zu! Wenn Johannes gerecht ist und das, was er sagt, gerecht ist, dann soll er tun, was ich ihm sagen werde, und dann werde ich ihm glauben.“

Dann ergriff Kynops einen jungen Mann und fragte ihn: „Lebt dein Vater noch oder ist er tot?“

Und er antwortete: „Mein Vater war Seemann. Sein Schiff sank auf See, und er ertrank.“

Da sagte Kynops zu Johannes: „Beweise, dass deine Worte wahr sind! Hol den Vater des Jungen aus dem Meer zurück und stelle ihn seinem Kind und uns allen lebend vor.“

Und Johannes antwortete ihm: „Ich bin nicht von Christus gesandt, um die Toten wiederzuerwecken, sondern um die Verführten zu lehren.“

Da sagte Kynops zu der versammelten Menge: „Wenn ihr, die ihr in Flora (Skala) lebt, glaubt, dass Johannes ein Betrüger ist und euch mit betrügerischer Magie betrügt, dann haltet ihn hier fest, bis ich den Vater des Jungen heraufbringe und euch vorstelle.“

Und sie packten Johannes. Dann versammelten wir uns alle näher am Strand um Kynops. Kynops breitete die Arme aus und klatschte laut in die Hände. Plötzlich gab es ein so lautes Krachen, dass wir alle erschrecken, und dann verschwand er.

Dann riefen alle: „Du bist ein großer Kynops, und es gibt niemanden wie dich!“ Da erhob sich Kynops aus dem Meer und mit ihm war einer seinere Dämonen, der die Gestalt des Vaters des Jungen darstellte. Als sie das sahen, staunten alle.

Kynops fragte das Kind: „Ist das dein Vater?“

Und der Junge sagte: „Ja, Herr!“, und alle warfen sich zu Boden und verehrten Kynops. Die Menge wandte sich gegen Johannes, um ihn zu töten. Kynops ließ es nicht zu und sagte: „Du wirst noch Schlimmeres sehen, und dann wird er noch Schlimmeres erfahren!“

Da rief Kynops einen anderen Mann und fragte ihn: „Hast du einen Sohn?“

Und er antwortete: „Ja, Herr, ich hatte einen Sohn. Ein anderer Mann war neidisch auf ihn und hat ihn ermordet!“

Da sagte Kynops zu ihm: „Dein Sohn wird auferstehen!“ Und mit lauter Stimme rief er den Mörder und den ermordeten Jüngling. Sofort erschienen ihm zwei weitere Dämonen in Gestalt der beiden Männer, und alle waren von dem, was sie sahen, beeindruckt.

Kynops fragte den Mann: „Ist das der Mörder und ist das dein ermordeter Sohn?“

Und der Mann antwortete: „Ja, Herr, wahrlich, sie sind es!“

Und Kynops wandte sich an Johannes: „Was bewunderst du, Johannes?“

Und Johannes antwortete: „Ich bewundere deine Zeichen nicht.“

Kynops sagte daraufhin: „Wenn du diese nicht bewunderst, dann wirst du noch Größeres sehen und dann wirst

du Ehrfurcht empfinden. Denn wenn ich dich nicht mit meinen Wundern besiege, werde ich dich nicht sterben lassen.“

Johannes sagte zu ihm: „Deine Wunder werden mit dir vernichtet und bald verschwinden.“

Sobald der Mob dies von Johannes hörte, fragten sie ihn: „Warum lästerst du, du Verbannter, den gesegneten Kynops?“

Sofort stürzten sie sich wie eine Meute wilder Tiere auf Johannes, warfen ihn zu Boden und schlugen ihn brutal. Andere fielen über ihn her und verschlangen mit ihren Zähnen sein Fleisch, bis er wie tot zu Boden fiel.

Da sagte Kynops, der ihn für tot hielt, zur Menge: „Lasst ihn unbegraben, damit die Vögel des Himmels ihn fressen können. Wir werden sehen, ob Christus ihn auferweckt!“

Und zusammen mit Kynops zogen sie alle jubelnd von dort fort, überzeugt, dass Johannes tot war!

Um Mitternacht, als es an diesem Ort sehr still war, näherte ich mich ihm, und er sagte: „Mein Kind, Prochorus!“

Und ich fragte ihn unter Tränen: „Was ist los, mein Herr?“

Da sagte er zu mir: „Geh schnell zu Myrons Haus, denn dort sind unsere Brüder versammelt, und verkünde ihnen, dass Johannes lebt und ihm nichts Schlimmes zugestoßen ist, und kehre dann schnell hierher zurück.“

Als ich ankam, beklagten sie sich alle über Johannes' Tod. Als ich das Haus betrat, waren sie überrascht, denn

sie dachten, ich sei mit Johannes gestorben. Da sagte ich zu ihnen: „Seid nicht bestürzt, Brüder, sondern freut euch in unserem Herrn, denn unser Meister lebt, und er hat mich zu euch gesandt!“

Sobald sie hörten, dass Johannes lebte, brauchten sie nichts weiter von mir zu hören. Wir brachen sofort gemeinsam auf und kamen zu der Stelle, wo Johannes zu Boden gefallen war. Dort stand er und betete, und nach dem Gebet lauschten wir aufmerksam dem „Amen“.

Dann küsste er uns alle nacheinander, und während wir alle vor unaussprechlicher Freude weinten und Gott priesen, sagte er zu uns: „Seid vorsichtig, Brüder, dass sich niemand von euch von Kynops Zeichen täuschen lässt, denn all sein Handeln beruht auf Täuschung. Habt also Geduld und bleibt in Myrons Haus, und ihr werdet die Gnade Gottes erfahren.“ Nachdem er sie ermahnt und getröstet hatte, entließ er sie in Frieden.

Am nächsten Tag kamen einige zu uns an den Ort Lithou Voli (auch bekannt als Steinwurf) (Anm: Vermutlich ein antikes Gymnasion am Rande des heutigen Skala). Sofort berichteten sie Kynops davon. Als Kynops davon hörte, rief er seinen Dämon, mit dem er Geisterbeschwörun-

gen betrieb, zu sich und sagte zu ihm: „Mach dich bereit, denn Johannes lebt an dem Ort Lithou Voli.“

Kynops ging auf Johannes zu und sagte zu ihm: „Weil ich dir mehr Schande als Strafe zufügen wollte, habe ich dich bisher am Leben gelassen. Kommt aber zum Strand (Anm.; an den Hafen in Skala), und ihr werdet meine Macht sehen und euch schämen!“ Und nachdem er dies gesagt hatte, wandte er sich an die Leute: „Haltet ihn fest, bis ich größere Kräfte zeige als zuvor, und dann werde ich ihn bestrafen.“

Am Strand angekommen, wo Kynops seine Tricks zum ersten Mal ausgeführt hatte, fanden wir eine Menge Männer und Frauen, die Weihrauch verbrannten und beteten. Als sie Johannes sahen, warfen sie sich nieder und verehrten ihn. Auch die drei Dämonen von Kynops, die man für die auferstandenen Toten hielt, waren dort.

Während Johannes vom Pöbel gefangen gehalten wurde, befahl Kynops: „Lasst ihn nicht frei und lasst ihn nicht gehen, bis ich in Herrlichkeit wiederkehre.“ Er klatschte laut in die Hände, tauchte ins Meer und verschwand.

Da riefen die Leute: „Groß bist du, Kynops, und es gibt niemanden wie dich!“

Da streckte Johannes seine Arme aus und formte ein Kreuz. Er befahl den Dämonen, die in Menschengestalt

dort standen und angeblich auferstanden waren, nicht von dort wegzugehen. Er betete: „Gott, Vater unseres Herrn Jesus Christus, der mit der Macht seines Kreuzes, das dein Diener Moses geformt hat, Amalek in die Flucht schlug, versenke nun diesen Betrüger Kynops auf den Grund des Meeres, damit er nie wieder die Sonne sieht und nicht mehr zu den Lebenden gehört.“

Als der Apostel dies betete, entstand sofort ein lautes Geräusch im Meer und an der Stelle, an der Kynops tauchte, ein so plötzlicher Wirbelsturm im Wasser, dass es ihm unmöglich war, aus dem Meer aufzutauchen.

Da sagte Johannes zu den Dämonen, die wie die Auferstandenen aussahen: „Ich befehle euch im Namen des gekreuzigten Jesus Christus, diese Insel sofort zu verlassen!“

Und als sie diese Worte hörten, verschwanden im selben Moment die Geister aus den Augen der Menschen.

Als die Zuschauer sahen, dass sie durch Johannes' Worte verschwanden, empfanden sie Bitterkeit gegen ihn, besonders gegen den Mann, der den unreinen Dämon für seinen Sohn gehalten hatte. Und sie sagten zu Johannes: „Zauberer, bring meinen Sohn zurück!“

Und ein anderer sagte: „Du Verbannter, Betrüger, gib mir meinen Vater zurück!“

Da sagten sie alle zusammen: „Wärst du ein reiner

Mensch, würdest du alle Verlorenen sammeln. Doch weil du listig bist, hast du sogar diejenigen vertrieben, die unser Wohltäter Kynops wiederbelebt hat! Bring uns unsere Verwandten, sonst töten wir dich!“

Doch einige von ihnen sagten: „Lasst uns ihn nicht töten, bis der große Kynops zu uns zurückkehrt!“

Sie blieben drei Tage und drei Nächte mit ihren Frauen und Kindern am Strand, wie Kynops es ihnen befohlen hatte. Und sie riefen laut: „Kynops, Eure Heiligkeit, hilf uns!“

Es war sehr heiß dort, und weil sie nichts zu essen hatten und von der Hitze und dem Geschrei erschöpft waren, wurden die meisten von ihnen ohnmächtig und brachen zusammen. Drei Kinder starben sogar.

Als Johannes sah, wie sie verloren waren, bedauerte er ihre Besessenheit. Er seufzte, weinte und betete: „Schöpfer allen Atems und Lebensspender, Jesus Christus, für den ich all das leide, gieße den Geist Deiner Wahrheit in die Herzen dieser Menschen, damit niemand verloren geht!“

Dann riet er ihnen: „Männer, meine Brüder, hört mir zu! Ihr müsst heute vier Tage lang nichts essen und auf den warten, der vernichtet wurde. Ich bitte euch inständig, dass jeder von euch nach Hause geht und sich etwas zu essen besorgt.“ Nachdem er dies gesagt hatte, trat er zu den drei verstorbenen Kindern und betete: „Unser Herr Jesus Chris-

tus, der du am Jüngsten Tag mit der schrecklichen Posau-
ne die seit Jahrhunderten Toten wieder auferwecken wirst,
schenke deinem Diener das Leben der drei Kinder, damit
dein heiligster Name durch die Rettung dieser Menschen
verherrlicht werde!“

Sobald der Apostel sein Gebet beendet hatte, wurden
alle Toten auferweckt. Als die Menge voller Bewunde-
rung das geschehene Wunder sah, kam sie zur Besinnung
und warfen sich alle gemeinsam Johannes zu Füßen. Sie
riefen: „Wir sind wirklich schwer getäuscht worden! Du
bist der Lehrer der Wahrheit!“

Als Johannes sah, dass sie vom Hunger erschöpft wa-
ren, sagte er zu ihnen: „Geht in Frieden nach Hause und
sammelt eure Kräfte. Ich werde zum Haus von Myron,
Gottes Diener, gehen und euch morgen treffen.“ Dann seg-
nete er sie und ließ sie gehen.

Wir gingen zu Myrons Haus, und kaum dass wir es be-
traten, herrschte große Freude. Nachdem Johannes alle
Brüder mit geistlichen Worten getröstet hatte, wurde uns
ein Tisch gedeckt, und wir aßen zu Abend und dankten
dem Herrn von ganzem Herzen.

Am nächsten Tag versammelte sich fast die ganze Stadt
vor Myrons Haus, und alle riefen: „Myron, du bist großen
Lobes würdig! Bring uns den Lehrer heraus, damit wir
von ihm profitieren können!“

Und als Myron darüber nachdachte, ob sie ihn in böser Absicht darum baten, damit sie Johannes töteten, wenn er hinausginge, sagte der Apostel zu ihm: „Warum bist du so betrübt? Ich glaube, diese Leute haben keine bösen Absichten.“ Und er ging hinaus.

Sobald die Leute ihn sahen, begannen sie zu rufen: „Du bist der Wohltäter unserer Seelen. Du bist derjenige, der uns mit dem unsterblichen Licht erleuchtet!“

Da antwortete Johannes: „Ich bin ein sterblicher Mensch, euer Ebenbild, aber Jesus Christus, der Sohn Gottes, ist der wahre Wohltäter und Erleuchter der Seelen, besonders derer, die an ihn glauben! Er empfand Mitleid mit den Menschen, die tief in der Unwissenheit über Gott verharren und der listigen Täuschung der Dämonen verfallen waren. Voller Freude, die er seiner Reinheit verdankte, wurde er durch die Heilige Jungfrau Fleisch und Mensch, unverändert in seiner Heiligkeit. Bereitwillig erlitt er den Tod durch Kreuzigung, um den Tod abzuschaffen. Nachdem er die Seelen aus der Unterwelt befreit hatte, erstand er am dritten Tag auf und sandte uns, seine Jünger, in die Welt, um sein Reich zu verkünden. Er gab uns auch Macht über die böartigen Dämonen und die Macht, durch die Gnade des Heiligen Geistes Zeichen und Wunder zu vollbringen und verschiedene Leiden zu heilen, wie ihr es gesehen und ge-

hört habt. Damit die Heiden, die durch das Zeugnis seiner Jünger von Christus hörten, zum Glauben zurückkehren der wahre Gott und Schöpfer von allem. Und so, meine Kinder, verschließt nicht die Ohren eures Herzens, sondern entfernt euch vom Zustand der Täuschung und nähert euch dem Licht der Wahrheit.“

Johannes rief sie mit seiner Lehre zum Glauben, und viele von ihnen glaubten und wurden im Haus Myrons getauft."

Ende des 13. Kapitels der Act. John. Proch.

Anmerkung: Interessant ist die mantrisch wiederholte Aussage, es handle sich bei den Begleitern des Zauberers Kynops, also bei den Gegnern von Johannes um "Dämonen" und diese seien Geister des Teufels und Verbündete des Bösen. Das griechische Wort Daimon hat hingegen ursprünglich keineswegs negative Konnotationen. Ein Daimon war eine spirituelle, geistige Kraft, die Menschen begleitet, vergleichbar der Bedeutung des Wortes "Engel", also auch im Sinne von Seelenführer. So ist zum Beispiel Agathos Daimon ganz einfach die Götterfigur des Guten Schicksals. Erst durch Christen wurden gute Geister und Schutzengel der Heiden, verteufelt und zu bösen Dämonen umetiketiert. Und genau so erscheinen sie auch in

diesem Text, der vermutlich aus dem 4. Jahrhundert nach Christus stammt und der ein hasserfülltes und hetzerisches, christliches Propagandawerk gegen Andersgläubige darstellt.

Boje des Kynopsfelsens
im Hafen von Skala

TAGEBUCH PATMOS

9. Dezember

Besuch bei Jakovos, der von der Olivenernte auf Kreta zurück gekommen ist. Er sieht braungebrannt und gesund aus, aber er klagt über Muskelkater, überall, an den Armen, vom Rütteln der Olivenbäume, an den Beinen von Stehen, verspannte Schultern, harter Rücken. Er habe in der Nacht jeweils eine warme Dusche genommen, um sich zu entkrampfen. Zwei Arbeiter habe er gehabt, einen Albaner und einen Inder. Aber er hätte mehr als diese gearbeitet, von sieben morgens bis neun abends. Das Jahr 2023 sei nicht gut gewesen für die Bäume, sagt er. Alle Bauern und vor allem ältere sagten, es hätte sich etwas geändert am Klima. Aber was genau? Es gäbe mehr Pflanzenkrankheiten, aber auch die Trockenheit im Sommer. Die Olivenernte sei deshalb sehr mager ausgefallen statt 800 - 1500 kg habe er nur 300 kg geerntet. Dafür sei die Qualität sehr gut, 0.4 auf ihrem Messgerät, was hervorragend sei. Er will mir gleich von allem mitgeben und sagt, er hätte viel an mich gedacht und gesagt, "Ach, wenn Daniel da wäre, dann ginge es sicher besser." Wir lachen. "Nein," sage ich, "du bist bestimmt besser trainiert als ich. Ich wäre nach einem Tag kaputt. Nächstes Jahr kannst du mich ja fragen, dann kann ich mich einen Monat lang in einem Fit-

nesscenter vorbereiten. Aber so, von Null auf Hundert, das macht mein Körper nicht mit." Ich merke, dass bei mir im Hinterkopf immer noch die Option Kreta mitschwingt. Da, in den Bergen, zwischen den knorrigen Olivenbäumen, die man dann kaum von mir unterscheiden kann - das wäre vielleicht noch eine Option, aber nichts forcieren. Ich habe das immer so gemacht: Dinge offen und auf mich zukommen lassen.

Offenheit offen zu lassen ist schwierig. Da wird unsere Zurückhaltung geprüft. Wie schnell stellt man auf einen offenen Platz in einer Stadt eine Statue oder irgendein Kunstwerk hin, oder sonstigen Grümpel, nur weil man Offenheit nicht erträgt? Viele, die Stonehenge sehen, fragen reflexartig: Was stand denn da in der Mitte des gewaltigen Kreises der Menhire? Eben nichts! Weil dort die Begegnung stattfindet zwischen denen, die in diesem Kreis anwesend und auf diesem Platz versammelt sind.

Offenheit ist leider meist verschleiert und überbaut mit Erwartungen, und insgeheim gerichtet auf Gewünschtes. Sie ist dann eine unfreie, eine verstellte Offenheit. Damit keine Offenheit mehr. Wunder geschehen anders. Das ist das Enttäuschende an den Wundergeschichten von Johannes. Sie sind schrecklich verzerrt, plump, durchsichtig, absichtsvoll zurechtgebogen - Seelische Leerverkäufe:

Bild Superman

Hoppla! Da ist ein Toter: Prima! Den kann ich aufwecken. Ein Wunder!

Aha! Da ist jemand krank, lahm, blind: Super! Heilen. Noch ein Wunder!

Obacht! Da sind Ungläubige. Sie kommen wie gerufen! Bekehrung, Zerstörungswut, Heidentempel stürzt ein. Ein Wunder!

Wunder sind wunderbar. Jeder liebt sie. Warum? Weil es ohne Wunder keine Freiheit gibt, weil das Wunder den Durchbruch durch das Gesetz bedeutet und damit Befreiung aus dem Zwang. Es geschieht, was nicht sein darf. Gegen alle Regeln. Das Wunder hebt alle physischen Bedingungen auf; auch die spirituellen und alles Denkbare.

Superman ist das urbane Gegenstück zu David. Anonym, maskiert und brutal aufgerüstet, um sich physisch wie ein Gladiator, mit Goliath zu messen, nicht wie der ungepanzerte David mit Poesie, Musik und nur einem Kieselstein in seiner Handschleuder.

So linear aber und so mechanisch logisch verzahnt und vorhersehbar, wie sie in den billig schwarzweiss geschnitzten Johannesberichten und Superman-Heftchen dargestellt werden, sind eben Wunder nie. Ihre Vorder- und Hintertürchen, ihre subtilen Werkzeuge und scheuen Schöpfer sind unfassbar, eine unberechenbare, unbegreifliche, ätherische, seelische Windkraft, die zum Glück heimlich in die Radspeichen des Schicksals greift. Sind das wir selbst? Ein Wunder?

Wenn der Mensch auf der Wallfahrt zu sich ist, erkennt er in hellen Momenten das geheime Gesetz seines Daseins als das Wunder und sieht die Freiheit in ihm. Das wäre Erlösung zum Weitergehen, wenn der Mensch keine verratenen, veräusserlichten und bloss vorgestellten Wunder mehr bräuchte für den Durchbruch zu seinem Neuen.

Bildlegende zu Dürer

Dürer Johannes verslingt das
Buch

DAS VOLK DER MERSINER

Das Volk der Mersiner ist Raues, Graues und manchmal sogar Grauenhaftes gewohnt. Nein, 'gewohnt' ist das falsche Wort. Das Volk der Mersiner hat vielmehr gegenüber der Unbill seines Schicksals eine kluge Einstellung entwickelt. Sie haben sich einander in Jahrhunderte langem, von erwiesener Notdurft und goliathischen Bedrohungen geprägtem Zusammenleben, auf eine Weise verbunden, die Aussenstehende überraschen mag.

Hat man nicht im Allgemeinen die Ansicht, dass äussere Bedrängnis Menschen zusammenschweisst, ineinander verkeilt, im Ansturm der unberechenbaren Veränderungen, vor allem der unangenehmen, von denen es mehr zu geben scheint als von glücklichen? Da muss man unterhaken, zusammenstehen, eine Mauer bilden, fest gesetzt, unverrückbar, um zu bestehen, zu überleben. Ist nicht dies die Metapher, die wir für solche Völker gemeinhin verwenden? Die sturen Bergler, selber zu Bergen versteinert, trotzen im Kampf mit der täglichen Mühsal, der Hartherzigkeit und dem Geiz der Natur, den Herausforderungen und Anstrengungen und bleiben sich dabei selber treu, bleiben frei, bestehen im Lebenskampf, lassen sich nicht vertreiben, geben nicht auf. Gehen nicht unter.

Das ist Romantik der Flachländer, so, wie eine Schwem-
mebene über Berge redet, aus der ihr Schlamm kommt.

Seien wir ehrlich: sagen wir im gleichen Atemzug nicht auch, dass Bergler deshalb bestehen, weil sie sich nicht in blödem, sinnlosem Widerstand gegen ihr Schicksal verschwenden? Sagen wir das? Nein! Den Mythos, den wir zum Beispiel den Eidgenossen anhängen, ist derjenige der Wehrhaftigkeit, des Widerstandes, der mutigen Selbstaufopferung, des Märtyrertums für die Freiheit, für den Glauben an Gerechtigkeit und so weiter. Meist wird es so billig daher geplappert von Leuten, die nie wirklich Bergler waren. Dabei ist es ganz einfach und einleuchtend:

Da, wo man nichts zu verschwenden hat, wo es an allem mangelt, da macht man keine Possen mit oberflächlichem, idealistisch verblendetem Widerstand und modischem Zara-Prada-Che-Guevara. Das sind Playstation-Computerspiel-Rebellionsfantasien für Städter, für geistige Flachländer vor Curved Panorama Bildschirmen, Dummköpfe, Napoleons, Theoretiker, Zwängeler, Politiker und Rethoriker und Demagogen, die nur immer plappern von Widerstand, ihn aber selber weder je geleistet noch einmal durchlitten haben, jedenfalls nicht so, dass er ihnen zu Tugenden verholfen hätte. Das werden die verwöhnte Gören

mit den riesigen Klappen und den erbsengrossen Gehirnen nie verstehen, die heute herangezüchtet und in urbanen Start-up-Accelerators direkt aus dem LGBTQ Kindergarten als Global Leaders in die Weltpolitik gehievt werden. Das werden sie nie verstehen.

Das Volk ist anders, als es Möchtegerns und Diplomerfinder an Unis ihren Zöglingen eintrichern, damit diese das Studium des Lebens zu früh abbrechen und dadurch einfacher "geführt" werden können.

Das Volk der Mersiner könnte uns allen etwas Wesentliches lehren, nämlich, dass es immer Individuen sind, die unter gewissen Gegebenheiten und Bedingungen ihre Eigenart kultivieren. Nie ist es der Staat. Die Entfaltung und Kultivierung von Individuen führt dazu, dass sich die einzelnen Mitglieder eines Volkes ähneln. Diesem Ähneln sagt das Volk 'Wir'. Es bildet seine Identität. Mersiner können es eindrücklich und wunderbar demonstrieren, weil sie bisher von äusseren Verbiegungen und Verdrehungen ihres Charakters verschont geblieben sind. Es sind nämlich Steine an einem vergessenen Strand auf einer kleinen Insel, auf Patmos, in der griechischen Ägäis. Und weil es bei den Mersinern, diesen Steinen an der Beach von Megalo-Mersini nichts zu holen gibt, leben sie bisher ru-

hig, friedlich und ungestört für sich, was natürlich nicht ganz stimmt. Sie bilden nur für uns Besucher da ein Idyll, wenn wir nicht genauer hinschauen, was wir sollten, oder besser könnten, falls wir es wagen würden und es uns leisten möchten, Idylle zu hinterfragen und die Schleier der Täuschungen, die wir aus Bequemlichkeit über das Unangenehme drappieren, zu lüften, hier vor allem der Bequemlichkeit, dass man eh schon alles kennt und weiss und richtig einordnen kann, weil es ja den grossen Gott der KI gibt, der uns sagt, was Sache ist, das subcutane Hörgerät der Mächtigen, das jedem Backstein numinos einsäuselt, wie er seine Marionettenarme bewegen sollen, also eine Art divine Fernsteuerung durch die KI-rche.

einzelner Stein Ein mersiner

Sind ihnen die Mersiner sympathisch? Spüren sie deren Kraft? Eine vielleicht überraschende Frage. Können sie sich mit einem dieser Steine oder der abgebildeten Gruppe irgendwie identifizieren? Es sind ja einfach Teile, die aus einem früheren Ganzen, einem Fels, aus einer ungeteilten Identität heraus gebrochen, in Individuen zerbröckelt und dann hingeworfen sind in die Brandung des Meeres. Das ist ein Trauma, aber vielleicht auch eine gute Gelegenheit. Die Frage ist nur. Zu was?

Mit existentialistischer, nüchterner Unverblümtheit kann man aufzeigen, dass das Volk der Mersiner Bruchstücke eines zerbröselten Felses sind, die als zufälliges Geröll grundlos und sinnlos auf einen Haufen geschmissen, an einer verdammten, vergessenen Bucht, einer verdammten, vergessenen Insel und vom Meer miteinander hin und her gespült, gerieben und verkullert werden bis sie zu Staub zermahlen sind. Wobei meist neues Geröll aus den Felsen losbricht und es lange dauern kann, bis ein Volk, wie das der Mersiner, zu einer Sandbucht zermahlen ist, was wieder ein anderes Thema ist. Um es kurz zu machen: In der Brandung des Schicksals, des Meeres, haben die Mersiner nie eine Mauer gebildet, sondern haben sich aneinander abgerieben, sind kugelig und rollig geworden, weich zueinander, lassen sich von den Wellen bewegen und sind dadurch selber zu einer Art Welle ge-

Bild Steine Mersiner

worden, weich hingebreitet und fast wie Wasser aus Steinen angeschwemmt, ein Steinmeer, das seine Wellen als Wälle von Steinen ins Land hinein ergießt und da versickert, im Volk der Mersiner.

Wollen sie lieber ein Stein sein, oder der Fels? Diese Frage gibt es für das Volk der Mersiner nicht, weil sie als Zusammenliegende, einzelne Steine ihr Getrennt- und Abgebrochensein vom Fels als Identität kultiviert haben. Man sieht ihnen an, dass sie zusammen gehören. Nicht wahr? Nicht nur jeder gehört zu sich, und zu seinem individuellen Schicksal, sondern auch alle zusammen zu ihrem gemeinsamen Schicksal; ihrer Lage zueinander.

Dies war vielleicht eine mühsame Einleitung. Zugegeben. Ich kann es eben nicht besser. Es ist ja jetzt der 20. November 2023, als ich dieses Volk der Mersiner entdeckt habe. Ich war ganz alleine unterwegs mit meinem gemieteten Hyundai von der Asterix Autovermietung in Skala. Das ist wirklich wahr. Die heisst so. Asterix-Vermietung. Den geheimen Link zu Obelix und seinen Hinkelsteinen habe ich erst zu spät bemerkt, als ich schon wieder zuhause war. Ich hätte vom Besuch bei den Mersinern einen Hinkelstein mitnehmen müssen! Ich Trottel! Um mit ihm, bei mir, in meinem Appartement ein kleines Stonehenge mit Hinkelsteinen von den Völkern der Insel Patmos zu bauen, aber lassen wir das.

Gestern hatte ich auf meiner einsamen Expedition auf Patmos komplett versagt. Ich gebe zu, dass ich unbedingt die Megalo Mersini Bucht finden wollte, aber mein Orientierungssinn hatte mich - was selten vorkommt - völlig im Stich gelassen.

Bild Karte

Die kleine Landestelle am Ufer heisst heute Agios Nikolaos. Da unten sieht man das kleine weisse Schiffchen von Nikos. Leider ist Nikos noch immer krank, er hat Arthrose in den Knien, kann sich kaum bewegen. Es gibt nur einen steilen, steinigen Fussweg hinunter zur Bucht. Wenn

es Nikos wieder gut geht, werden wir dann vielleicht zusammen fischen gehen. In der Nacht. Mit Licht. Nach Kalamares.

Eingezeichnet sind die Routen, auf denen ich gestern versucht hatte, den Zugang zur Bucht von Mersini und zum Volk der Mersiner zu finden.

Ihre Frage ist berechtigt, was ich ausgerechnet hier, am nördlichsten Ort von Patmos verloren habe, und was ich da suche. Jedenfalls war der Grund für meinen Ausflug nicht das Volk der Mersiner. Ich wusste noch nichts von

deren Existenz. Nein, es hat eigentlich mit dem Kopf einer Dionysius Figur aus dem 6. Jahrhundert vor Christus zu tun, der im Museum des Johannesklosters in Chora gezeigt wird, mit dem dazugehörigen Bericht, dass das lebensgrosse Artefakt angeblich hier, irgendwo in der Nähe der Mersinibucht gefunden worden sei, wo also auch der antike Dionystempel stand, der angeblich von Apostel Johannes zerstört wurde.

Bild Kopf

Vielleicht waren Dorf und Tempel aber nicht am Meer, sondern eher auf der Anhöhe bei der heutigen Ansiedlung, wo die Nikolaoskirche steht und sich darum herum ein paar staubige Gehöfte gruppieren, deren Bauern die in Stachelgestrüpp und Gesteinsgebröcksel verstreuten Äcker bewirtschaften und die treppenartigen Pflanzterrassen, die es hier vielerorts aus uralten Zeiten noch gibt, meist aber verwaist sind, von Ziegen zertrampelt, verfallen und unbenutzt.

Der Kopf von Dionysos wurde - wie man wissenschaftlich bewiesen hat - mit Marmor von der Insel Paros gefertigt, die berühmt ist für ihren strahlend weissen Marmor und deshalb ganz zu Beginn der Antike schon ein wohlhabender Handelsplatz war im Zentrum der Ägäis.

Dyonisius im Meer

DIE HEILUNG DES SOHNES DER WITWE

Dies ist das siebzehnte Kapitel des Apostelromans über die Verbannung von Apostels Johannes nach Patmos, erzählt von seinem Begleiter und Schreiber Prochorus.

"Wir verließen den Ort und kamen an einen Ort namens Flogio. Fast die ganze Stadt versammelte sich, um Johannes zuzuhören. Dort drängte eine Witwe die Leute beiseite, warf sich Johannes zu Füßen und flehte ihn an: „Ich flehe dich an, im Namen des Gottes, den du lehrst und predigst: Hab Erbarmen mit mir!“

Und er fragte sie: „Was soll ich für dich tun?“

Da antwortete die Frau: „Mein verstorbener Mann hinterließ mir ein dreijähriges Kind, das ich mit großer Mühe zu einem gesunden Mann erzog, doch der böse Geist schlug ihm ins Gesicht. Seitdem habe ich mein ganzes Vermögen für Spenden an Tempel und Heiligtümer ausgegeben, die sogenannten Göttern und böswilligen Menschen geweiht sind, aber ich habe nichts davon profitiert. Ich flehe dich an, Apostel des großen Gottes, erbarme dich meines Elends und heile meinen Sohn!“

Und Johannes sagte zu ihr: „Geh und bring ihn zu mir, ich werde ihn heilen!“

Die Frau glaubte und ging weinend davon. Als sie näher kam, sagte sie zu ihm: „Lass uns zu Johannes, dem Apostel Christi, gehen, damit er den bösen Geist von dir austreibt.“

Und nur mit diesen Worten verließ ihn der Dämon, noch bevor sie Johannes erreichten. Dann nahm die Mutter ihr geheiltes Kind und brachte es zu Johannes, und beide fielen ihm zu Füßen. Als die Leute das sahen, staunten sie und priesen Gott, der durch seinen Apostel diese unmöglichen Taten vollbringen konnte. Und so glaubten viele an Johannes' Predigt, bewegt von den Wundern, und ließen sich rechtzeitig taufen. Johannes ging mit dem jungen Mann an der Hand zu ihrem Haus und taufte sie und alle, die im Haus wohnten, nachdem er sie katechisiert hatte. Wir blieben fast drei Tage dort.

Am vierten Tag, als wir zum Markt gingen, versammelten sich viele und lauschten seiner Lehre. Als Johannes erfuhr, dass an diesem Tag eine Feier zu Ehren des Gottes Dionysos unter Beteiligung des Volkes stattfand, begab er sich zum Tempel und bat die Menschen, sich zu setzen. Dann lehrte und predigte er ihnen über die Rückkehr zum wahren Gott, über Buße und Glauben an unseren Herrn Jesus Christus. Gleichzeitig fügte er hinzu: „Da ihr nach seinem Bild geschaffen und durch die Lehre des Wortes Got-

tes geehrt worden seid, dürft ihr euch nicht durch euer ungebührliches Verhalten so zerstörerisch erniedrigen und die Anforderungen der menschlichen Natur verdrehen, sodass ihr ein Leben führt, das unreiner ist als das der Tiere, die keine Vernunft haben.“

Während Johannes sie lehrte, erschienen die Priester des Dionysos-Tempels, die sich durch all das gestört fühlten, und sagten zu ihm: „Verlasst diesen Ort und stört die Feier und Zeremonie des Gottes Dionysos nicht.“

Doch Johannes ließ sich nicht beirren, sondern lehrte die Menschen mit noch größerem Mut und versuchte, sie von diesem satanischen Brauch abzubringen. Denn im Tempel führten sie ein unanständiges und abscheuliches Ritual durch. Gemäß ihrer Sitte versammelten sich nach den vielen dargebrachten Opfern Männer und Frauen ohne die Kinder. Nachdem sie verdorbene Speisen und Getränke gegessen und getrunken hatten, schlossen sie die Türen des Tempels und kamen wie unzüchtige Pferde zusammen. Durch den Schmutz der Verschwendung und Völlerei wurden sie geistig zerstört.

Als diese verwerflichen Priester sahen, dass Johannes seine Lehren an das Volk weitergab, gingen zwölf von ihnen an die Menge heran und brachten die meisten von ih-

nen durch Schmeicheleien und Betteln auf ihre Seite. Den Rest zerstreuten sie vom Ort. Dann nahmen sie Johannes gefangen, schlugen ihn schwer, fesselten ihn, schleppten ihn weg und ließen ihn halb tot zurück.

Dann kehrten sie zum Tempel zurück, um ihr Fest mit ihren abscheulichen Taten zu feiern. Doch als sie allein den Tempel betraten, um, wie es Brauch war, zuerst von den befleckten und unheiligen Opfern zu kosten und dann ihre dämonischen Rituale durchzuführen, betete Johannes von der Erde aus, auf der er gefallen war: „Gott, der Vater unserer Hoffnung, Jesus Christus, der zur Zeit des tapferen Samson die großen Tempel der anderen Stämme zerstörte, freut sich nun auch, dass der Tempel der Ausschweifung zerstört wird!“

Und während Johannes noch betete, stürzte der Tempel bis auf die Grundmauern ein, und die einzigen, die begraben und getötet wurden, waren die zwölf Priester.

Ende des siebzehnten Kapitels von Act.John.Proch.

Kommentar:

Ruck-Zuck. So geht das mit Wundern. Nicht lange fackeln. Ein Stossgebet. Eine Salve. Päng! Der Tempel der Bösen fliegt auseinander und die zwölf Priester des Dionysios liegen tot in den Ruinen ihres Götzencasinos. Ohne Kollateralschäden am sonstigen Taufsubstrat. Warum kann Johannes Andersgläubige nicht in Ruhe lassen? Er scheint magisch angezogen von Heidentempeln, wie ein Antifa-Gegendemonstrant, der ausgerechnet an den AFD-Demonstrationen aufkreuzen muss, um zu stören. Das wirkt pubertär, krankhaft und unreif. Ausserdem war es damals nach römischem Recht offiziell verboten, Bekehrungsveranstaltungen zu machen, um den Religionsfrieden zwischen den Dutzenden von Konfessionen im grossen Reich nicht zu gefährden. Missionieren war untersagt. Dieses Verbot war der Hauptgrund, weshalb der jüdische Extremist Johannes nach Patmos verbannt wurde, aber auch andere Jünger von Jesus auf ihren Missionierungstrips von Römern verfolgt und von Synagogenjuden gemieden wurden; wegen ihrer pathologischen, religiösen Rechthaberei. Wirken die Wundertaten des Johannes nicht wie billige Propaganda-Plakate von Heldentaten des Maoismus, Sozialismus oder Faschismus, oder wie Titelseiten von Comixheftchen von Spiderman, Batman und Superman, oder wie Werbung für radioaktive Putzmittel?

Spiderwoman

TAGEBUCH PATMOS

10. Dezember

Die Bluestar-Fähre kommt in Skala an und ragt mit ihren qualmenden Kaminen viele Stockwerke über das höchste Haus der Hafenstadt von Patmos. Wenn diese Titanic aus dem Hafen läuft, ist es, als verdufte die ganze Inselbevölkerung in einem schwimmenden Wolkenkratzer.

11. Dezember

Ein sonniger Tag. Ich verpasse es, an die Beach zu gehen zum Schwimmen. Mein Fuss schmerzt, diesmal der rechte an ähnlicher Stelle wie sonst immer der linke. Ich vermute, es kommt von den Schuhen her, die Schuhbündel-Oesen besitzen, die ungünstig auf den Fuss drücken, wenn ich ihn unter den Stuhl zurück gezogen habe.

Um 14 Uhr: Besuch bei Jakovos. Ich schenke ihm das Buch von Zahn von 1880. Er ist hoch erfreut, er kennt es sogleich. Es gäbe davon nur noch ein Exemplar in der Johannesbibliothek. Ihm fehlt eine griechische Ausgabe des Henochbuches, des ersten apokalyptischen Werks des Judentum, von etwa 300 vor Christus, das noch vor dem heute als Fake bezeichneten Danielbuch mit seiner Apokalypse um ca. 160 vor Christus entstanden sein soll. Das

Henoch-Buch ist eine alternative Genesis, und sie wird in Aethiopien noch als Grundnarrativ verstanden. Es soll ursprünglich in Aramäisch geschrieben und dann ins Griechische übersetzt worden sein. Das sei aber noch vor der Erfindung der hebräischen, heiligen Schrift gewesen. Damit habe ich mich noch nicht befasst. Ich werde da aber auch nicht zu tief einsteigen. Mir scheint, dass sich viele Leute in Wahrheitssuchereien verlieren. Es sind Muster des Verhaltens unseres Bewusstseins, die spannend sind, wie Goldgräberei, in einem Dreckhaufen nach Edlem zu schürfen, aber die dazu benötigte Frustrationstoleranz habe ich mit meinem Glauben nicht, dabei Wesentliches zu finden, denn je mehr man absinkt in die Marianengräben der Philologie, desto dunkler wird es und jeder sieht nur noch gruselige Kreaturen der ewigen Nacht, die im spitzen Kegel der eigenen Taschenlampe aufleuchten.

Roulla lädt mich zum Essen ein, es gibt eine feine Linsensuppe mit gekochtem Blumenkohl und einem Stück Brot. Man will mir Bier offerieren aber ich bleibe bei Wasser.

13. Dezember

Ein Tag in der Sonne. Von morgens bis zum Sonnenuntergang. Ich humple wieder wegen einem schmerzenden, rechten Fuss, diesmal, gehe ich deshalb zur Taxista-

tion und lasse mich im schicken Mercedes zum Meloi Strand kutschieren. Da liege ich dreieinhalb Stunden in der Sonne und bade und füttere die Fische. Es kommen die Männer, die ich schon kenne, und eine handvoll Frauen über Mittag zum Bade. Das Wasser ist noch immer um 20 Grad, manchmal im Meer wärmer als draussen, wo die Luft wohl um 18 ist und im Schatten eine unangenehme Kühle herrscht. Aber an der Sonne: Genau richtig, um die Knochen aufzuwärmen und Leichtigkeit zu tanken. Ich spüre physisch, wie meine Körperkraft hochfährt. Es hat vielleicht damit zu tun, dass ich nichts gegessen habe. Etwas Unbelastetes hebt meine Stimmung. Ja. Essen kann auch herab ziehen. Die ganze Welt ist lichtdurchflutet und aufgeweckt in Helligkeit. In der strahlenden und warmen Sonne soll mal jemand eine Apokalyse schreiben, draussen, mit dem Arsch im Sand, den Füßen im Meer und umspült von den Wellen. Soll da mal einer eine Apokalypse über die letzten Dinge des Menschen und der Welt schreiben. Wir müssen unser epigenetisches Höhlentrauma überwinden.

Beim Powernap-Nachmittagsschlaf kommen mir Gedanken hoch an die Macht der Schrift, die um 800 v. Christus aufgekommen ist und die das Gespräch als Gefäss der Kultur des Menschen abgelöst hat, vielleicht besser ge-

sagt, losgelöst hat aus dem unmittelbaren Leben und Erleben der Menschen. Denn, nicht wahr, je nachdem in welcher Verfassung wir uns gerade befinden, kommen dieselben Worte anders aus uns heraus und hinüber. Ueber Blumen zu reden auf einem Gletscher, in einer Wüste oder im lauschigen Garten sind drei verschiedene Dinge. Das ist in der Schrift nicht drin, weil die Gegenwart des sinnlichen Zusammenseins zwischen Redner und Zuhörer fehlt. Schreiber und Leser haben keine gemeinsame Gegenwart. Ich bin als Autor dieses Buches von ihnen, verehrte Leser, abgekapselt und entfremdet, was mir keineswegs gefällt oder bequemt. Ich wünschte, wir könnten in unserer Gegenwart zusammen sein, in unmittelbarer, menschlicher Begegnung, ohne die Krücke der Brücke der Schrift zwischen unseren Herzen. Ich habe aber einen stillen Funken von Zuversicht, wie ein Sternbild an unserem gemeinsamen Himmel, und ich habe einen lächerlichen, aber irgendwie auch humoristisch-lustvoll-revolutionären Glauben, dass es trotz allem gelingen könnte, Wahrhaftigkeit auch in Schriften und Büchern zu vermitteln. Das Protokoll, der Handshake, um es in Computer-Netzwerk-Kommunikation auszudrücken, heisst auf beiden Seiten: Wohlwollen. Und letztlich: Vertrauen, Credit. Je anonymere das Credo, desto diabolischer die Unterwerfung.

Weshalb war die Schrift in der menschlichen Kultur so lange verboten, tabu? Eine Frage, die heute kaum jemand stellt, weil wir Schrift wie Befehlskommandos als zwingenden Ausführungscode lesen. Gesetz ist, was geschrieben steht, in Verträgen, Abkommen, Grundsätzen, Chartas, Verfassungen, BlahBlah. Nur Sklaven halten sich an sowas. Das hat man vor 3000 Jahren noch empfunden.

Schrift braucht es für das Heilige, für das gute Zusammensein von Menschen nicht. Credo und Credit basiert auf der Begegnung von Menschen. Es sind keine Gebete an Artemis als Texte erhalten. Weshalb nicht? Oder die Hymnen der eleusischen Rituale: Gibt es davon schriftliche Zeugnisse? Nein. Die Schrift hatte da nichts zu suchen. So einfach ist es. Im Islam, der zu grossen Teilen von der jüdischen Tora und dem neuen Testament abgekupfert ist, ist das komischerweise sogar himmelsklar dokumentiert. Es war ursprünglich strikt untersagt, den Koran, das sind die in Gedichtform memorierten Suren des Mohammed, aufzuschreiben, weil die Heiligkeit der oralen Tradition der Volksstämme auf der arabischen Halbinsel, unangetastet bleiben musste. Heiligkeit ist nur in unmittelbarer, lebendiger Begegnung der Menschen gegeben, nicht im virtuellen Raum der Schrift. Menschsein kannst du nicht aufzeichnen. Deshalb galt Schrift als Gefahr, als

Erniedrigung, Beschmutzung, Befleckung, als Ursünde, als Verrat und Verderbnis des Seelen-Zusammenhalts in der Gegenwart.

Philosophen durften in urbanen Anonymitäten schreiben erst ab dem Dritten Jahrhundert nach Christus. Zuvor war nur die orale Tradition angebracht für gültigen, spirituellen Austausch. Orakelsprüche wurden in Delphi nie aufgeschrieben. Sie wurden mündlich mitgeteilt. Keine Formulare. Keine Protokolle. Vom Mensch zu Mensch. Klar wurden sie später mündliche Berichte aufgezeichnet, aber es gab Theologie in unserem Sinne nicht. Die Versuchung, das Wunder des Dialogs fest zu machen, bildhaft zu fixieren und dokumentieren, wurde als schwere Sünde empfunden, als Veruntreuung der heiligen Begegnung zwischen lebendigen Menschen. Wenn man so will, wurde die Autorität des Spirituellen als das geachtet, was niemals ausserhalb des lebendigen Menschen aufbewahrt werden kann. Aber die Pseudomacht der Schrift zeigte, dass ein Vertrauen in die Begegnungs-Tradition verloren ging. Plötzlich wurde die Schrift zum Heiligen. Wie absurd!

Dies wird deutlich beim Koran. Die Erlaubnis, ihn niederzuschreiben, wurde erst gegeben, als die unmittelbare Gefahr bestand, dass die letzten Mohamedaner, die die Texte noch auswendig hersagen konnten, im Krieg getötet wer-

den könnten. Aus Angst vor diesem spirituellen Verlust also entstand die Schrift, aus Angst, dass etwas verschwinden könnte, wenn es nicht schriftlich aufbewahrt wird. Die Schrift entstand aus Angst vor dem Verlust des Heiligen. Wie absurd!

Solche Ängste kannten Artemispriester nicht. Sie hätten ja nur aufschreiben müssen, was sie in den Tempeln machen und sagen. Kaum etwas davon ist überliefert. Die Archivmanie beginnt erst sehr auffällig ab ca. 300 vor Christus mit der philosophischen Literatur, und schon früher mit der populären Unterhaltungsliteratur von Homer, von mir aus auch mit Hesiod, der den Götterhimmel beschreibt. Aber – ich wiederhole mich - Spiritualität ist in Schutz und Pflege des lebendigen Menschen gegeben und es wird empfunden, dass Spiritualität nur da ihren Sitz hat und es auch nur mit lebendigen Menschen weiter geht, ohne zu wissen warum, wie und wohin. Spiritualität ist im Menschen zentriert, und muss ihm nicht erst mit einer Schrift eingetrichtert, beigebracht oder verabreicht werden.

Muss man deshalb Schrift verdammen als Versuchung zu einem Wunder, das nicht existiert, als blödsinnigen Versuche zur Festhaltung von Wahrheit? Nein, muss man nicht. Man muss zur Schrift und zu Medien ganz allge-

mein nur eine angemessene Haltung einnehmen. So wie wir auch zu jeder anderen Technik eine sittlich vernünftige Haltung einnehmen müssen, in der sich ihre Fruchtbarkeit für das Menschliche erweist.

In meiner eigenen, chronischen Symptomatik des Scheiterns lässt sich das, mit wenigen Ausnahmen, so sagen: Ich schreibe meist drauflos, entsprechend der Tarotkarte des Narren, Nummer 0, die Reise beginnt, ohne genau zu wissen, wo es hingeht. Deshalb finde ich auch den biographischen Tagebuchstil als Roten Faden nicht schlecht, zumindest nicht in diesem Buch über das letzte Bild, respektive über die Heilige Insel, wie ich diese Reihe von Texten später umbenannte.

Dann lese ich das, was ich geschrieben habe, am besten mit einer gewissen Distanz, um zu spüren wie das ankommt bei mir als erstem Leser. Und dann versuche ich, die unverständlichen, verquerten und mühsamen Stellen zu glätten und zu klären, soweit das möglich ist und soweit ich überhaupt selber verstehe, was ich geschrieben habe. Denn ehrlich gesagt, ist mir durchaus klar, dass vieles, was beim Schreiben aus mir heraus plumpst, keinesfalls reflektiert ist, es ist noch vor dem Reflektieren schon auf dem Papier, wie im Affekt gesprochen, wo das Nachdenken über das,

was man gesagt hat, wenn man spontan spricht, meist erst beginnt, wenn man hört, was man gesagt hat, und dass man dann manchmal auch erschrickt. Ja, ehrlich, ich erschrecke gelegentlich auch und finde meine eigenen Äußerungen bedenklich, was schon andeutet, dass in dieser Bedenklichkeit des eigenen, spontanen Ausdrucke etwas verpackt ist, das man auspacken und bedenken könnte, dürfte. Sollte?

Zurück zur Revolution der Schrift: Ich glaube wir haben diese fundamentale Umwälzung der menschlichen Kommunikation zu wenig auf dem Schirm. Lesen und Schreiben sind nicht Bedingungen für menschliche Mündigkeit. Das Menschsein hat Alphabetismus nicht nötig. Menschliche Orientierung kommt nicht vom Schriftgebrauch. Im Neuen Testament wurden die Widersacher von Jesus oft abschätzoig als "Schriftgelehrte" geframed. Wie ist aber zu verstehen, das gerade Johannes in der Bibel schreibt: "Im Anfang ist das Wort." Das ist eine viel zitierte Stelle. Zuerst muss man zur Entschuldigung sagen: Es steht da nicht geschrieben, "Am Anfang ist das geschriebene Wort", auch wenn das suggestiv so tönt zu Beginn eines Evangeliums in der Bibel, der Heiligen SCHRIFT, dem Wort Gottes, dann ist es eine subtile Absicht des Textes, nicht zu schreiben: "Im Anfang ist das gesprochene Wort", und die Stimme, die das Wort sprach, war bei

Gott usw. Oder, weshalb heisst es zu Beginn der Offenbarung von Johannes: "Schreib auf!" Ein militärischer Befehl an eine Amtsstube. Was soll das? Jesus, der - wie es heisst - die Offenbarung diktiert, will, dass etwas aufgeschrieben wird? Wozu dies? Er selbst hatte ja nie etwas aufgeschrieben. Und dann folgen zugleich schlimmste Todesdrohungen, Verwünschungen und Verdammungen bei Missachtung, Verfälschung und Aenderungen des von Jesus diktierten Textes. Diese Drohung stammt zwar unverkennbar aus der jüdischen Tradition der sogenannten "Sünde wider den heiligen Geist", wenn man etwas an der Tora ändert, weglässt oder einfügt. Aber in der Tora hat dies eine völlig andere Bedeutung als in der Bibel. Es meint in der Tora, wegen der Offenheit der hebräischen, heiligen Schrift, die nur aus Konsonanten besteht und in die der Leser seine eigenen Vokale hinzu geben darf, dass man die Freiheit des Menschen, wie er selber mit seiner Stimme und Stimmung vor Gott steht, nicht einschränken darf.

Jeder Leser der Tora darf diejenigen Vokale in die Konsonantenschrift des heiligen Hebräisch geben, die er selber für richtig hält. Die Schrift des jüdischen Gottes ist dafür offen und einladend. In der Bibel ist diese Freiheit schon alleine durch die fragwürdige Eindeutigkeit der Uebersetzung von vornherein verloren.

In der Apokalypse des Johannes ist die typisch jüdische

Freiheit des Lesers gravierend beschnitten, ja entwertet. Der Leser der Apokalypse muss sich der Autortität des Schreibers unterwerfen, um nicht sündig zu werden, wie auch im Islam. Hier zeigt sich ein ernsthaftes Problem des Gebrauchs der Schrift, das die Freiheit des Menschen in der sozialen Kommunikation vernichtet, ein Problem des Umgangs mit Techniken von Lesen und Schreiben, eigentlich mit der mechanisch-befehlscodebasierten Imitation von Gesprochenem und Gedachtem. Daran werden wir im Dialog mit KI und AI noch lange zu kauen haben. Auf diese Computersysteme muss man sich einlassen. Aber David hat gegen Goliath nicht gesiegt, weil er sich auf Goliath eingelassen hat. Nein. Im Gegenteil. Die wenigsten werden dies verstehen.

Der gestörte, versklavende und damit unmenschliche Umgang mit Schrift als Befehlscode und als KI ist meines Erachtens heute krankhaft, epidemisch, eine Seuche. Auch unachtsam. Ich befürchte, dass viele Menschen heute von ihrer Welt mehr verstehen würden, wenn von allem Geschriebenen nur noch jeder dritte Konsonant sichtbar wäre, mit nur unklaren Lücken dazwischen, sodass sich der Leser wieder selber in das Vorgefundene einfüllen könnte mit seiner Stimmung. Spannend wäre, dann zu hören, was die Menschen daraus machen, weil jeder etwas anderes macht und doch alle recht haben.

Um 4.05, als ich gerade wieder ins Bett gehen will, sehe ich, dass Augustin mir ein E-Mail geschrieben hat, nachdem wir jetzt zwei Wochen keinen Kontakt mehr hatten. Sein Text lautet:

Bonjour Daniel

Je pense que tu ne sauras pas garder le silence devant cette vraie un accouplement d'un mâle d'Epiphora ploetzi avec une femelle de Samia ricini. La femelle a été capturée et nous attendons impatiemment la ponte et les larves ! Toute l'entomologie va trembler !!!!

Joyeux Noël

Augustin

Dazu das Bild eines Männchens von Epiphora ploetzi, diesem prächtigen Seidenspinner Afrikas mit einem Weibchen von Samia ricini in Paarung . Ein Wunder? Das dürfte es nach den Gesetzen der Natur eigentlich nicht geben. Falsch. Man kennt das von anderen Hybriden. Zum Beispiel Esel und Pferd oder dem Liger. Aber ich merke, dass Augustin wieder einmal etwas von mir hören will. Weil er mich immer mit meiner "Stille" aufziehen will, als sei ich ihm untreu geworden.

Ich werde morgen schreiben, dass ich gerade über Wun-

der und Versuchung geschrieben habe als sein Mail eintraf. Dass ich hier den Winter am Meer geniesse und sehnsüchtig warte auf gute Neuigkeiten aus Kilueka, in jeder Hinsicht, aber vor allem dass die Zusammenarbeit mit dem Hilfswerk jetzt endlich auf sichere Beine kommt.

Dann gehe ich zur Toilette und zünde da das Licht an, was man aussen vor dem Haus am Milchglas sehen kann. Als Antwort darauf beginnt sofort ein Hahn in der Nachbarschaft zu krähen. Ich kenne den schon. Immer, wenn irgendwo das Licht angeht in der Nacht, beginnt er zu krähen, weil es hell wird; manchmal auch, wenn eine grosse Fähre ankommt, die das halbe Hafenstädtchen beleuchtet. Jetzt wo in der Nacht die Weihnachtsbeleuchtung angeschaltet ist, eine dürftige blauchstichige LED-Strassenlampendekoration, die in den vergitterten Hühnerhof strahlt, hat der Hahn wohl den Verdacht, dass es auch in der Nacht irgendwie immer ein bisschen Tag ist und dass er aufpassen muss, dass er den richtigen Tag nicht verpasst. Sicherheitshalber kräht er deshalb auch in der Nacht ab und zu etwas herum, damit man ihm nicht vorwerfen kann, er habe geschlafen.

24. Dezember, Weihnachten

Bild mit Maske und Kerze am Strand von Meloi

Kerzen und Maske am Strand von
meloi

HEILUNG DER AUSSÄTZIGEN FRAU

Dies ist das vierzehnte Kapitel aus der Acta. John. Proch.

"Zu dieser Zeit lebte in der Stadt (Skala auf Patmos) ein Hebräer namens Filon. Er war Rechtsgelehrter und kannte als solcher das Gesetz Moses gut. Er war ein kluger Mann, doch seine Frau war aussätzig.

Als er Johannes auf dem Markt traf, begann er mit ihm über die Bücher Mose zu sprechen. Johannes beantwortete seine Fragen und erklärte ihm die rätselhaftesten Passagen mit Hilfe des Heiligen Geistes. Filon jedoch widersetzte sich hartnäckig seiner buchstabengetreuen Auslegung der Schrift.

Zwei Tage vergingen, und sie trennten sich, ohne zu einer Einigung zu kommen. Am nächsten Tag trafen sie sich an einem öffentlichen Ort und diskutierten lange. Als Johannes sah, wie hartherzig und hartnäckig Filon war, sagte er zu ihm: „Filon, Filon, das Verständnis der Heiligen Schrift erfordert nicht viele Worte, sondern Gehorsam und ein reines Herz.“

An diesem Ort lebte ein Mann, der unter hohem Fieber litt. Als dieser sterben sollte, legten sie ihn auf den Bo-

den, damit Johannes ihn heilen konnte. Als Johannes sich von Filon trennen wollte, rief ein junger Mann, der neben dem Kranken stand, laut: „Lehrer der Christen, bitte! Richte deinen Blick hierher und erbarme dich des Kranken!“

Und Johannes trat an den Kranken heran und sagte: „Im Namen Jesu Christi, steh auf und geh nach Hause!“ Und sogleich erhob sich der Kranke, verehrte Johannes und ging nach Hause, um Gott die Ehre zu geben.

Als Filon sah, was Johannes tat, lief er los, hielt ihm die Hand und fragte ihn: „Lehrer, was ist Liebe?“

Und Johannes antwortete: „Lehrer, Liebe ist Gott, und wer Liebe hat, hat Gott!“

Filon sagte zu ihm: „Dann zeige Gottes Liebe und komm zu mir, um mit uns zu essen. Möge Gott mit dir sein!“

Da folgte ihm Johannes sofort. Als wir Filons Haus betraten, wurde seine Frau sofort von Lepra geheilt. Als der eigensinnige und unverschämte Filon dies sah, wurde er sofort nachgiebig und friedliebend, warf sich Johannes zu Füßen und sagte zu ihm: „Lehrer, im Namen deines Gottes, von dem du predigst, sei mir nicht böse wegen meiner Worte gegen deine göttlich inspirierte Lehre! Gib mir und deiner Dienerin, meiner Frau, das Siegel Christi (die Taufe).“

Er unterwies ihn und taufte ihn und seine ganze Familie. Wir blieben einige Tage in seinem Haus.

Als wir von dort aufbrachen, kamen wir an einen Ort in der Nähe des Meeres, wo sich viele versammelt hatten, und Johannes predigte zu ihnen. Auch die Priester vom Apollontempel kamen, und er predigte auch zu ihnen. Es waren tatsächlich dieselben, die Kynops erschienen waren und gegen Johannes geredet hatten.

Einer von ihnen forderte Johannes heraus und sagte: „Lehrer, ich habe ein Kind, das an beiden Beinen hinkt. Heile es, und ich werde an den glauben, der gekreuzigt wurde!“

Doch Johannes sagte zu ihm: „Wenn du an Christus glaubst, wird dein Sohn geheilt!“

Und er antwortete: „Heile ihn, dann werde ich glauben.“

Johannes tadelte ihn: „Versuch nicht, Gott in Versuchung zu führen; er kann unmöglich in Versuchung geraten, und lästere nicht durch deinen Unglauben. Denn im Namen Jesu Christi kannst auch du an beiden Beinen hinken!“ Und augenblicklich wurden seine beiden Beingelenke gelähmt. Er fiel bewegungsunfähig zu Boden. Da wandte sich Johannes an einen anderen Priester und sagte: „Geh und zeige seinen Sohn meinem Jünger!“

Also ging ich mit dem Priester und sagte zu dem Kind: „Der Apostel hat gesagt, du sollst im Namen des Gekreuzigten schnell zu ihm gehen.“

Da stand der Junge sofort auf und folgte mir. Als er Johannes erreichte, warf er sich nieder und verehrte ihn. Als der Vater des Kindes die Heilung seines Sohnes erfuhr, rief er laut: „Hab Erbarmen mit mir, Jünger des barmherzigen Gottes!“

Da Johannes Erbarmen mit ihm hatte und ihn dreimal mit dem Kreuzzeichen versiegelte, stand er sofort auf. Da staunten alle über die Größe Gottes, und viele begannen zu glauben. Daraufhin ließ er sich taufen, der ehemalige Priester des Apollo, sein Sohn und seine ganze Familie.

Ende des 14.Kapitels von Acta. John. Proch.

Kommentar:

Der Text macht den Anschein, als gäbe es damals (im Jahre 90) bereits "Christen". Das ist Unsinn. Natürlich gab es damals noch keine Christen. Die Anhänger der militanten, jüdischen Sekte wurden als Aufrührer und Umstürzler bezeichnet, als eine radikalisierte, jüdische Sekte, die vom orthodoxen Synagogenjudentum nicht unterstützt wurde. Der Hebräer Filom wird in diesem Kapitel von Sektenbruder Johannes hochnäsiger belehrt über seinen eigenen Glauben: Er verstehe seine eigene heilige Schrift, die To-

ra, nicht, usw. Er, Filon, sei - obwohl Rechtsgelehrter - dumm und hartherzig. Selbst die von Johannes gelieferte "buchstabentreue Auslegung", was im Judentum als Sünde gegen den heiligen Geist verboten ist, kann Filon (logischerweise) nicht überzeugen. Schliesslich folgt das arrogante Fazit von Johannes: „Filon, Filon, das Verständnis der Heiligen Schrift erfordert nicht viele Worte, sondern Gehorsam und ein reines Herz.“ Zu deutsch: Halt die Klappe. Ihr orthodoxen, unpolitischen Juden seid Palaveri, die nichts checken, die Ungehorsam sind und unreinen Herzens. Besonders krass finde ich die nachfolgende "Bekehrung" des Juden Filon, nachdem Johannes dessen Frau mit einem peinlichen Fingerschnipp-Wunder von Lepra geheilt hatte: „Lehrer," bittet Filon, "im Namen deines Gottes, von dem du predigst, sei mir nicht böse wegen meiner Worte gegen deine göttlich inspirierte Lehre! Gib mir und deiner Dienerin, meiner Frau, das Siegel Christi (die Taufe).“ Diese Dramaturgie ist dermassen kaputt: Warum soll der Jude Filon gegenüber seinem Glaubensbruder Johannes von "Deinem Gott" reden? Johannes ist ja, wie Filon selber, ein Jude. Also diskutieren sie doch über denselben, über ihren einen, einzigen Gott. Aber es kommt noch absurder: Weshalb soll Filon getauft werden? Er ist es als Jude ja bereits. Von Beschneidung redet hier niemand. Ist euch dies aufgefallen?

Johannes auf Patmos
Hoierponymus Bosch

DER KINDERGARTEN

Die Zeit im Kindergarten habe ich tapfer abgesehen
Einberufen wurde ich von den Eltern. Vor dem Kindergarten
habe ich zuerst die Geburt überstanden. Die Strampelhöschen
haben mich gekrazt und gezwickt. Im Kindergarten lernt
der Mensch das Gebet üben und nicht den Löffel schlürfen.
In der Kindergartenzeit habe ich die Jahre abgezählt. Die
Räume waren vom Spiellärm übersäht. Die Tanten wurden
vom Zorn nie aufgehalten. Die Kinderohren wurden in
die Länge gezogen und gebogen. Den Kindergarten habe
ich einmal besucht, das genügt. Nun bin ich ins Alter
vorgerückt. Die Erinnerungen habe ich auf der Lebensbahn
abgeworfen.

Georg Paulmichl

Kinderbild Paulmichl
Tiere

TAGEBUCH PATMOS

12. Januar

Durch die Nacht peitschen Sturmböen, die mit einem Plastikkübel auf der Terrasse spielen, ihn rumschubsen und in den Garten werfen. Ich nehme den Kleiderständer ins Zimmer, damit er nicht in die Gasse fliegt. Dann ein Gewitter, kurz aber heftig, mit Hagel; erbsengrosse Körner prasseln herab. Nächste Woche soll es kalt werden, das heisst, minimal 7 Grad in der Nacht. Das glaube ich noch nicht. Jetzt ist es auch 2 Grad wärmer als angesagt. Die tiefste Durchschnittstemperatur auf Patmos ist im Februar um 10 Grad.

Smaragda hat eine Putzfrau geschickt, die mein Appartement sauber macht. Ich gehe spazieren, trinke Kaffee, esse Käsekuchen und gehe dann zum Bluestarbüro am Hafen und erfrage Fährverbindungen nach Agathonisi. Vor allem, wie ich wieder zurück komme, ob ein Tagesausflug machbar sei. Der Mann am Schalter bejaht. Am Freitag 10 Uhr hin und um 17 Uhr zurück. Das ist prima. Dann habe ich circa fünf Stunden Zeit für Erkundungen. Das sollte reichen. Ich habe schon eine ganze Liste von Orten, die ich mir ansehen möchte.

Die ganze Nacht bin ich nervös. Ich denke nur an Agathonisi rum. Alles geht so schnell. Die Zeit hat sich selbst überholt. Es denkt und rattert und rechnet wie in einem Spinnhaus. Gut, wenn ich jetzt etwas bremsen und Ruhe in die Sache bringe und Kontemplation, gelassene Betrachtung der Dinge. Aber Nervosität und Aufgeregtheit ist da, was ja auch beflügelt, zumindest ein Geflatter in Gedanken erzeugt. Gut also, wenn ich warte, bis die hysterische Gegenwart, die aus ihrem Jetzt ausgebrochen ist, aus ihrer vorgestellten Zukunft wieder in den Stall meines Daseins zurückgekehrt.

Vor lauter geistiger Abwesenheit vergesse ich, in das Kaffeekännchen, in das ich bereits gemahlene Kaffee gegeben habe, auch noch Wasser zu gießen. Als es verbrannt riecht, rufe ich mir zu: "Ach, Daniel! Wasser! Zeit braucht es doch auch für die weckenden Dinge. Zeit!"

Um acht Uhr bin ich schon bereit, neue Kleider angezogen, Rucksack gepackt. Heute wird es kühl sein, wohl nicht viel über 10 Grad. Aber nach Wetterbericht kein Regen. Genau richtig für eine Besichtigung. Im Wetterbericht heisst es, dass es morgen und am Sonntag volle Sonne hat und dann Montag bis Mittwoch regnen wird. Regnen? Ja das sind seltene Momente auf dieser Insel mit einer durchschnittlichen Niederschlagsmenge von jährlich nur 300 Li-

tern pro Quadratmeter. Dies wird die grösste Herausforderung für Landwirtschaft sein. Zu wenig Wasser. Passt zu meinem Zustand ;-)) Eine Insel wie aus Kaffee ohne Wasser.

Das Schiff geht um 10 Uhr. Es ist die Nisos Kalymnos. Ankunft um 12 Uhr.

Dann Rückfahrt um 17 Uhr wieder mit der Nisos Kalymnos. Das Ticket kostet pro Fahrt 7 Euros.

Hier Reisebericht Agathonisis second trip: Zensuriert. Ohne Angabe von Gründen.

Ich kann nicht schlafen, oder nur kurz. Um vier Uhr bin ich wieder wach, stehe auf, zünde etwas vom Mastix-Räucherharz an, das ich in Agathonisi gesammelt habe. Machte Kaffee. Ich bin schon richtig abergläubisch, ja, esoterische geworden. Man möchte doch wissen, ob man auf dem richtigen Weg ist. Man bittet um Klärung. Aber wen? Ich weiss, dass ich das selber verantworten muss und nicht abgeben kann an ein paar duftende Rauchschwaden. Aber mit nacktem Realismus allein fehlt manchmal etwas, ein Bedürfnis von sinnlichem Einklang mit Wünschen, die man kaum auszudenken sich getraut. Warum soll ich ausgerechnet auf dieser gottverlassenen Insel leben wollen?

Okay, es hat doch mit Niederlassung zu tun. Und wenn ich das zurückverfolge zu den Ursprüngen, hat es damit zu tun, dass ich vielleicht bald Geld habe und etwas Vernünftiges damit machen möchte.

Das Gespräch mit Engin, einem Passagier im Schiff, in der Nisos Kalymnos, die mich nach Agatonisi brachte, drehte sich nur darum: Investment. Der leicht korpulente, etwa 30 jährige Mann spricht perfekt englisch. Er ist Spezialist für Goldminen. Die werden in Toronto gehandelt. Er lebte aber in Montreal. Bei seiner Mutter in Istanbul wechselte er auf der Reise die Kleider. Er reist nur mit einem Rollkofferchen und einem Rucksack, wie ich. Engin erklärt mir, warum der Goldpreis nicht steigt. Weil der angehängt ist an den Bitcoin. Heute dient der Bitcoin dazu, überflüssiges Geld abzusaugen mit Profitversprechen, die besser sind als die von Gold. Er meint dass dies aufgehen werde, solange weiter Geld gedruckt werde, angeblich um Produktionen zu finanzieren. Das gedruckte Geld kommt aber gar nie in der Produktion an. In der Schweiz sinkt seit Jahrzehnten die Produktivität stets, während Bürokratie und Verwaltung sich locker verdoppeln. Kürzlich habe ich eine Studie gelesen über Kranken- und Altenpflege. Sie zeigt ganz deutlich: Die Pflege ist nicht teurer geworden im Vergleich zu vor 20 Jahren. Nur die Verwaltung, Bü-

rokratie und Reglementiererei haben sich verdoppelt und einen massiven Preisschub verursacht. Engin nennt dies Selbstbeschaffung von Jobs durch Hochschulen, Universitäten, vernetzt mit Behörden und politischen Interessen. Corona sei ein perfektes Beispiel. Nur wolle das niemand zur Kenntnis nehmen, solange weiter Geld gedruckt werde. Na gut, und jetzt?

Für mich ist ja noch nicht mal das Geld meiner Scheidungskonvention eingetroffen, die von allen unterschrieben ist. Und jetzt eile ich schon voraus und tue so, als ob ich bereits investieren müsste. Aber ich habe soviel verstanden: Ich werde, wenn es dann soweit ist, dritteln: Selbstgenutzte Immobilie, Gold physisch in Form von wertstabilen, alten Münzen, Cash. Sodass ich notfalls mit Goldmünzen bezahlen kann, wenn das Vertrauen ins Papiergeld im Eimer ist. Und ich dann nicht am Strick von Hypotheken baumle. Irgendwie so.

Ich kaufe eine Schachtel Süssigkeiten und besuche Jakovos. Er ist sehr gespannt als ich ihm die Bilder von Agathonisi zeige. Es sei eine Hermit-Insel sagt er. Ich merke im Gespräch, dass er befruchtet ich werde da vereinsamen. Weil es einfach nichts gibt. Aber das Hotel ist super und der Garten auch gross, ausser dass es kein Wasser hat.

Er will mich eher auf Lipsi hinweisen, kontaktiert Kostas, den er kennt, einen Landwirtschaftsmann. Am Mitt-

woch werde ich da hingehen, vielleicht zusammen mit Jakovos. Oder dann Kreta, sagt er, wo er selber ein Haus hat. Das werde ich auch nicht aus den Augen verlieren.

Aber Jakovos warnt mich. Ein Haus zu besitzen ist heute eine Falle. Die Regierung macht immer mehr Druck und presst stets mehr Geld aus Haubesitzern. Es wird immer schlimmer mit Vorschriften, Steuern, Bewilligungen usw. Ausserdem kann man nur noch direkt per Bank bezahlen. Hingegen bei einer Miete wäre dies anders. Das habe ich verstanden. Da gibt es auch keine Steuern und so. Alles bleibt wie vorher. Ist auch ein Option, 25 Jahre oder so mieten. Pacht also.

Ich danke ihm für die offenen Worte. Er meint, ich solle mir alles in Ruhe anschauen. Ich sei ja eh auf der Suche, und ich sei rüstig und könne leicht reisen. Also solle ich weiter suchen und mir Zeit nehmen. "Behalte Dein Geld für Dich."

27. Januar

Frühstück im Hafen-Cafe gerade vis a vis des Ankerplatzes der Patmos-Star. Sonnenaufgang um 7.35 Uhr. Nur eine Wolke. Sonst alles offener Himmel und warm. Es hat noch keine Passagiere. Der hübsche Innenraum des alten Schiffes ist ganz in Holz mit sauberen Polstern und einem

Dutzend Flechtkörben mit üppigen Kunstblumenarrangements. 60-er Jahre. Den Kapitän und einen Matrosen kenne ich bereits. Sie sassen zuvor mit mir im Cafe Toxotis. Es sind noch zwei weitere Matrosen an Bord.

Ich habe mir für die Besichtigung von Lipsi einen Plan gemacht. Ich will ein Grundstück besichtigen, rund eine Hektare gross, grad westlich vom Hauptort und eins noch im Gebiet Kambos. Zu Fuss sind das zwei Stunden. Zuerst nach Westen, dann den Hügel hinauf zur Kappelle des Heiligen Georgs. Und darauf rund um den Hauptort herum.

Auf dem Rundgang merke ich: Das grösste Problem sind hier die hässlichen und rücksichtslos verlegten Stromleitungen, die mich überall stören. Bei dem Grundstück am Meer durchschneiden Hochspannungsleitungen diagonal das Gelände etwas so:

Skizze Bch Seite 020.

Hier müsste man eine teure Umleitung bauen dann wäre es eventuell ein geeignetes Terrain, aber sowas kostet wohl mehr als der Boden selber.

Probleme mit gedankenloser und achtloser Stromführung sehe ich überall. Die Insel ist touristisch, sprich alles planlos überbaut aber gleichzeitig leer. Unsinn des Tourismus. Sachzwänge der Abhängigkeit von Touristenströmen, weil man nicht gelernt hat, vernünftig Nein zu sagen, sondern einfach der Gier folgt. Jakovos sagte mir, dass die Leute heute anders Ferien machen wollen. Nicht mehr im grossen Rummel, sondern einzeln, oder paarweise, aus Angst wahrscheinlich. Der vermasste Mensch wird soziodiophob und schizophoren. Er will im Gedränge allein sein.

Das Angela Studio, in dem ich wohne, ist sorgfältig gebaut und gepflegt. Überall schöne Blumen, Kakteen in hübschen Töpfen, Zimmer praktisch, kompetent, gegen Süden, mit Blick über den Hafen. Perfekt. Aber kein Restaurant geöffnet. Tote Hose. Noch fast schlimmer als in Agathonisi.

Ich Trottel habe den Bildschirm zu meinem Raspi vergessen. Zum TV-Bildschirm passt aber das HDMI - Kabel nicht. Zeitgenössische Problemlagen. Ha Ha !

Mein Kopf ist verbrannt. Zu viel Sonne. Ich liege nach der Dusche nackt auf dem Bett. Meine verschwitzten Kleider flattern draussen an Bügeln in der Sonne. Sie sind im

Nu trocken. Auch auf der Terrasse: Ein Kabelbündel schneidet durch den Himmel: So:

Bild Sete 023

Hässlich-praktisch. Ohne all diesen Elektro-Kasumpel im Himmel wäre die Welt entspannter.

In meinem Bart ist ein Harzstücke verheddert, das sich mit den grauen Haaren zu einem klebrigen Klumpen entwickelt hat, der selbst mit Seife und Wasser nicht zu beseitigen ist.

Katzen überall. In Unmengen. Tourismusfolger. Jööeffekt. Tierli mimen Eintracht im Paradies! Ja, herzig, der ausgehungerte, kleine Hund, der mir auf der Strasse gefolgt ist und sich an meinen Schuh schmiegt mit dem Kopf. Mit seinen tränig verklebten Augen, elend, und mir folgt

im Schatten, fast unbemerkt. Ueberal Gebell, links, rechts, vorne, hinten. Ein Hund steht im Weg, knurrend, aber ich bin selber einer, chinesisch jedenfalls, spaziere bolzengerade an ihm vorbei. Auch bei den Ziegen auf dem Kirchenhügel Agios Georgios haben zwei Hunde Aufsicht. Sie sehen aus wie kurzbehaarte Bordercollies, Das Gebimmel der Geissen ist köstlich. Einige der Tiere tragen doppelte Glocken. Andere tragen Treicheln oder Holzglocken. Ich mache eine Audio-Aufnahme des Gebimmels für Zeiten, wenn ich mal nicht schlafen kann. Gamelan Gong Alpenhirten-Soundtrack.

16.30 Uhr. Die Sonne steht noch handbreit über dem Horizont. Ein Fischerboot fährt aus. Ich habe Hunger Aber nicht wegen dem Hunger, sondern wegen dem Genuss der Welt. Ich möchte sie ganz zu mir hinein nehmen. Und später im Traum verdauen.

Fliegen hat es hier. Sie freuen sich an der Wärme, schnupern an meinen Socken; einige haue ich tot. Die Weitergebildeten entkommen. Bei den Menschen ist es umgekehrt. Da überleben nur die, die sich dumm stellen. Intelligenz in unserer heutigen Zivilisation ist vorbei. Sie muss das blosse Gescheit-sein-wollen überwinden, weil im Wollen das Sein scheitert.

EINSCHUB ÜBER DIE GITHAARE:

Eine Githaare ist eine Gitarre mit Haaren als Saiten. Das muss ein filigranes Instrument sein, und enorm Feuchtigkeits empfindlich. Aber die Tonhöhe ist vielleicht gar nicht so wichtig, eher die Stimmung insgesamt und was diese fein schwingenden Haare zum Tönen bringt, ein zartes Holz, oder eine Eierschale die singt: Ich lasse mich nicht mehr in die Kälte vertreiben.

Bild Seite 209

Abends: Ja, die Lichter. Ich mag das auch. Strom und Licht. Aber Licht ist nicht Strom. Strom ist Angst vor dem Dunkel. Virtuelles Licht kämpft gegen die Flamme der Kerzen und gegen das Züngeln des Feuers. Wir sind Elektrizitätsfetischisten. Lebendige Solarenergie sind Pflan-

zen! Go for it; Sternbild der Erde. Die Lichter die wir selber anzünden, um unser Dasein zu beleuchten. Taubenschwänzchen an einer Yasmoblüte. Hunde bellen ihr Echo an und meinen es sei Kommunikation.

Wenn ein Fremder daher kommt, dann bellen die Hunde. Wenn hundert Fremde daher kommen, bellen die Hunde nicht mehr. Es sind ja Hund-erte.

Bild Seite 038

Skoivoi ...

Dies hat Angela geschrieben, die Geschäftsführerin des Studios Angela am Hafen. Sie sagt, dass Pistacia lentiscus, Skoivoi heißen und die schwarzen Beeren für ein Öl gebraucht werden, das man zum Kochen brauche, für Steaks oder so, aber vielleicht habe ich das falsch verstanden, sie meinte wohl Cakes, Kuchen.

Abends bin ich im einzige Restaurant, dem "Maison de Moulin", grad hinter der Kirche, das geöffnet ist. Der Chef, um 70, sitzt an einem der drei Tische mit kariertem Plastiktischtuch und spielt Patience. Er spricht französisch. Er

und seine rothaarige Frau seien in Frankreich gewesen, erzählt er mir. Es gäbe drei Schweizer hier. Einer sei Doktor.

Der Chef lässt seine Frau kommen. Es ist noch etwas früh. Der Fernseher läuft und plappert von hoch über dem Kühlschranks herab. Eine Bedienstete ist auch da, auch sie rothaarig, derb gekleidet. Der Weisswein sei von hier, Lipsi. Ich glaube es nicht. Er wird aus einem Tank abgefüllt. Er schmeckt wie der Wein von Samos.

Es gibt frische Kalamari mit einem griechischen Salat. Genau was ich insgeheim gewünscht habe. Die Rothaari-ge kommt mit frischen Gurken und Salat, die sie gleich um die Ecke eingekauft hat. Es hat da auf dem Hügel, wo die Kirche steht eine Altstadt. Im Studio Angela hat man mir gesagt, dass es da im Restaurant hinter der Kirche, grad neben dem Postbüro etwas zu Essen gibt. Wegen mir wird es jetzt geschäftig hinter der Küchentheke. Eine rote, eine getigerte und eine graue Katze schauen zur Tür hinein. Sie getrauen sich aber nicht über die Schwelle. Ihnen wäre es lieber gewesen, ich hätte mich draussen hingesetzt. Drinnen ist Bettelerei gefährlich. Die Pfötchen sitzen millimeter genau vor der Türschwelle, als wäre diese elektrisch geladen. Aber die Botschaft, dass ein Kunde Kalamari bestellt hat, hat im Katzenvolk die Runde gemacht. Wahrscheinlich wissen es auch schon die Möven und Raben, aber die schlafen jetzt, weil es dunkel ist. Und

die Mäuse wissen es auch, aber da sind die Katzen. Schwieriges Terrain. Mein Tisch wird gedeckt mit einem Papier mit hellblauen, fünfzackigen Seesternen und Seepferdchen an jeder Ecke, die verbunden sind mit einem geflochtenen Seil.

Die Weinkaraffe ist aus rotorange lackiertem Aluminium. Ich denke über diese Farbe nach. Es soll wohl Kupfer darstellen, ist aber etwas zu gelb, wie Koralle, leicht glühend. Brot kommt zuerst, zwei Schnitten, dunkel, auf einem Holztablett. Dann ein grosser Kalamari mit gelbem Oel. Die Spielshow im TV ist vorbei. Es wird aber nicht besser. Nachrichten, Werbung, Trailers, wobei man nicht sagen kann, was Werbung und was Nachrichten sind. Hauptsache es flackert und tut wichtig.

Um 18.30 kommt ein Einheimischer und raucht draussen bei den Katzen. Rauchen dürfen da drinnen nur die Kalamari auf dem Grill. Endlich mal eine vernünftige Portion! Meist sind sie viel zu gross und ich mag nicht soviel essen. Der Chef, ganz in schwarz mit breitem Schnauz, ausgefranster Tonsur, dicken Augenbrauen und etwas schlacksig, trägt einen Plastiksack mit Tintenfischen nach draussen. Auf der Terrasse ist eine Gruppe junger Männer angekommen. Sie sehen nach Fischern aus; wetterfeste Typen mit Stoppelbärten, schwarzen Augenbrauen wie Gewitterwolken und langen, hakigen Nasen, kantig, hart,

mit fröhlichen Seelen wie mir scheint. Gestrickte Kappen, Berets, alles im Van Gogh Boheme Style, in Bescheidenheit getüncht und mit Leben in vernünftigen Prioritäten erfüllt. Man grüsst sich und andere. Das Gepützel und Dekorgehabe aus Langeweile überlässt man anderen. Man weiss, dass es immer mehr zu tun gäbe als man kann und als man Lust hat und kann es so zusammen gut sein lassen; in Frieden mit den Umständen, dem Feierabend im Funzellicht mit Freunden und Feinden am selben Tisch im seligen Pommesfrites-Dampf und Yasminduft der Habmond-Nacht, im Geplapper der Menschen, während der Chef eine neue Patience ausbreitet auf dem Plastiktischtuch, das mit Chromstahlklammern festgehalten wird auf dem weissblau karierten Tischtuch. Jetzt noch ein Kaffee, ein Ouzo und auch ich bin hinüber in der Gegenwelt zu Blödsinn, wo die Kraft und Güte und Lebensdankbarkeit her kommen, von der Gelassenheit des Abschaums her. Wo jeder unnütz sein darf.

Ich frage wegen dem Mastix. Helena, die Frau von Chef Panagiotos sagt, ich solle im Supermarkt fragen. Aber Mastix, sagt sie, gäbe es nur von Chios, wegen den Tränen eines Heiligen, die da entlang einer Strasse zu Boden gefallen seien, und aus denen diese Bäume gewachsen seien. Ein Chinese habe zwar zwei ganze Flugzeugladungen der Pflanzen mitgenommen in sein Reich der Schlitzau-

gen der aufgehenden Sonne. Aber davon hätte es nie Mastix gegeben. Das Dorf in Chios heisst Kalatamata oder so? Aber ich muss wohl nach Chios. Sie behaupten also hier, dass die Pflanze auf Lipsi kein Mastix gebe. Dabei ist es dieselbe Art. Man muss akzeptieren, was jemand sagt, auch wenn es nicht stimmt.

Im Supermarkt am Hafen neben dem Hotel Kalypso ist noch Licht. Um 19.30 Uhr gehe ich da hinein, kaufe eine Flasche Lipsi Wein und Pistazzien von Aegina und frage den Kassierer, ob er Öl von Skoivoi habe? Nein, sagt der Mann mit grossem Bedauern. Das gäbe es nicht. Es seien nur Private, die eventuell sowas herstellen aber selten verkaufen. Der glatzköpfige, feste, kräftige Mann lacht mich an. Er weiss, wovon ich rede, von den Kuchen! Ich könne auch einfach die schwarzen Beeren hinein geben in den Teig, ergänzt eine junge Frau, die gerade neben mir an der Kasse steht. Sie beginnt sogleich eine angeregte Diskussion über dieses Kuchengewürz mit dem Kassierer. Das Thema bewegt Seelen. Man spürt Vibrationen, sieht das Aufleuchten von Augen und Herzen wegen diesem Duft. Als ich raus gehe, alleine in der Nacht, am Pier entlang zu meinem Studo Angela, sehe ich senkrecht über mir den Halbmond, beinahe berührt von einem leuchtenden Stern oder Planeten. Ich würde mich nicht wudern, wenn es die

Venus wäre. Jedenfalls eine glückliche Begegnung, im Himmel sowie auch hier im einsamen Lipsi. Ich bin aufgelöst in Glücksgefühle, könnte laut singen und setze mich auf die Terrasse, um das aufzuschreiben. So wenige Leute, eine überblickbare Zahl. Und schon ist vieles klar.

Wie lange dauert es wohl bis der Stern hinter dem Mond verschwindet? Mir scheint, dass der Mond sich ziemlich rasch nähert sodass er vielleicht in 2-3 Stunden vor dem Stern ist. Die Weinflasche von Lipsi hat ein einfaches Log. Es sieht so aus:

Seite 52

Ageriko heisst er. Ist das Zeichen ein noch nicht ganz fertiger, umgekehrter Neptun?

Seite 53

Wir werden sehen. Ich setze mich draussen vor meinem Studio hin und bin fest entschlossen zuzuwarten. Es

ist eine wolkenlose Nacht. Jetzt ist die Distanz so. Um 20 Uhr:
Bild Seite 054

Rückgedanken zum Chinesen, der – wie mir empört berichtet wurde – viele Mastixbäume in einem Flugzeug von Chios entführt hat. Er kommt also mit dem Flugzeug, um von Chios eine Pflanze zu rauben. Weshalb? Weil er sieht, was das Zeug wert ist. Mastix kostet 200 Dollars pro Kilogramm! Vielleicht kann man das selber herstellen in China und dann eventuell den Griechen mit einem Profit von 100 Dollars pro Kilo verkaufen? Das ist der Vorwurf: Business-Gier. Kopierwahn. Auch wenn man selber nichts damit anfangen kann. Materialismus. Aber der Ort ist wichtig. Chios! Woher etwas kommt. Die Geschichte. Die Originalität ist alles entscheidend. Origin heisst ja Herkunft. Nicht das Produkt an sich. Schwierig zu verstehen. Noch vor dem, was ist, ist das Woher entscheidend.

Ob ein Zahn von Buddha oder mein Zahn ist, ist ein Un-

terschied. Es geht nicht um den Zahn. Dasselbe bei Mastix von Chios oder aus China. Komischerweise sind die Chinesen genau so, wenn es um ihre eigenen Wertsachen geht. Beim Lingzhi z.B. , dem heiligen Pilz des langen Lebens, ist es überdeutlich. Dieselbe Pilzart, der glänzende Lackporling, Ganoderma lucidum, kommt in der Schweiz auch vor. Aber in der Traditionellen Chinesischen Medizin (TCM) wird der Schweizer Lingzhi nicht verwendet, weil es kein Lingzhi aus China ist. Warum gilt denn dasselbe für Mastix nicht? Wirkung kommt nicht von Materie, sondern von der Geschichte der Herkunft. Homöopathie. Es ist nicht mal wichtig, wieviel es von etwas drin hat, sondern wie durch die Verschüttelung und Verdünnung die Geschichte eines Stoffes immer reiner zurück bleibt und hervor tritt.

Es geht nicht so sehr darum, was wir machen. Wichtiger ist, dass WIR es machen. Ob ich gut bin oder nicht, wenn ich etwas mache, ist egal. Wichtig ist, dass ich es mache. Ich bin nicht vergleichbar und nicht ersetzbar. Wenn man der Materie die Wirkung zuschreibt, dann fällt das Geschichtliche weg. Diese Sichtweise findet der kapitalistische Händler praktisch. Dann spielt es nämlich keine Rolle ob der Mastix von Chios oder aus Shenjang stammt.

Ich erinnere mich an eine Episode mit meinem Freund

Thomas in Berlin. Als wir einmal über einen seiner Texte zum Buch „Das Fischgericht“ leidenschaftlich gestritten haben, so eben wie man unter Freuden bei wichtigen Themen streitet. Ich fand damals unglaublich arrogant, was er sagte, aber doch so wahr. "Entscheidend an dem Text ist, dass ich ihn schreibe", sagte er. Das ist keine Amassung von Grösse. Nein. Es ist Hingabe an seine Schwäche als entscheidender Impuls, trotzdem zu tun. Obwohl man es nicht kann. Obwohl man nur scheitern kann. Dennoch tun.

Das Säcklein mit den Pistazzien hat zwei Preisetiketten.
Oben klebt eine die sagt: 18.-pro Kilo
Darunter klebt eine: 16.- pro Kilo
Dem sagt man Inflation.

Pistazzie ist eine Nuss die wenig industriell fabriziert wird. Aus Wildsammlung ist aber anders. Pilze, Beeren, Mastix, die Pflanzen wachsen da, wo sie vital sind, wo sie hin gehören und sich behaupten. Das wirkt! Und wir? Wem gehören wir? Der Gegenwart unseres Ortes und unserer Geschichte. Der Geschmack kommt von da, wo eine Sache hingehört. Ich zerquetsche eine schwarze Mastix-Beere auf einer Seite meins Notizbuches. Das Schwarz hat einen Blaustich und geht ganz schleierhaft in Purpur über. Der

Duft ist ähnlich wie Mastix und kommt in die Nähe der Pistazien-Nuss. Auch ein prima Parfum!

Der Kokon von vermutlich *Pachypasa otus* ist so gross:

Rechts ist die Schlupföffnung. Eine feine, bräunlich-graue Seide sehr zart gesponnen von einer grossen Raupe, schätzungsweise acht Gramm, vom Volumen des Coccons ausgehend. Ich werde sie in Patmos aufschneiden. Zweifellos ist es die Raupe des Mastixbaumes. Der Kokon baumelte frei an einem Faden vom Strauch, war nicht in einem Blatt eingerollt.

Dieses Insekt suche ich seit 2019, als ich in Kos erstmals darauf aufmerksam wurde, weil Aristoteles in seinen Naturbetrachtungen von der sogenannten Koischen Seide berichtet, die um 400 vor Christus in Kos hergestellt

wurde, eine höchst geschätzte Luxusware, die zur Anfertigung von erotischen Schleiern benutzt wurde, die sicher auch die Königin Calypso hier auf Lipsi benutzt hat. Das Insekt ist ein Lasiocampide, eine Gluckenart. Vielleicht sehe ich bald eine lebendige Raupe dieser haarigen Tiere, die wie fransige Teppische ausschaun und die ich aus Afrika kenne, die dort Mbanda Nzazi heissen.

18. Januar

Was macht der Planet mit dem Mond? Ich werde versuchen wach zu bleiben. Obwohl der Lipsiwein nach Bettruhe ruft. Es hatte an einigen Büschen des Mastixbaumes dunkle Nestgespinste eines Insektes, mit Kotkugelchen im lockeren Gespinst. Ich suche, finde darin aber keine Raupen. Oder schaue ich nicht richtig? Besser schaue ich morgen nochmals genauer nach. Es heisst, dass *Pachypasa otus* ein Schädling von Pistazien, also von *Pistacia vera*, sei. Dann wird die Raupe sicher auch die nah verwandte Art *Pistacia lentiscus* füttern. Ich kann verstehen warum. Das Zeug ist echt lecker.

21.32 Uhr. Der Stern ist im Mond verschwunden.

Jetzt fällt mir die Farbe der Aluminium-Weinkaraffe wieder ein. Zwischen Aprikose und Hagebutte. Als Wein ein Oeil de Perdrix mit Lachs und Judenkirschen in Quittegelee. Aber noch mit leicht übertriebenem, fast kitschigem metallischem Glanz.

Bild Seite 072

Das ist ein Stein von der Johanneskapelle oberhalb von Lipsi. Unten glatt, schmelzend, wie aus einem dunklen, feinen Ton, weich gerundet, als hätte man ihn jahrelang

in einer Hand gedreht. Die Farbe ist helles, warmes Grau wie junge Feigenrinde, weich, ohne Kanten ein Handschmeichler, sieht antropomorph aus, wie eine kleine Votivstatue, wo in die Höhlung noch ein Kind gelegt werden kann, ein anderer Stein und am Fuss ein Krug steht, oder eine Kalebasse mit Wasser. Der Stein besitzt kleine Löcher. Das obere, in der Höhlung, scheint durchgängig bis nach hinten, wo es leicht quadratisch austritt als hätte man den Stein montiert oder aufgehängt. Der Stein lag bei der Zistere unter einem Eukalyptusbaum. Es hatte dort noch mehrere Steine, die ganz bestimmt bewusst hingelegt wurden zu einem kleinen Arrangement. Dummerweise habe ich davon kein Foto gemacht. Vielleicht mache ich das nachträglich noch.

In der Nacht habe ich Magenschmerzen. Ich vermute, das kommt vom Oel der Fritteuse im Maison de Moulin. Das hatte ich schon einmal bei frittierten Kalamari, man sagt, ja, dass diese ausgebrannten Pflanzenöle, aber vermutlich auch die frischen sehr schädlich sind. Zuerst dachte ich daran, dass ich meine Butdrucktabletten jetzt halbiert habe, weil es sonst nicht bis März reicht.

Als ich gegen 9 Uhr aufwache, und gerade die ANEK-Fähre aus Kalymnos und die Patmos Star ankommen, ist alles wieder okay. Die Patmos-Star legt auf der anderen

Hafenseite an. Ich werde mich nachher erkundigen, wo meine 14h Fähre ablegt, mit der ich zurückfahren möchte.

Als ich endlich alle schwarzen Beerchen, nach langwieriger Arbeit von den kurzen Frucht-Zweiglein abgezapft habe, kommt eine scharfe Windböe, die den Plastikbehälter zu Boden wirft und alles Gesammelte verstreut. Ich lese nicht auf. Ich kann um 11 Uhr, wenn ich das Zimmer verlasse noch neue Beeren sammeln. Jetzt genieße ich die Sonne hier auf der Terrasse und meine entflohenen Beeren-Interpunktionen rollen über die Keramikplättchen davon, hüpfen über eine Treppe Richtung Hafen, an diesem lauen Abend. Ich wünsche ihnen nur das Beste.

20. Januar

In der Villa Zacharo ist im Frühstücksraum, unter dem letzten Bild von Michailis, aufgetischt für Tee. Honig, Oliven sind da und Blumengestecke aus Kunstblumen aufgestellt. Jakovos blättert gerade an der Theke in einem grossen Ordner mit Sichttaschen voller Fotos und Postkarten und spricht mit einem Gast.

Wow: Ist heute eine Party, frage ich?

Friends, sagt Jakovos, für Freunde. Nimm Platz. Für dich. Ist schon 18 h. Nein erst 17.17 Uhr. Jakovos ruft

Roula, die den Tee servieren soll. Es ist für acht Personen eingerichtet, zwei Tische a vier Personen. Ein weisser Stuhl ist frei. Vom Neujahr her blinkt noch eine vergessene LED-Leuchterkette hinter dem TV-Bildschirm. Es sieht richtig feierlich aus. Zwei Zimmer sind belegt. Von Nummer 3 und 4 fehlen die Schlüssel am Brett.

Als ich gestern abfuhr in Lipsi, kamen viele Leute an mit Waren aus Patmos, Kühlschränke, Satellitenschüsseln, Tierfutter in Säcken, Palette mit Süssgetränken, Wasser, Esswaren. Es warten ein Dutzend Autos zum Verlad von Waren und Menschen. Dann Rückfahrt bei voller Sonne und viel Wind. Von Lipsi aus ist Patmos leicht zu erkennen, das Kloster und der spitze Hügel mit der Prophet-Elias-Kirche. Da gab es sicher eine Kommunikation mit Feuer und die konnte über eine Reihe von Inseln hinweg bis ans kleinasiatische Festland gelangen. In Agathonisi hat man an der Nordseite die nur 10 km vom türkischen Festland entfernt ist, eine antike, griechische Befestigung auf einem Hügel ausgegraben. Von da aus konnte man fast nach Milet und Didim schwimmen. Bei Westwind ist man mit einer Nusschale in einer Stunde in Asia minor. Als ich in Skala ankomme spaziere ich an der Villa Zacharo vorbei. Es sieht ruhig aus. Roula hat mir gesagt, dass Jakovos einen Mittagsschlaf macht. Ich stelle die Flasche Lipsiwein

und die Mastixbeeren für Roulla auf die Receptionstheke. Da kommt Jakovos gerade mit butterweich verschlafenen Augen aus der Küche. Ich sage ihm, dass ich nicht stören wolle, und dass ich auch etwas auruhen werde und dann morgen, gegen Abend einen Besuch mache.

Um 17 Uhr besuche ich Jakovos und nehme nachher an einem Feierabendhöck teil. Es ist Nicolas da mit seiner Frau, zwei Patmier. Dann Jannis mit seiner Frau, beide über 80. Später kommt Maria dazu eine stille, hagere ZuhörerIn und Tina eine gebürtige AustralierIn, kugelrund, mit einem Hals breiter als der Kopf aber sehr unterhaltsam. Roulla sorgt für die Sinne, zuerst Kretatee mit Datteln, dann noch kretischer Käse mit Knäckebrot, Honig, ein Schockokuchen und dann noch Mastiha Likör vom Feinsten Er erinnert mich an den Myrth aus Korsika.

Jannis hat mit fünf Jahren miterlebt wie die Deutschen 1944 seine Heimatstadt in der Peloponnes umstellt haben und 2100 Männer exekutiert haben als Straffaktion für zwei Deutsche, die von Widerstandskämpfern getötet wurden. Dieselben Greultaten geschahen auch in Kreta, wo Jakovos herkommt und wo sein Vater gegen die Besatzer kämpfte. Der Bruder von Jannis sei nach dem Ende des Krieges

und als er gemeint habe, die Gefahr der Nazis sei nun vorbei, aus den Bergen herab gekommen. Dann sei er aber sogleich von den Kommunisten exekutiert worden. Über eine Million Griechen starben unter der Besatzung der Russen, ein unaufhörliches Drama. Yannis besitzt ein Haus in New York aber auch eins in Patmos. Ich solle bei ihnen schwimmen kommen, wenn wieder schönes Wetter sei, sagt er, das werde ich vielleicht machen.

Tina kannte Michailis, genannt Mimi, aus ihrer Jugendzeit. Mehr erfahre ich aber nicht, weil die Frauenrunde und die Männerrunde geteilt sind.

22. Januar

Ich stehe um 7 Uhr auf. Der Himmel ist unbewölkt. Ich öffne die Türe zur Terrasse um frische Luft reinzulassen. Was sitzt da genau bei der Türe auf der Schwelle und will raus? Es ist mein Prachthirschkäfer. Ich vermisse ihn schon seit einigen Tagen, habe immer wieder nach ihm gesucht, nichts gefunden. Jetzt hat er sich also in der Nacht zur Türe geschlichen. Unglaublich. Wie weiss er, dass es da hinaus geht? Es hat ja noch zwei andere Türen, eine zu meinem Schlafzimmer und eine zur Toilette. Wie hat er das gemerkt? Wegen dem Fenster in der Türe, also wegen dem

Licht? Oder wegen dem leichten Luftzug, der unten durch den Türschlitz zieht? Ich nehme jedenfalls meinen Phalacrognathus muelleri wieder in Empfang und setze ihn in die geputzte Plastikkiste zurück, hole zwei frische und ein verwelktes Feigenblatt. Im Supermarkt kaufe ich einen Bananenpudding und einen Karamellpudding und kaufe Haribo Aprikosen, die ich in warmem Wasser auflöse. Zur Feier des Tages darf mein Käfer-Haustier nun auswählen was er mag. Wobei es für ihn vielleicht gar kein Feiertag ist. Zuerst geht er, wie ich sehe, ans Bananenaroma. Unglaublich, wie lange das Tier schon lebt, nämlich seit August des letzten Jahres, also schon sechs Monate. Das ist rekordverdächtig.

10. Februar

Smaragda hat eine Putzfrau geschickt, die mein Appartement sauber macht. Ich gehe spazieren, trinke Kaffee und Käsekuchen und gehe dann zum Bluestarbüro am Hafen und frage nach Fährverbindungen nach Agathonisi. Vor allem, wie ich wieder zurück komme, ob eine Art Tagesausflug machbar ist. Der Mann am Schalter bejaht. Am Freitag 10h hin 17 Uhr zurück, da habe ich circa 5 Stunden Zeit für Erkundungen, das sollte reichen.

muelleri auf Bananagellie

NOETIUS DER ZAUBERER

Dies ist das achtzehnte Kapitel des pseudoepigrafischen Berichtes "Die Abenteuer des Johannes auf Patmos", erzählt von seinem Begleiter und Schreiber Prochoros. Johannes war angeblich in Verbannung auf Patmos zwischen 95 und 97 nach Christus. Der Bericht, angeblich von Porchoros verfasst, stammt abere nachweislich aus dem 4. Jahrhundert nach Christus.

"In dieser Stadt lebte ein Mann namens Noetianus mit seiner Frau Forá. Sie hatten zwei Kinder, das älteste Rox und das jüngste Polykarpus. Noetianus war in der Zauberkunst erfahren und besaß viele von Dämonen zusammengestellte Bücher. Als er sah, wie der Dionysos-Tempel durch Johannes' Gebet einstürzte und die Priester ermordet wurden, war er zutiefst betrübt. Dämonischer Zorn überkam ihn, denn alle Leute rannten los, banden Johannes los und flehten ihn an, nicht böse auf sie zu sein. Da sagte Noetianus zu Johannes: „Wir alle lieben dich und glauben an das, was du uns sagst, und wir werden dich nicht der Zerstörung des Tempels beschuldigen, die du verursacht hast. Wir bitten dich jedoch, die zwölf Priester, die im Tempel unter der Erde begraben waren, wiederzuerwecken, damit wir überzeugt sind, dass du uns einen lebendigen Gott predigst!“

Und Johannes sagte zu ihm: „Wären sie der Auferstehung würdig gewesen, dann wären sie nicht die zwölf Getöteten gewesen!“

Dann sagte Noetianus: „Da mir dein Ruf am Herzen liegt, werde ich dir Folgendes sagen: Entweder du lässt die Ermordeten auferstehen, und dann werde ich an den Gekreuzigten glauben, oder du musst bedenken, dass du, wenn ich sie auferwecke, als Zerstörer des größten Tempels die höchste Strafe erleiden wirst!“

Dann sagte Johannes zu ihm: „Täusche dich nicht selbst, Noetianus, indem du dich auf Zauberei und falsche Hoffnungen verlässt!“

Johannes setzte seine Lehren an das Volk fort, während Noetianus sehr betrübt davonging. Als er dann durch den zerstörten Tempel irrte, gelang es ihm, durch Beschwörung der Dämonen zwölf Dämonen in Gestalt der zwölf Priester vor sich zu rufen, und er sagte zu ihnen: „Kommt mit mir, damit wir Johannes‘ Tod vorbereiten können!“

Sie aber sagten: „Wir können nicht in seine Nähe kommen, sondern wir bleiben hier stehen, und du gehst und versammelst das Volk, das uns sehen und an uns glauben wird. Wenn sie dann zurückkehren, werden sie Johannes steinigen.“

Doch Johannes durchschaute durch die Gnade des Heiligen Geistes ihre Pläne und sagte zu mir: „Mein Kind Prochorus, wenn Noetianus hierherkommt, geh von einer anderen Straße zur Rückseite des Tempels. Dort wirst du die Gestalt der Priester vorfinden, die dort stehen, und sage ihnen: ‚Der Apostel Christi, Johannes, befiehlt dir, von dieser Insel zu verschwinden und in Länder ohne Wasser zu gehen!‘“

Während Johannes noch sprach, kam Noetianus und rief laut: „Brüder, wie lange wollt ihr euch die verdrehten Worte dieses Betrügers anhören? Hier, wie ich versprochen habe, habe ich die Priester wiedererweckt, von denen er sagte, sie seien nicht lebenswert, und ich werde auch den Tempel wiedererwecken, wenn ihr ihn tötet. Komm also allein, ohne diesen Betrüger, und du wirst die auferstandenen Priester sehen!“

Als die Menge von der Auferstehung der Priester hörte, folgte sie Noetianus, ohne sich für Johannes zu interessieren. Unterwegs erhielt sie von Noetianus Anweisungen, wie sie Johannes töten sollten. Als sie an dem Ort ankamen, wo sie die vermeintlichen Priester vermuteten, und niemanden sahen, waren sie überrascht, denn auf Anweisung des Apostels hatte ich sie verschwinden lassen. Und Noetianus, der nicht wusste, was er tun sollte, be-

schäftigte sich vergeblich mit der Anrufung der Dämonen.

Die Anwesenden warteten viele Stunden vergeblich und begannen, Noetianus scharf zu beschimpfen: „Als Betrüger hast du uns betrogen und von der wahren Lehre abgebracht. Wie sollen wir nun zu ihm zurückkehren? Nach solch großartiger Lehre haben wir ihn verlassen und sind von dir, dem Betrüger, überredet worden!“

Manche forderten sogar, Noetianus zu ermorden, und sagten: „So wie er mit seiner List unserem Lehrer schaden wollte, so sollen wir es auch mit ihm machen!“

Andere jedoch stellten sich ihnen in den Weg und sagten: „Niemand tut etwas Unbedachtes ohne den Rat des Apostels.“

Da gingen sie zu Johannes und sagten zu ihm: „Lehrer, wir flehen um deine Güte. Sei nachsichtig mit deinen Kindern, wir, die wir töricht die Quelle deiner Süße verlassen und Galle und Bitterkeit gefolgt sind. Hier ist also der, der uns betrogen hat, der die Ursache für all das war und der deinen eigenen Tod vorbereitet hat! Wir haben ihn hier. Was sollen wir mit ihm tun? Er ist des Todes schuldig!“

Doch Johannes sagte zu ihnen: „Lasst die Finsternis in die Finsternis gehen; ihr aber, Kinder des Lichts, geht zum

Licht, und die Finsternis wird euch nicht berühren, denn die Wahrheit Christi ist in euch!“

Und er ließ nicht zu, dass sie Noetianus töteten. Die meisten von ihnen baten darum, die Taufe Christi zu empfangen, doch Johannes ließ sie gehen, damit sie nach Hause zurückkehren konnten, da der Tag sich dem Ende zuneigte und es bereits Abend war.

Am nächsten Tag versammelten sich fast alle um Johannes und baten ihn, getauft zu werden. Johannes willigte ein, erteilte ihnen Katechesen und führte sie zum Fluss, wo er sie taufte. Die Zahl der Neugetauften betrug 220.

Noetianus gab seine bössartigen Pläne jedoch nicht auf, sondern versuchte auf vielerlei Weise, ihren Eifer zu zügeln. Doch Johannes wurde durch die Führung des Heiligen Geistes über seine Pläne informiert und betete: „Herr Jesus Christus, du hast zur Zeit des Propheten Elischa diejenigen, die sich ihm widersetzten, mit Blindheit bestraft, strafe Noetianus mit einer Verletzung der Augen seines Körpers, damit er die Augen seiner Seele zu dir erheben kann.“

Sofort erblindete Noetianus. Mit Hilfe kam er zu Johannes und flehte ihn an, Erbarmen mit ihm zu haben, damit er würdig sei, an Christus zu glauben. Und Johannes nahm Noetianus bei der Hand und sagte ohne Groll zu ihm: „Ich danke meinem Gott, dass er dich mit seiner Gü-

te erfüllt und nicht zugelassen hat, dass der Teufel dich überwältigt.“

Und nach einem langen Katechismus taufte er ihn, und sofort erlangte er sein Augenlicht zurück. Dann warf er sich Johannes zu Füßen und flehte ihn an, in sein Haus zu gehen, da dort viele Götzenbilder seien.

Sobald Johannes das Haus betrat, fielen alle Götzenbilder um und wurden zerstört. Als Noetianus diesen Vorfall sah, glaubte er noch mehr an Christus. Auch seine Frau und seine beiden Söhne wurden gläubig und ließen sich taufen. Wir blieben zehn Tage bei ihnen und freuten uns über die Gnade des Herrn. Dann gab er ihnen seinen Segen und übergab sie dem Schutz des Herrn.

Danach verließen wir die Stadt und fuhren nach Karos. Diese Stadt war ein Handelshafen, fünf Kilometer von Myrinusa entfernt. Dort wurden wir von dem weisen Juden Faustos willkommen geheißen, der gläubig wurde und sich mit seiner ganzen Familie taufen ließ. Dort blieben wir lange Zeit.

Kommentar:

Auffällig sind in diesem Kapitel verschiedene Dinge: Das Erste ist die überall in den Berichten auffällig gehäufte Verwendung des Ausdrucks "Dann warf er sich Johan-

nes zu Füßen." Das gefällt offensichtlich dem Autor, diese Geste der bedingungslosen Unterwerfung. Aufrechte Begegnungen mit Andersgläubigen auf Augenhöhe scheint es in Johannesberichten nicht zu geben. Dialog ist Feigheit. Es geht um predigen, Katechismus, Befehle von oben nach unten, Krieg, Rechthaberei, Erniedrigung, Strafe, Unterwerfung, Kreuzzug, Deutungshoheit.

Zweitens: Wovon leben Johannes und Prochorus eigentlich? Aha, sie sind oft "Gäste" von "reichen Juden" oder so, werden wochenlang von diesen bedient, deren Geschenke nimmt man aber angeblich nicht an, sondern man ermahnt die Gastgeber ihren Geldsegen an Arme zu verteilen. Gilt dies auch für ungetaufte Arme? Vielleicht nur für die, die sich Johannes vor die Füße werfen. Man weiss ja erst, wer ein Guter ist, wenn er seinen Irrglauben aufgegeben hat und zum Heilsanbieterwechsel bereit ist durch Kündigung.

Drittens: Das Volk ist in diesen Berichten ein Haufen dummer Kindsköpfe, die von nichts eine Ahnung haben und mal dies mal das glauben, wie es ihnen gerade in den Kram passt, weil es ihren alltäglichen Bedürfnissen nutzt. Das scheint für Gläubige Sinn zu machen. Sie haben den Unterschied zwischen Zweck und Sinn verwischt und sich

zu einer braunen Manövriersauce verschwurbelt. Sinn macht für das dumme Volk das, was ihren Zwecken nutzt. Der Zweck heiligt die Mittel. Das Mittel der Taufe macht Sinn, wenn die Bekehrung Zwecke erfüllt. So werden in diesem Apostelroman, aber in allen diesen Medien-Machwerken, die es im 3. und 4. Jahrhundert zu Tausenden gibt, das Volk und der Mensch dargestellt, also vor allem der Heide, aber ebenso die Getauften, die dann sofort belohnt werden und blitzartig ihre Zwecke erfüllt erhalten und damit den Sinn der Taufe bestätigen und dann "wissen" dass es richtig war, sich zum Neuen zu bekehren, was immer es ist. Fortschritt?

Nichts macht Sinn, weil es einen Zweck erfüllt. Zwecke können völlig sinnlos sein. Und Sinnvolles kann total zwecklos sein. Das wäre das Ideal von Liebe: Wenn Zweck und Sinn sauber getrennt und frei sind. Bedingungslos. Daran hängt auch die Gerechtigkeit. Sie betrifft nur die Zwecke, nicht den Sinn unseres Tuns.

Die Verwischung von Zweck und Sinn geschieht aber nicht nur beim dummen Heidenvolk sondern auch bei Johannes und seinem "Kind" Prochoros. Alle ausser Johannes sind "Kinder". Interessant, nicht wahr, wie er sich als Papa aufspielt? Ist er ein Pädophiler, der die Naivität der Kinder liebt, weil sie einfacher zu manipulieren sind als

seine erwachsenen und reiferen Gegensacher, die Priester anderer Kulte und anderer Religionen?

Das Vierte höre ich bei den Worten " ... und besaß viele von Dämonen zusammengestellte Bücher."

Sind Bücher Götzenbilder, die vernichtet werden müssen? Nach was tönt das? Genau. Nach Bücherverbrennung, Zensur, Totalitarismus, Faschismus, Links- und Rechtsextremismus, wobei es letztlich dasselbe ist, denn "Les extremes se touchent". Sie wollen Meinungen anderer auslöschen, ein zutiefst unmenschliches und undemokratisches Verhalten. Bücher sind gefährlich für religiöse Eiferer wie Johannes, obwohl er selber eins schreibt, allerdings - wie er behauptet - im Auftrag Gottes. Oder war es vielleicht doch nur die Einflüsterung eines troglodytischen Dämons?

Johannes mit Buch

FLUGANGST DER SEELE

Ich beobachte mich dabei, wie ich beginne, Astrologen auf Youtube zu zuhören. Gestern habe ich dies bemerkt, nachdem ich von Jakovos durch die sternenklare Nacht in Skala zu meinem Appartement spaziert war. Ich war nervös, weil ich hören wollte, was Jakovos sagt zu meiner Idee, ein Appartement auf der Insel Agathonisi zu kaufen und einen grossen Garten ohne Wasser. Jakovos war offen und nicht bossy. Er rät mir, nicht zu übereilen, mir verschiedene Orte anzuschauen. Lipsi, sagt er, vielleicht Kreta, aber Jakovos ist viel zu bescheiden, um mir von seinem Haus zu lange zu erzählen und von seinen Gärten, die ich haben könne. Ich hatte ihm zuvor erzählt, dass ich eventuell etwas Geld erhalte und es irgendwo nachhaltig investieren wolle, weil ich dabei auch an meine Kinder denke. Es entwickelte sich ein tiefes Gespräch, freundschaftlich auch väterlich, im besten Sinne besorgt.

Dann habe ich die ganze Nacht geträumt, was genau, ist mir entfallen, aber nichts Aussergewöhnliches, nichts Beunruhigendes. Seit ich diese Idee habe einen Garten zu pflegen und aufzubauen, schaue ich die Dinge in meiner

Nähe ganz anders an, es tut mir leid, dass ich Rüstabfälle in den Kübelsack werfe. Ich könnte sie doch für den Garten gebrauchen. Obwohl ich noch gar keinen habe. Ich stelle sofort das Wasser ab, bin sparsam geworden mit Strom und so weiter. Warum? Weil ich irgendwie den Sinn davon spüre, was für ein unglaubliches Potenzial das Sparen und der sorgsame Umgang mit Dingen hat. Dies alles ganz unschulmeisterlich. Nur für mich. Eigentlich, weil ich die Idee liebe, für einen Garten zu sorgen und wie man eine Gegend lieben kann, in der es kaum Wasser hat. Das beeinflusst mich sogar in einer Gegend wo es Wasser und Strom im Überfluss hat. Ist das nicht seltsam?

Sparsamkeit und Respekt und Rücksicht entstehen wohl nur, wenn man etwas liebt. Einfach gesagt. Und doch so kompliziert machen wir all diese Dinge, die wir uns und anderen beibringen möchten. Das geht nicht in Kursen. Das geht nur über Liebe. Man muss sich selber lieben können, mit der Verteufelung des Egoismus aufhören, wie man heute den Respekt vor sich selber als Mangel an Solidarität mit Schulden gegenüber einem Staat belastet, der sich ja überhaupt nicht um die Heiligkeit des einzelnen Menschen kümmert, sondern seine Bürger als Norm-Sklaven behandelt, als Kanonenfutter und Steuersubstrat.

Dann mache ich mir eine Tasse Kaffee im Kännchen, auf griechische Art. Gemahlenes Pulver rein. Wasser dazu. Aufkochen. Ich habe beobachtet, dass ich in den vergangenen Tagen vermehrt das Bedürfnis fühlte, einem Astrologen zuzuhören. Ich wiederhole mich. Ich weiss. Nehmen sie es als Refrain. Ich fand einige Kartenleger/Astrologen, die mir vorläufig vertrauenswürdig vorkamen. Was "vertrauenswürdig" bedeutet, ist schwer zu sagen: Wie jemand aussieht; vielleicht, welchen Wortschatz er pflegt, wie er formuliert ... Das andere ist die Optik, die Haltung, das Sich-zur-Schau-Stellen, die Positionierung gegenüber dem Zuschauer, der Logos eben. Mein Französischelehrer und Medienpädagoge im Gymnasium in Zürich, der Fremdwörter liebte, würde Logos wahrscheinlich als Prosodische Elemente bezeichnen, als das, was beim Gespräch mitklingt, optisch, taktil und olfaktorisch.

Beim Youtube-Kartenleger Nicolas Asbaugh ist die Haltung gegenüber dem Zuschauer sitzend, leicht unterwürfig, von unten herauf und nah weitwinklich aufgenommen, beim Astrologen Roland Ablas stehend, geradeaus, bei anderen wieder anders. Da bemerkt man plötzlich, dass der eine da sitzt mit Krawatte, Jacket und Mantel, während der andere im schlichten T-Shirt und Ablas in einem hellen Hemd redet. Menschenkenntnis beginnt zu rattern.

Soziale Geborgenheit ist im Vertrauen auf die Ehrlichkeit der Anderen gebaut, eben nicht auf Misstrauen, sondern auf Wohlwollen. Dazu bietet sich religiöser Glaube an, als eine Art Schutzraum, als spiritueller Bunker vor see-lischem Missbrauch und Verletzungen. Und genau deshalb ist Religion eben so anstecken und zugleich so todsgefährlich für Schutzsuchende, denn das Böse versteckt sich immer im Heiland, wie die Antivirensoftware für Computer Brutherd für 95% aller Hackerangriffe ist, ihre Schutzversprechen sind Angriffe, Antivirensoftware als Marketing für Viren, während die eingeweihten Gangster und Geheimdienste clever genug sind, sich mit Antivirenprogrammen zusammen zu tun, sodass man sich beim Ausspionieren und Steuern der Gläubigen nicht in die Quere kommt. So ist Religiöses: Nach aussen gebärden sie sich als deine Helfer und Heiland, Messias, Retter und Erlöser von dem Bösen, während Religiöses in Wirklichkeit nur Angst verbreitet, auf der sie gedeiht und die Flugangst der Seelen verschlimmert, angeblich, um sie aufzuheben. Wer an so was glaubt, der leidet dann an einer Art spiritueller Diabetes, weil Religiöses dem Menschen falschen Zucker verabreicht, gezuckerte Kondensmilch einträufelt, weil der Mensch in seiner kindlichen Unschuld und Erinnerung an die Muttermilch meint, dass Süsse in tröstet für Unsicherheit und ihn beschützt in seiner Verletzlichkeit, hingegen in Wahr-

heit die gekünstelte Süsse des religiösen Glaubens, die Kondensmilch aus der Tube des Religiösen, in Wirklichkeit das spirituelle Immunsystem des Menschen aushebelt, zerstört und ihn zu einem Insulin-Sektensklaven macht.

Draussen in Skala scheint die Sonne. Es ist Sonntag. Keine Wolke am strahlend blauen Morgenhimmel. Nur ein Flugzeug mit Kondensstreifen, wie der Schweif einer Sternschnuppe. Da sitzen 200 Menschen drin, die auf das Gerät vertrauen, das Flugzeug. Jeder weiss, dass Flugzeuge manchmal auch abstürzen. Aber das, was man jetzt hört, sind nicht Angstschreie von Passagieren, sondern das Gedröhne der Triebwerke. Im Flieger ist es ruhig wie in einer Kirche,

Zurück zu Astrologen. Sie sind für mich vielleicht jetzt gerade ein Ersatz für Menschen wie Jakovos oder andere herznahe Freunde. Man muss nicht immer wissen, worum es gerade geht und was man am besten machen soll. Es reicht, wenn man auszudrücken vermag, was einen gerade beschäftigt und dann zuhört. Ich bin ja sonst nicht einer, der im Leben viel Flugangst hat. Aber sobald ich vom Inneren bewegt bin für eine Sache und, weil ich auch weiss, dass ich oft in Begeisterung überreagiere, es gut ist, wenn jemand meine Ungeduld tröstet und sei es nur, um eine

Viertelstunde mal nichts zu tun, sondern einfach da zu sitzen und zuzuhören. Noch besser wäre allerdings, wenn man spazieren könnte ohne Ziel, im Garten dreckeln ohne Hunger und die Seele durchs Leben fliegen kann ohne Voliere. Es sind Gitter, die der Seele die Flugangst beibringen. Die Lüge des Schutzes. Es ist zwar keine Lüge, weil es ja tatsächlich Füchse gibt, Adler und Marder. Aber für etwas hat man Flügel, eigenen Instinkt und Lebensmut. Vielleicht wäre es besser, zu lernen, mit einem Fuchs und Marder und Adler umzugehen, ohne dass man sich hinter Gittern verkriecht.

Nun werde ich aber einem Astrologen anhören. Er verspricht und ködert mich im Titel seines Videos ganz unbescheiden: PISCES - "DIVINE BLESSINGS! This Is The Best I've Seen In My Life!!" Tarot Reading ASMR.

Der Sprecher ist ein bärtiger, bleicher, rothaariger Mann mit langen glänzenden, dauergewellten, schulterlangen Jesushaaren, einer Brille, Krawatte, fuchsbrauner Kleidung, im Hintergrund weiße Blumen, einige Christbaumreste und Kerzen in roten Gläsern, sieht nach Grablicht aus, aber professionell ausgeleuchtet, alles frontal, wie im letzten Abendmahl von Da Vinci, etwas sehr ausgestellt, will ich sagen, denn nicht wahr, bei welchem Tisch, an dem man

mit all seinen Freunden isst, bleibt eine ganze, lange Tischseite komplett frei? Alle sitzen nur auf einer Seite des Tisches. Eine so kaputte Darstellung ist den Auftraggebern sicher nicht aufgefallen. Man konnte alles erklären, nicht wahr. Die Gemeinde der Gläubigen, die in der Betrachtung des genialen Gemäldes verzückt aufschaut, sitzt da gleichsam mit Jesus und seinen Jüngern am langen Tisch. Da Vinci wusste, was das bedeutet: Es ist alles nur für die Show hergerichtet.

Bild letztes Abendmahl

Ich will ein wenig meditieren, indem ich mir das Video genau ansehe und anhöre. Es gibt ja auch eine objektive Seite der Geschichte, nämlich die Karten, sowie es bei der Astrologie ebenfalls eine objektive Seite gibt, nämlich den Stand von Planeten, Sonne und Mond zueinander. Die 22 Karten des Tarot sind sozusagen die Planeten, die zufällig, also durch das Schicksal aufgedeckt werden, zu einer Frage, die wir stellen. Hier sind es Pisces, die Fischegeborenen. Also wie geht es den Fischen? Ich selber

bin einer, am 2. März geboren, aber ihr könnte das auch für euch nehmen; ihr Fische im Meer, Obwohl ich euch etwas vernachlässigt habe in den letzten vier Tagen, weil es selbst mir etwas zu kühl war zum Schwimmen. Also hört gut zu, Nein, ach was, macht was ihr wollt.

Bild Dove and Serpent, Paul wird er genannt von hunderten überschwänglicher Danksagungen und Kommentaren. 169000 Abonnenten, vor 9 Tagen veröffentlicht: 17414 Views bisher, 1481 likes.

Bild Nicolas Ashbaugh mit Hund Apollo

Gestern schaute ich in Youtube Nicolas Asbaughs Lesung des Jahres 2024 aus den Tarotkarten. Alles sehr angenehm gemacht. Gekonnt und frei geredet, ohne Unterbrüche, amerikanisch, scheinbar unverstellt, offen, lächelnd, strukturiert ... alles wunderbar. Darin kamen zwei Kinderkarten vor, der Narr, the Fool und die 6 der Münzen. Nicolas erzählte dazu einiges über das Kind und die Geburt des unbeschwerten Neuen und über den unbeschwerten Gang des Narren durch die Welt, dass die Reise angenehmer ist ohne viel Gepäck usw.. Kann ich allem zustimmen. Es ist das Gegenteil von Flugangst der Seele. Hans im Glück. Aufbrechen, losgehen, hinaus in die Sonne wie auf der Karte des Fools. Das ist die Nummer Null des Kartendecks. Da, wo die Reise beginnt.

Ashbaugh

fool und 6pentacles

Bei der Karte Sechs der Münzen sagt Ashbaugh, dass hier die Geburt und Pflege des Neuen das Thema ist, der Schutz des Kindlichen. Mir fällt dabei auf, dass Ashbaugh nicht sagt, dass Hans im Glück keinen Tarotkartenleger braucht, und ein Kind auch nicht. Kindliche Unbeschwertheit funktioniert nur mit dem Urvertrauen der Seele, und dass erst dann, wenn ein gewisser Grad an Flugangst auftaucht, Tarotkartenleger ins Spiel kommen weil eine Autorität für den eigenen Weg ausserhalb des Eigenen gesucht wird, was Sigmund Freud mit "Infantilität des Religiösen" bezeichnet, dass nämlich Religion, Kartenlegen, Astrologie, damit zu tun haben, dass Fragende nicht

mehr selber die Verantwortung für sich tragen wollen oder können für das, worin sie sich befinden. Sie brauchen Orientierungshilfe von aussen. Sind irgendwie in Not, Erklärungsnot, wieso das Flugzeug am Himmel oben bleibt, warum sich die Welt weiterdreht, obwohl ein naher Freund gestorben ist, der Liebste, die Liebste, und wofür man denn jetzt noch leben soll usw. Ich will das nicht kleinreden.

Ob du einem Pfarrer zuhörst, einem Rabbi, Mullah, Astrologen oder Kartenleger ist letztlich dasselbe. Wenn sie mit Rezepten kommen, werde ich meist allergisch. Ich bin ein extremer Autoritätsphobiker. Ich bin der Chef. Ich bin der Boss hier. Hierhin gehört einer der fundiertesten Aussprüche, die ich von einem ehemaligen Vorgesetzten, einem bekannten Medienpionier der Schweiz, in direktem Gespräch einst empfangen habe. Als ich meinen Chef einmal kritisiert und genervt hatte, weil ich mit einem seiner Entscheide nicht einverstanden war, hat er mir entgegnet: "Daniel, hör zu: Ich sehe das so: Ich weiss, dass der Chef immer das Arschloch ist. Aber wenn einer schon das Arschloch sein muss, dann bin ich es lieber selber." Das war sehr knackig ausgedrückt, füdliblutt ehrlich und ich halte dies auch für mich so.

Ich brauche keine anderen Arschlöcher, die ich beschuldigen und verdammen kann. Ich bin dann lieber selber das Arschloch, wenn ich als mein eigener Chef etwas

verkackt habe. Deshalb frage ich normalerweise keine Astrologen, wenn ich Schicksals-Klopapier benötige. Ich will gar nicht zuviel wissen und ich will mir nicht zuviel vorstellen über die Zukunft. Erstens sind wir eh nie in der Zukunft, sondern ewig nur in der Gegenwart, die durch die Zeit rollt, oder die Zeit durch sie, und zweitens interessiert mich nicht wirklich, ob ich Recht habe mit Vorstellungen, Prognosen, Modellen und Mutmassungen, von dem was kommen mag, oder nicht. Viel eher möchte ich einfach glücklich sein können mit dem, was mir entgegen kommt und flexibel sein für das, was die Gegenwart mir aufdeckt. Ausserdem ist heute Sonntag mit nur einer einzigen Wolke, wie ein Wattekissen, das jetzt am blauen Himmel leuchtet. Ich sollte vielleicht besser etwas Spazieren gehen, statt hier vor dem Fenster rumzuklappern mit meiner Tastatur, die im Mittelfeld der eigentlich matten Buchstaben schon stark poliert ist vom Abrieb meiner Finger, und glänzt wie Steinplatten auf der Mittelspur eines Pilgerwegs. Aber ich habe ja eh nichts vor, nichts geplant, ausser, dass ich abends wieder bei Jakovos vorbeigehe, um zu berichten, wann ein Schiff nach Lipsi fährt nächste Woche. Es ist jetzt 10 Uhr. Ich habe also noch eine Stunde Zeit, bis ich zu einem Spaziergang an die Meloi-Beach aufbrechen kann. Ob ich heute bei elf Grad Aussentemperatur schwimmen kann, ist fraglich. Ich habe niemandem etwas versprochen.

Zurück zum Youtube-Guru Paul. Das Video dauert eine halbe Stunde. Ich fühle mich immer irgendwie schuldig, wenn ich ihm zuhöre, technisch, medial, unpersönlich eigentlich. Meine Zuwendung ist wie ein Misstrauensantrag an meine eigene Seele. Ich in Gott, Gott in mir. Wozu brauchen wir dann einen rothaarigen Apostel, der mir Karten legt? Lassen wir diese Zweifel mal bei Seite, weil wir sonst unser Wohlwollen zerstören, und wir uns mit Unterstellungen selber den Weg versperren.

Paul, der ASMR-Kartenleger, kommt mir vor wie ein überzüchtetes Pferd mit einem starren Hals wegen den gewellten Haaren. Leute mit lange Haaren tendieren dazu ihren Kopf nur für die Haare zu tragen; mit einem unnatürlich gestreckten Hals und mit der Nase nach oben, um den Fall ihrer Haare zu feiern, wie ein Wasserfall von Stolz und Kraft. Paul Thomas ist so. Bob Ross, sein Mini-Me, hatte eine wilde, gekrauste Afrofrisur, aber wie fast alles bei Ross war auch diese fake, gekünstelte Wahrheit, Coiffeurkunst. Bob Ross ist zweifellos eine aussergewöhnliche Figur, aufgeschwemmt von externen libertinären Trends, bemitleidenswert und eigentlich verloren in den Wirren der Hippiezeit. Er hat die fürchterlichsten Klischeebildern, und diese erst noch furchtbar schlecht gemalt, Millionen von einsamen Hausfrauen waren be-

geistert und wurden zur Nachahmung mit Farben und Leinwänden versorgt und mit religiös ministrierten Werbesendungen für das Gebastel des Vormalers. 417 Folgen! Der Film "Paint", mit dem hervorragenden Owen Wilson in der Hauptrolle als Bob Ross, ist eine wunderbare Demonstration der unbemerkt mit Geld getrösteten Verblödung im Treibsand von blasiertem Kunstgetue. Was die Bob Ross Plastikfigur auf dem Tisch von Youtuber und Tarotmann Paul Thomas zu suchen hat, ist mir schon klar. Es braucht auch einen Bob Ross des Tarotlesens. Einen Faszinator, mit ein bisschen Jesus und ein wenig DaVinci, plus ASMR Effekte, kombiniert zu einer hübschen, einlullenden Messe. Ich wünsche allen viel Glück. Das ist wenigstens etwas Positives. Paul Thomas ist ein Anti-Apokalyptiker, ein Schönredner des Schicksals. Alles ist aalglatt wahr, möglich, da. Gänsehaut habe ich nicht bekommen. Vielleicht ist mein Gehörproblem zu gross, um jeden konstruierten Bullshit zu empfangen. Ich habe eine Goldige-Scheissdreck-Empfängnis-Inkontinenz.

Später bin ich unterwegs, zu Fuss, hinauf, auf einem verwitterten, mit groben Steinbrocken gepflastern Fussweg zur Grotte der Apokalypse, dann weiter zur Patmian School, die gerade im Umbau ist, überall Baustelle, keine Fenster, ein paar verirrte Büchergestelle, Tische und Kästen unter

Plastikblachen zusammengestellt in der Raummitte zu einer staubigen Brockenhausgruppe. Da wird renoviert, sicher nicht zum ersten Mal. Diese Schule wurden 1714 gegründet. Jakovos ist hier zur Schule gegangen. Man merkt, dass er ein "Homme des Lettres" ist, einer der gerne liest, ein Schriftmensch, Buchmensch, sprachlich und denkerisch geschärft, wie Augustin in Afrika bei den Jesuiten. Ich sammle Harz von Cypressen, den heiligen Bäumen der griechischen Götter. Kyparissos war ein Lustknabe von Apoll, dem Sonnengott. Kyparissos hatte irrtümlich Apolls Lieblingshirschen bei Jagdspiele getötet. Apoll tröstet ihn, indem er ihn in einen Baum verwandelt. Was das alles zu bedeuten hat, ist mir völlig rätselhaft. Aber religiöser Mythos benötigt keine Erklärungen. Sie ist spirituelle Willkür pur. Dass Cyparissus sempervirens, die immerlebende Zypresse, ein Trauerbaum ist, ist erstaunlich. Es ist der Friedhofsbaum par excellence. Steht also für ewiges Leben, nicht erst seit der Auferstehungs- und Erlösungsidee der Christen, sondern schon 1000 Jahre zuvor. Die "Wissenschaft" sagt, der Baum sei deshalb in Friedhöfen geeignet, weil seine Wurzel senkrecht in den Boden gehe und die Gräber, respektive die sterblichen Ueberreste der Beerdigten, unangetastet lasse. Das zeigt, wie Pragmatismus den heiligen Kern vieler Sachen verpasst.

Im Judentum wird der Lebensbaum im Garten Eden mit der Zypresse verbunden, in Persien das berühmte Paisley-Muster, die Flamme als Baum. Und so sieht die Zypresse in der einstämmigen Form aus, wie eine hoch und schlank aufloderne Flamme. Die Urform des Christbaums, immergrün. Das ist der Baum des Lebens, ganz am Anfang der Genesis, der neben dem Baum der Erkenntnis steht, dem Baum des Wissens, und von denen die jüdische Überlieferung sagt, dass ihre Wurzeln im Boden verbunden sind, Leben und Erkenntnis verbunden sind, im Verborgenen; Glauben und Wissen sind in uns eins.

Aber ich gestehe: Ich kann dieses schüchterne Wohlbefinden nicht so schön malen wie Bob Ross oder wie Paul Thomas in seinen ASMR-Elegien.

Mit Jakovos rede ich über hundert Dinge. Er ist immer noch daran, Texte des polnischen, katholischen Theologen Sichora zu übersetzen und zu korrigieren. Ich merke, dass die Kluft zwischen römischem Katholizismus und griechisch-orthodoxer Kirche tief ist. Ein Abyss. Jakovos regt sich auf, dass das philologische Gelehrtenwissen von Sichora dem oral übermittelten, traditionellen, und völlig agnostischen Empfinden der Patmier diametral entgegensteht. Es sträubt sich in ihm etwas gegen die Plumpheit, mit der Sichora in seinem Katechismus über die aufwüh-

lende Schwierigkeit der Apokalypse hinweg artikuliert. Er könne doch selber, sagt Jakovos, mit der Apokalypse nichts anfangen. All diese Symbole, Metaphern, Bildern und so, das sei ihm fremd und ein endloses Feld von Unverstandenen. Im Vergleich dazu finde er die Briefe an die sieben Gemeinden schon viel klarer, nachempfindbar, verständlicher. Ja, pragmatisch, stimme ich zu.

Dann streiten wir kurz über den Begriff der Piraten, die angeblich immer wieder Patmos heimgesucht hätten. Ich halte davon nichts, sage ich Jakovos, denn ich denke, man verwechsle Piraterie mit politischer Strategie. Jakovos sagt, es gäbe Gerüchte, wonach manchmal vier Schiffe voller Soldaten auf Patmos gelandet seien. Sie hätten alles geplündert. Danach mussten die beraubten Bewohner die Insel verlassen, weil die Fundamente ihrer Existenz zerstört waren.

"Das sind keine Piraten", sage ich, "das sind Politiker". Da ist ein politisches Motiv dahinter, Machtgelüste, auch religiöse. Und am Schluss gehts immer um materielle Dinge. Irgend jemand muss doch die immensen Ausgaben für solche Expeditionen auf gottverlassene Inseln finanzieren. Das war damals in der Kriegsführung normal. Kreuzfahrer waren Plünderer, die ihre Bedürfnisse von Landwirten und aus städtischen Lagern raubten. Gold war

sekundär. denn eine Armee marschiert nur, wenn sie etwas zu füttern hat. Gold kannst du nicht essen. Gold ist erst interessant, wenn die Söldner keinen Hunger mehr haben. Das war bei Alexander dem Grossen auch so. Sein Riesenheer wurde nicht mit Gold betrieben, sondern mit Nahrungsmitteln und "Weibern", die man unterwegs, links und rechts zusammengeklaut hat, was danach als "Siegeszug" verkauft wurde.

Die Türe des Hotels geht auf. Eine Frau mit drei Söhnen, alle um zwanzig Jahre alt, vermute ich, dunkle Bärte, kommen herein mit Esswaren in Einweg-Plastikschalen, setzen sich neben uns im Frühstücksraum hin und essen wortlos. "Sie kommen aus Syrien" sagt Jakovos, "und suchen eine neue Heimat." "Sind das Piraten?" frage ich zurück. Ich meine, all die Schiffe voller junger afrikanischer und nahöstlicher Männer, die hier anlanden, auf Lesbos vor allem, auch Kos usw. Das sind auch "Seapeople", wie sie bei den Aegyptern genannt wurden, als die bronzzeitliche Zivilisation im Mittelmeerraum zusammen brach. Sie suchen Nahrung, Wasser, ein neue Heimat, auf einer Insel, wo auch immer man eben landet. Egal, ob die Insulaner selber nicht genug haben. Man nimmt in der Not und Uebermacht einfach alles und reist weiter solange das Schlauchboot noch Luft hat.

Wie ich Piraten unterscheiden würde von anderen, fragt Jakovos. Und wie man sie von einfachen Dieben unterscheidet. Ich schlage vor eine Klassierung so zu machen: Diebe sind Individuen, die sich am Überfluss der anderen bedienen, meist in der Nacht, unerkant. Piraten sind organisierte Kriminalität, Mafia eigentlich, Ueberfälle vom Schiff aus, überraschend, bewaffnet, wie bei den Wikingern, man mag es, wenn man gefürchtet wird, dann kriegt man das Bargeld schneller heraus, ohne sich die Hände schmutzig, respektive blutig zu machen.

Das was er, Jakovos, beschrieben habe, die vier Schiffe, das sei eine Armee, die strategisch finanziert sei, mit einem politischen Auftrag. Das ist Krieg. Das hat mit Piraterie nichts zu tun, weil Piraten unpolitisch sind und unideologisch. Ihnen ist egal für wen sie arbeiten. Die Politik kann Piraten sogar anheuern, wie die Freibeuter; ausgestattet und geschützt mit königlichen Verträgen und Licence to kill. Im Kern sind Piraten käuflich, grundsätzlich unloyal zu allen, ausser zu sich selber. Damit kann Jakovos leben. Themawechsel wird oft verstanden als Zustimmung.

Jakovos will mir zum Abschluss unserer spätabendlichen Diskussion, eine Sache vortragen, etwas ganz wich-

tiges. "Schiess los!", sage ich. Der griechische Staat habe vor, beginnt Jakovos vorsichtig, die homosexuelle Ehe offiziell zuzulassen. Was ich davon halte.

Meine plumpe und unmassgebliche Antwort könne ich ihm gerne offen hinlegen, sage ich. Ich finde, dass jeder Mensch das tun dürfen soll, was er für sein Glück benötigt, solange andere davon keinen Schaden haben. Von mir aus kann auch Inzest, also Geschwisterliebe geschehen, ohne dass wir befugt sind, uns als Richter aufzuspielen. Der Staat hat keine moralischen Aufgabe. Er soll dafür sorgen, dass alle seiner Bürger in ihrer Entwicklung geschützt sind, was auch immer sie in ihrem Privatleben tun.

An dieser Stelle grätscht Jakovos dazwischen. Er wolle mir einen Brief zeigen, von eine Australier. Es gehe auch ihm, Jakovos, nicht um die Partner einer Homo-Ehe. Aber das Problem sei, dass man diesen Schwulen oder lesbischen Paaren erlauben wolle, Kinder zu adoptieren, und das ginge nun gar nicht.

Ich nicke nur. Ich bin der Meinung, dass der Schaden, den man Kindern zufügen könne in gleichgeschlechtlichen Familien, politisch nicht legitimiert werden kann. Ich halte es persönlich für falsch. Ein Kind hat Anrecht darauf, in einer Familie mit Mutter und Vater aufzuwachsen.

Ob er mir einen Brief zeigen dürfe den er erhalten habe, fragt Jakovos. Klar doch. Kein Problem. Oder nur ein kleines, denn der Brief ist auf griechisch abgefasst. Ich übersetze ihn später mit Google Translate und DeepL.

Die syrische Familie, vermutlich eine Mutter und drei Kinder, ohne Vater, haben die Hotellobby verlassen. Jakovos schaut nach, ob sie an ihren Plätzen etwas liegen gelassen haben, da wo sie an einem Tischchen gegessen haben, genau unter dem letzten Bild von Michailis.

Der Titel des Briefes lautet:

„Mein Name ist Lewis und ich bin mit „schwulen Eltern“ aufgewachsen. Ich habe Gründe, Nein zur Homoehe zu sagen.“

Dann folgt der Text:

„Ich bin Lewis aus Australien, ein Kind „schwuler Eltern“ und das ist meine Erfahrung mit schwulen Eltern. Meine Mutter und mein Vater waren nie verheiratet und während mein Vater schwul war, war meine Mutter „bi“ und hatte vor meiner Geburt mehrere Jahre in einer Beziehung mit einer Frau verbracht. Ich wurde als „One-Night-Stand“ geboren, als Mama und Papa tranken.

Meine Eltern lebten nie zusammen und ich war bis zu meinem 13. Lebensjahr ständig in Pflegefamilien und lebte nur gelegentlich bei meiner Mutter. Meinen Vater habe ich erst mit 13 Jahren kennengelernt. Dann zog ich zu meinem Vater und seinem schwulen Liebhaber, da meine Mutter wollte, dass ich etwas Zeit mit ihm verbringe, da er als Kind kein Interesse gezeigt hatte.

Ich habe es nie gemocht, mit ihnen meinem Vater und seinem Freund zusammenzuleben. Ihre „Homosexualität“ war so etwas wie eine Religion, und sie schienen durch ihre Taten ständig bestätigen zu wollen, dass sie „schwul“ waren. Es war wie eine Religion, ihre einzige Identität, ihr Ehrenzeichen. Sie redeten die ganze Zeit darüber. Ihre „Homosexualität“ war mehr als alles andere das Problem Nummer eins. Wenn sie Leute sehen würden sie sich mit „Hallo, mein Name ist Simon und ich bin schwul“ vorstellen.

Heterosexuelle tun das nicht. Sie kommen nicht raus und sagen: „Hey, ich bin Simon und ich bin hetero“, aber der Vater und sein Partner verkünden es bei jeder Gelegenheit und zeigen es den Leuten.

Sexuelle Anspielungen waren überall. Sie „schnitten“ immer andere Männer, obwohl sie 13 Jahre zusammen waren. Es sah nicht so aus, als wären sie zusammen, aber sie blieben zusammen und ich verstand nie warum. Im Supermarkt schauten sie anderen Männer nach und fragten: „Ist

er nicht hübsch?“ Ich hatte das Gefühl, dass ich meine Freunde nicht nach Hause bringen konnte, weil alles im Haus „schwul“ war. Ihr Verhalten war schwul, die Art, wie sie redeten, war schwul, ihre Handlungen waren schwul, alles war schwul.

Alles kam mir sehr übertrieben und unnatürlich vor und ich hatte Angst davor, was meine Freunde denken würden. Ich konnte ihnen meinen Vater nicht vorstellen, weil ich mich für ihn schämte. Sie machten oft sexuelle Kommentare über meine Freunde, wenn sie das Haus verließen, und das fand ich widerlich.

Papa und sein Partner küssten mich auf die Wange. Ich empfand es immer als unangenehm. Sie taten es die ganze Zeit, sogar als ich Teenager war. Ich wusste von meinen Freunden und aus Filmen und dem Fernsehen, dass Väter ihre Söhne normalerweise nicht küssen, wenn sie Teenager sind.

Es gab kaum Grenzen. Alle paar Monate wurde ich wie ein kleines Kind geschlagen. Alles war zerbrechlich. Zwischen Papa und seinem Partner gab es immer Streit, sie stritten sich und bewarfen sich gegenseitig mit Geschirr und Essen. Ich habe mich nie sicher gefühlt. Ich war im Haus ständig wachsam, was mich selbst anging. Ich fühlte mich sexuell verletztlich. Sie hatten versteckte Kameras im Haus angebracht, sogar in meinen privaten Berei-

chen. Ich habe sogar Videos von mir auf einem ihrer Computer gefunden.

Die anderen dachten auch, ich sei schwul, und das beschämte mich. Ich hatte das Gefühl, dass das nicht richtig war. Ich hatte das Gefühl, dass von mir erwartet wurde, dass ich schwul sein sollte, obwohl ich keine Anziehungskraft von Männern verspürte. Für meine schwulen Eltern sollte ich schwul sein. Das verwirrte mich innerlich sehr.

Meine Gefühle waren ihnen egal. Sie machten mir Essen für die Schule, das ich nicht essen konnte. Sie kümmerten sich nicht darum, was ich wollte oder wie ich mich fühlte.

Wir waren einmal auf einer 40er-Jahre-Party. Ich dachte, wir wären nur Gäste. Ich wusste nicht, dass Papa „der Spaß“ ist. Ich sah ihn als „Drag Queen“ verkleidet Abba singen... sie hatten mir nichts erzählt. Ich fühlte mich öffentlich verspottet.

Ich konnte ihnen nichts darüber erzählen, was ich in meinen Teenagerjahren durchgemacht habe, weil sie in ihrem Verhalten und ihren Manieren nicht „männlich“ genug waren. Es war, als würde man mit Frauen reden. Endlich hatte ich dieses Gespräch mit einem Telefonisten. Ich lebte bei ihnen, bis mein Vater mit 17 seinen Partner verließ und mich rausschmiss.

Da ich nirgendwo anders hingehen konnte, lebte ich bis zu meinem 21. Lebensjahr weiterhin mit seinem Ex-Partner zusammen. Er war extrem repressiv und wollte die vollständige Kontrolle über mein Leben haben und zwang mich sogar, eine schriftliche Vereinbarung zu unterzeichnen, in der ich ihm das Recht gab, fast vollständige Macht über mich zu haben, so wie die vollständige Kontrolle über mein Bankkonto. Selbst nachdem ich gegangen war, um mein eigenes Leben zu leben, versuchte er, Kontakt zu mir aufzunehmen und Kontrolle über mich auszuüben, bis ich ihm mit rechtlichen Schritten drohte.

Die Erfahrung, mit schwulen Eltern zusammenzuleben, hat mich emotional verletzt und mir das Gefühl gegeben, dass meine Erziehung völlig durcheinander war. Es gab eine große Lücke in meinem Leben, die gefüllt werden musste, was aber nie geschah, da ich mich zu keinem Zeitpunkt geliebt fühlte.

Allerdings habe ich, wie andere, die aus sehr schlechten Verhältnissen stammen, begonnen, eine bessere Beziehung zu meinen beiden Eltern anzustreben und auch mit den konservativen Werten, die ich jetzt habe, Frieden in mir selbst gefunden. Ihre Werte sind nicht meine Werte, aber ich ehre sie trotzdem, weil sie meine Eltern

sind. Um ehrlich zu sein, hätte ich ohne diese Erfahrungen keine Klarheit über die wirklichen Probleme, die in dieser Angelegenheit auftauchen.

Schwule halten Heterosexuelle für „homophob“, wenn wir mit ihrem Lebensstil nicht einverstanden sind. Nach all den Jahren, in denen ich mit ihnen zusammen war, bin ich zu dem Schluss gekommen, dass es oft eine Lebenseinstellung ist, schwul zu sein. Es ist ein Lebensstil. Es ist eine Show. Es dreht sich alles um „ich, ich, ich“ und nicht um die ideale Erziehungsumgebung.

Deshalb habe ich im Referendum gegen die gleichgeschlechtliche „Ehe“ gestimmt, und ich fordere Sie auf, im Interesse des Kinderschutzes ebenfalls mit „Nein“ zu stimmen.“

Soweit der Text des Briefes, den mir Jakobos auf meine Email geschickt hatte. Hier meine Antwort.

Lieber Jakobos.

Danke für diesen Brief, der aus der tiefen Berührung Deiner Seele gesprochen ist, wie ich deutlich gemerkt habe. Die Lebensgeschichte des Kevin betrübt mich. Aber ich mache mir um ihn wenig Sorgen, weil er sich auszudrücken vermag, und sein Herz und seine Empfindungen hoch hält

gegen den Irrsinn seiner Umgebung. Er hatte einen harten Start ins Leben, mit vielen Verzweiflungen, Erniedrigungen und Ungerechtigkeiten, einfach Lieblosigkeit. Das tut mir auch weh. Ob dafür der Staat mit seinen Gesetzen, so blöd sie auch sein mögen, zuständig ist, ist fraglich. Auch in "normalen" Ehen kann ein Kind leiden. Vielleicht noch mehr als Kevin. Aber darum geht es nicht.

Was erwachsene Menschen untereinander machen wollen, ist ihre Sache, ihre Freiheit, weil sie mündig sind, also selber bestimmen können über ihren Weg, über ihr Geschick, ihre Beziehungen, ihre Kultur des Lebens, egal wie das geschlechtlich definiert ist. Aber wenn es um Kinder geht, ist die Situation völlig anders. Kinder sind die Schwächsten der Gesellschaft und verdienen deshalb besonderen Schutz und daher ist dies auch eine politische Frage. In der DDR und in kommunistischen, säkularen Staaten, selbst bei Platon in der Politeia, woher vielleicht auch das seltsame Vorbild der Kinderverwahrung, nämlich weg von ihren Familien, kam, in China, in der UDSSR, anderswo, sind und waren Kinder Besitz des Staates und nicht der Familie, und seit Marx/Engels ist bei vielen angeblich fortschrittlichen Geistesgrößen die Idee der Familie suspekt geworden, als überkommenes Konstrukt religiöser, patriarchaler Machtfantasien. Nicht, dass ich damit

etwas sagen möchte gegen Marx und Engels, die ich beide für höchst intelligente und wahrhaftige Denker der Menschheit halte. Aber ihre Kritik an der Familie ist nicht eine Kritik gegen die Familie, so wenig wie der Spruch "Religion ist Opium für das Volk" von Marx eine Aussagen ist gegen Religionen und sowenig diese beiden Aussagen jemandem verbieten wollen, religiös zu sein oder familiär zu sein. NEIN! Das Nachdenken über Familie und Religion, über Kapitalismus, Demokratie und Staat ist wichtig, weil wir nach Klarheit suchen und nach Wahrhaftigkeit und die Probleme, die uns im Herzen belasten, nicht unter den Teppich der filzigen, sozialen Zugehörigkeit mit ihrem Solidaritäts- und Harmoniegekuschels wischen möchten.

Meines Erachtens hat man Marx und Engels viel zu brutal verpolitisiert, vereinnahmt für billige Machtgelüste, Revolutionen von nützlichen Idioten, die man verheizt, für idealistische Umstürze, wobei Idealismus immer nur an Geld und Macht klebt, wie ein Geschwür.

Die Familie ist und bleibt eine Kernzelle der menschlichen Gesellschaft einfach deshalb weil es zur Zeugung einen Mann und eine Frau braucht, wie immer man dies dann austrägt und im Labor und in der Spermienbank organisiert. Niemand kriegt ein Spermium aus einer Frau und keine Eizelle aus einem Mann. Das müsste sogar sehr fortschritt-

lich denkenden Menschen einleuchten und selbst urbanen Existenzen, die noch nie gesehen haben wie es die Hühner und die Ziegen und Kaninchen treiben.

Dass solche beobachtende Erleuchtung zur Dankbarkeit für die Zeugungskraft der Natur im Wahn von technischer Machbarkeit fehlt, soll uns nicht zu sehr erschrecken. Die Natur und das Materielle sind zum Glück so eingerichtet, dass sie duldsam sind und im Grunde liebevoll ihre Kinder spielen lassen. Die Urmütter wissen, dass ihre Kinder am Schluss zurück kommen werden zu dem, was Wahrheit, Abstammung und Geschichte ist.

Mir kommt da jetzt nur die biblische Erzählung vom verlorenen Sohn in den Sinn, und von seinem Bruder, demjenigen, der brav und berechnend auf sein Erbe schaut, aber auch ängstlich und mutlos bei seinem Vater bleibt und immer folgsam und gehorsam ist, der enttäuscht ist, als plötzlich sein Bruder wieder auftaucht, der sein Erbe verprasst hat und auszog und alle Niedrigkeiten des Lebens durchlitten, sich als Schweinehirte versklavt hatte an einen Perversen, - wie auch immer er im grössten Dreck lebte, kam er am Schluss zu seinem Vater zurück. Welch grossartige Umkehr, welche Grösse! Zuzugeben, dass man sich verirrt hat und dass man sich nach etwas anderem sehnt, sich zurück sehnt nach einer gütigen Struktur und

Kultur des Lebens und sich an seine Herkunft und Geschichte erinnert. Welch riesiger Mut! Im Elend und der Abwegigkeit sich Fehler einzugestehen, statt stur weiter so zu tun als sei alles in Ordnung und alles ganz modern, dem Herz zu folgen und umzukehren. Der verlorene Sohn denkt und wagt es zurück zu kommen, umzukehren. Und was geschah dann, als dieser Versiffte, Vergammelte, Verdorbene, Verirrte und Abgewirtschaftete zurück kommt zu seinem Vater? Der Vater breitet seine Arme aus, dankt Gott und nimmt seinen verlorenen Sohn mit grosser Freude an und bereitet ihm einen grossen Empfang. Seinem Bruder, der immer brav war, hat dies nicht gefallen. Er war beleidigt, dass er nicht belohnt wurde für seinen Treue und für seinen Gehorsam mit soviel Liebe seines Vaters. Man kann diesen Groll verstehen. Aber zu dieser Geschichte - sagt man im Judentum - gehört die Freude, dass das Wagnis und die Rückkehr uns als Menschen mehr beglücken als die Angst vor dem Mut, seinem Herzen zu folgen.

Der Staat hat nicht die Aufgabe, private Gelüste und Herzenswallungen zu legitimieren oder zu verdammen, sondern er ist einzig da, um seine Bürger, vor allem die Schwächsten unter ihnen, zu schützen vor Missbrauch, vor allem Kinder, Schutzbefohlene, die nicht dem Staat gehören sondern in den Schutzbereich ihrer Eltern gegeben sind, was wir Familie nennen.

Ob eine Adoption gelingt oder nicht, oder - wie im Falle von Kevin, der sich als ein Unfall vorkommt - als Fehlschuss eines dionysischen Nachtrausches zwischen einer Lesbe und einem Schwulen, auf die Welt geworfen, wie ein Bastard, das hat der Staat nicht zu verantworten. Nicht die Legitimierung des Elends ist seine Funktion, sondern dass jedes Lebewesen, das in seiner Wertegemeinschaft zur Welt kommt, geschützt wird vor Übergriffen irgendwelcher Art. Wenn aber Bürger eines demokratischen Staates mehrheitlich schon so kaputt sind, dass es ihnen egal ist, was passiert, dann müssen wir auch lernen mit einer Übermacht von Verblödeten klug umzugehen.

Wichtig ist vielleicht, dass wir unser Vertrauen bewahren, dass sich Menschliches immer durchsetzt, bei allem Blödsinn, der um uns herum fabriziert wird. Mensch bleibt Mensch. Es ist zuerst wichtig, dass wir selber bei uns bleiben, in Freude, Glück, Lachen und Zusammensein. Allein. Für uns. Und dass wir nicht gleichgültig zu uns werden. Sorge tragen. Man kann Kranke nicht gegen ihren Willen heilen. Hippokrates hat dies wunderbar ausgedrückt, indem er sagte, dass jemand nur geheilt werden kann, wenn er bereit ist, das aufzugeben, was sein Kranksein verursacht. Da, wo diese Einsicht und dieser Wille fehlen, muss auch jeder Arzt versagen. Die Asklepiaden beginnen dann gar nicht erst mit ihrer Schlaftherapie.

Demokratie funktioniert nur, wenn Demokraten frei entscheiden. Das ist das Problem: Die meisten sind urban vermasst, stellen sich zweckmässig dumm, sind ferngesteuert von Sachzwängen und Propaganda. Es fehlt mündige Eigenverantwortung und eine gesunde, ländliche Isolation. Dieses Risiko, die gerechte Balance zwischen Stadt und Land, Nähe und Distanz, was das Wort Anstand ausdrückt, zwischen Abhängigkeit und Freiheit, gehört zur Demokratie. Das war vor 2400 Jahren in Athen genau so, als Aristophanes seine Komödien schrieb und als Sokrates von seinen eigenen Mitbürgern zum Tod durch den Schierlingsbecher verurteilt wurde. Das war noch 300 Jahre vor Jesus, der von seinem eigenen, jüdischen Volk ans Kreuz genagelt wurde, während man den gemeinen Dieb und Mörder Barnabas frei liess und der Statthalter Pilatus in der Stadt Jerusalem, die sich für die Vollkommene hielt, gemäss römischem Recht, seine Hände in Unschuld wusch. Kommt uns das so vertraut vor? Ist das in unseren Genen für "soziales" Verhalten programmiert? Wird man fehlbare Gene je wieder los? Wer will sie weiter aktiv halten? Wozu?

STUDERS APOKALYPSE

1

Man fand nur ein Buch. Es lag auf dem Bett. Die Nachtlampe war angeknipst, die Bettdecke etwas zerknüllt, aber es war ein warmer Tag und also nichts Ungewöhnliches dabei, wenn bei solchen Temperaturen jemand, der beim Einnachten im Bett liegt und ein Buch liest, sich nicht zudeckt. Ein Kissen war an die obere Bettumrandung gelegt und darin war, mit einiger Fantasie, der Abdruck eines Kopfes zu erahnen. Alles war sauber. Das Buch lag etwas links von der Mitte des Bettes. Dies waren die letzten Spuren von Studer. Von da an galt er als verschwunden. Er war wie vom Erdboden verschluckt.

Normalerweise sucht man Leute ein zwei Jahre und vergisst sie dann. Wenn es keine größeren Probleme mit Lebensversicherungen gibt, ist die Sache rasch und geruchlos erledigt, vergessen und man erklärt die Person für verschollen, nach Ablauf einer Wartefrist für tot, damit der Erbvorgang von statten gehen kann, falls denn etwas übrig geblieben ist. Das war bei Studer nicht der Fall. Ausserdem vermutete man suizide Umstände, was üblich ist bei plötzlichem Verschwinden von Menschen auf einer Insel, wo das Meer rundherum tief und die Wahrschein-

lichkeit klein ist, einen Leichnam zu finden. Man hatte ja auch die Leichen von Hunderten von Flüchtlingen, die in Schlauchbooten übers Meer fuhren und dann irgendwie untergingen, selten gefunden. Das Meer ist eine grosse Recyclingmaschine, die nicht nur aus Dreckwasser frischen Regen macht, sondern auch Abfälle jeder Art verarbeitet wie eine riesige, belebte Waschmaschine und Kläranlage, belebt nicht nur mit Haifischen, wie viele meinen, sondern auch mit Quallen, Plankton, Schnecken, Muscheln Krebsen und Kalamares, die die toten Flüchtlinge mit samt ihren bleihaltigen Amalgam-Zahnfüllungen und dem Müll der Meeresstädte aufnehmen und dann, umgebaut zu „wild gefangenen“ Delikatessen, in noblen Tavernas auf den Telnern von Touristen landen, die auf gar keinen Fall vergiftete Zuchtfische konsumieren wollen.

So war es vielleicht auch mit Studers Überbleibseln, die auf der Insel 1961 nie mehr gesehen wurden. Selbst wenn seine Leichenteile irgendwann und irgendwo an Land gespült worden wären, würden sie sicher von dort erneut ins Meer gespült werden, geschwemmt, geologisch versintert, aufgelöst und wieder bei einer Flutwelle oder einem Sturm oder wenn die Insel wegen seismischer Vorgänge unterging oder überhaupt... Letztlich landet alles Land im Meer. Sogar das Matterhorn. Auch der Mount Everest. Wenn du ihn besteigen willst, was ich für völlig krank aber geschäfts-

tüchtig halte, musst du nicht mit Sauerstoffflaschen hochkraxeln und dein Leben vergeuden, indem du in sauteuren Hightech-Goretex-Leichtentüchern erfrierst oder abstürzt... Warte einfach, bis der Berg zu dir kommt.

Studer hatte am 23. April 2081 das letzte Mal in seinem Bett gelegen, hatte es dann verlassen und war nicht mehr da. Welche Kleider er trug, konnte man nicht sagen, denn alle waren noch da. Seine Hose lag am Boden, zusammen mit den Socken. Seine Schuhe, feine, braune Lederschuhe, standen vor der Toilettentüre. Ein blaues Hemd war über die Stuhllehne geworfen. Die Unterhosen hatte er vielleicht noch an, denn diese fehlten und ob er ein Pijama trug ist unbekannt, denn es gab niemanden, der darüber Auskunft hätte geben können, wie Studer ins Bett zu gehen pflegte. Ob er denn nicht sein Handy eventuell mitgenommen habe, wollte Kommissar Abfallsack B. Ulrich wissen, aber da schaute man ihn nur mit hoch gezogenen Augenbrauen an: „Handy?“ schüttelte der Direktor den Kopf „Was für ein Handy? Wir leben auf der Insel 1961. Sowas goibt es hier nicht.“

Die Assistentin von Kommissar Ulrich, Frau Blaulicht Haribo-Meier, machte ein paar Notizen und Skizzen, denn ihren digitalen Fotoapparat hatte man ihr bei der Ankunft

weggenommen und ihr stattdessen einen kleinen Notizblock und einen Bleistift in die Hand gedrückt. Es gäbe noch einen 90-jährigen Fotografen, der mit einer Balgenkamera von Voigtländer und mit Rollfilm arbeite, meinte der Direktor, aber der Greis sei gerade in der Dunkelkammer gestürzt, Oberschenkelhalsbruch und im Spital. Nein, Nein winkte Kommissar Ulrich ab, ihm sei soweit alles klar. Gestohlen worden sei ja nichts. Das Portmonnaie läge noch auf dem Tisch, die Türe sei von Innen verschlossen gewesen, die Balkontüre verriegelt. Die Frage sei nur, wie Herr Studer sein kleines Appartement verlassen habe. Aber er sei ja auch schon ziemlich alt gewesen, niemand habe ihn eigentlich vermisst und was will man sich lange den Kopf zerbrechen. Es gäbe ja immer irgendwelche Fragen, die zuletzt übrig blieben, selbst dann, wenn angeblich alles klar sei. Nicht wahr? Alle nickten.

STUDERS APOKALYSE

2

Als innerhalb weniger Wochen der dritte Fall bekannt wurde, dass auf der Insel 1961 jemand verschwunden war, wohlgemerkt; alle drei Personen aus ihren von innen verschlossenen Zimmern, da konnte man nicht länger so tun, als sei nichts geschehen, denn es sprach sich rasch herum und die Bewohner der Anlage wurden nervös. Es kamen Fragen auf. Einige munkelten, es sei ein Euthanasieprojekt am Laufen, verhilfs dessen man Platz schaffen wolle für reichere Pensionäre oder Andersgläubige. Schlicht: Man glaubte diese Geschichten vom „Verschwinden“ nicht. Und so verlangte die alarmierte Betreiberfirma der Insel von den Polizeibehörden, dass Kommissare umgehend einen neuen Anlauf nehmen müssten zur Aufklärung und Beruhigung der unangenehmen und rufschädigenden Vorfälle. Das Mindeste sei, eine vernünftige Antwort zu erfinden und geltungshochheitlich zu verbreiten, wie und weshalb Herr Studer, Frau Sonneborn und und zuletzt Gretchen Pollinger einfach nicht mehr auffindbar sein konnten. Als der Direktor der Insel ungeschickt sagte: „Jeder muss doch mal sterben. Ist es denn nicht am Schönsten, sich am Ende einfach in Luft aufzulösen?“. Da war das Fass endgültig voll. Es gab einen Aufstand und die Bewohner der In-

sel 1961, das war ja auch das Jahr der Invasion in der Schweinebucht, zeigten sich von einer sehr unangenehmen Seite. Sie demolierten das Verwaltungsgebäude, zündeten ein paar Barrikaden auf der Corniche vor dem Flanierstrand an und forderten die sofortige Aufklärung der skandalösen Vorfälle.

Weil es keine Social medias gab, war die Sache blitzartig hochgekocht, denn die Leute redeten notgedrungen miteinander, oder telefonierten über kabelgebundene Apparate. Da konnte man nicht einfach sagen, es sei eine Internetpanne oder so. Man hätte Drähte durchschneiden müssen und hätte wissen müssen, welche. Das schaffte man aber ohne KI längst nicht mehr. Und KI war auf der Insel verboten. So war das also ein gröberes Problem.

Beim vierten Fall war dann definitiv Schluss mit der Inselruhe. Hans Däscher, ein ehemaliger Profiboxer, Autospengler und Shiatsu-Therapeut wurde vermisst und blieb unauffindbar. Die Polizei hyperventilierte. Der erste, vernünftige Ansatz zur Lösung des Problems kam kurz danach ausgerechnet von einer Pflegefachmännin, nämlich von Fräulein Jesus Ruccola Humbinger. Das Wort Fräulein war - nur so zur Information am Rande - ab den 1980ern verpönt und wurde als aussterbende Anrede erst durch eine Kampagne von Extinction Rebellion und durch Genderwahnsinn gerettet und zwar so, dass 'Fräulein' zu den neu-

en Geschlechtern gezählt wurde und zwar sowohl Männlich als auch Weiblich sein konnte.

Item. Als Fräulein Humbinger das Zimmer von Hans Däscher aufräumte - nachdem die Polizei es freigegeben hatte - und als sie das Bett neu bezogen hatte und danach alle Dinge, die nicht zu den persönlichen Gegenständen Däschers gehörten, die schon von der Polizei beschlagnahmt worden waren, wegräumte, da lag dieses Buch da. Damit ging er - Fräulein kann ja auch männlich sein - zum Direktor:

„Darf ich sie kurz sprechen, Herr Direktor?“

„Ja klar, Herr Fräulein Humbinger, wo brennts?“

„Ich habe etwas gefunden.“

„Was denn?„

„Herr Däscher hat ein Buch gelesen“

„Logisch! Was soll man sonst machen auf der Insel 1961“

„Ja, schon, aber weshalb haben alle vier Verschwundenen dasselbe Buch gelesen:

Wie bitte?!?!

Polizei rauschte herbei. Alle waren in heller Aufregung.

Tatsächlich! Alle hatten es übersehen: Nach jedem Verschwinden wurde dasselbe Buch in die Bibliothek zurück

gebracht, wo die Bibliothekarin, Patrizia Vogelsang-Querflöte, die Rückgabe akribisch auf pastellblau liniertem Papier in ein Buch notiere. Da stand es Schwarz und Weiss geschrieben: Das Buch hiess „Der alte Mann und das Meer“ von Ernest Hemingway, 1951 auf Kuba geschrieben, auf einer Insel! Den Autor muss man heute nicht kennen. Er war ein Kriegsberichterstatter, der den Literaturnobelpreis erhielt. Aber von da an begann man sich erneut für Bücher zu interessieren und vor allem für dieses eine, von diesem Hemingway, einem waschechten Amerikaner, der Katzen liebte, vor allem die grossen, gelben mit den langen Mähnen, die er bei Safaris in Afrika zum Vergnügen über den Haufen schoss.

Nun, da man wusste, dass alle vier Verschwundenen kurz vor ihrer rätselhaften Auflösung just dieses eine Buch gelesen hatten, kam naheliegenderweise die Frage auf, was das Umblättern von bedruckten Papierstapeln, was ja ein Buch genau genommen ist, mit dem Verduften von vier Menschen auf der Insel 1961 zu tun haben könnte. Die Ratlosigkeit wurde immer grösser. Es gab öffentliche Ausschreibungen, in denen das Publikum gebeten wurde, Thesen für Zusammenhänge anonym zu deponieren. Vieles kam zusammen. Aber das, was man am Einleuchtendsten fand, war die Aussage eines ASMR Tarotkartenlegers ei-

ner Hundeauffangstation in Baltimore, der ganz kurz das Folgende mitteilte:

„Bücher sind Tiere. Man muss im Umgang mit ihnen sehr vorsichtig sein. Wenn sie Hunger haben, fressen sie ihre Leser.“

Weil man dies so lächerlich fand, ging es in Windeseile durch alle Medien. Andere Vorschläge, die viel vernünftiger klangen, wurden algorithmisch als langweilig abklassiert, weil sie weniger Klicks hatten. Ausserdem machte es bei diesem Ernest Hemingway Sinn, dass sein Buch ein Tier ist, denn vielleicht würden sich all die von ihm abgeschlachteten Elefanten, Gnus, Giraffen, Nilpferde, Löwen, Wasserbüffel aber auch die Marlins, Hummer und die mit Schrot abgeknallten Enten und Fasane rächen wollen, indem ihre unerlösten animalischen Seelen in Hemingways Buch lauern und zuschlagen, sobald ein Leser einen Moment lang im Unterholz und Gebüsch der Buchstaben seine Konzentration verliert.

Man stellte sich vor, dass die gemeuchelten, rachelustigen, von Hemingway hingeschlachteten Tierseelen, sich zwischen seinen Worten und Lettern, wie in hohem Elefantengras, unsichtbar verborgen hielten, Schritt für Schritt

dem Auge des Lesers nachschleichen und - wenn er einen Moment lang müde wird, oder unkonzentriert, und die Worte etwas verschwammen - Päng!, öffnet das Buch seinen Rachen, da wo die Fäden am Buchrücken festgezurret sind und: Zack! klappt der papierige Schlund zu und verschlingt den ermatteten Leser samt Haut und Haar. Und genau so sah es dann am Tatort aus.

Diese Erklärung leuchtete allen ein. Genau so musste es passiert sein. Es war eine völlig unblutige Verschlingung, ohne jedwede Kampfspuren. Das war erstaunlich. Aber auch beruhigend, denn jetzt wusste man endlich, wie es geschehen war und man konnte zu den nächsten Fragen übergehen, zum Beispiel zu derjenigen: Wohin sind denn die Verschwundenen verschwunden? Und ob man diese bedauerlichen Leser von da, wo sie hingekommen sind, nämlich irgendwo in dem Buch drin, und zwar alle vier, ob man sie also aus dieser Enge, die man sich ja gut vorstellen kann bei vier ausgewachsenen Menschen in einem schmalen Quartbändchen, ob man diese Leser auch wieder aus ihrer gefräßigen Lektüre befreien kann und es für sie eine Art Auferstehung gibt? Denn, nicht wahr, diese Seelen der Leser waren ja am Gemetzel von Hemingway komplett unschuldig und es war krass ungerecht, dass nicht er selber, der Autor, sondern seine Leser aus Rache ver-

schlungen wurden, eine Stellvertreterrache, Sippenhaftung. Wo sind die Verschlungenen? Wie erlöst sich Literatur von der Schuld ihrer Schreiberlinge?

In der Bibliothek fand man keine Spuren von dem Vermissten, wie sonst bei Raubtieren üblich, ich meine: Es gab keine abgenagte Knochen oder verdächtige Exkremente. Bei Fräulein Querflöte war alles pieksauber, so wie sie es in der Pestalozzibibliothek gelernt hatte. Hinten im Buch war eine eingeklebte Tasche, in der die Ausleihkarte mit den Stempeln steckte und das Buch war in eine nach Petrol und Kernseife riechende, transparente Plastikfolie mit gilbendem Zellophanband eingefasst. Alte Schule.

Wenn wundersame Dinge passieren die niemand erklären kann, zum Beispiel warum der Vulkan Krakatau ausgerechnet im Jahr 1883 explodieren musste, am Geburtstag von Franz Kafka, Coco Chanel und Joachim Ringelnatz, „Also sprach Zarathustra“ von Nietzsche erschien, Robert Koch den Cholera Erreger fand und Bismark die Sozialgesetzgebung verabschiedete, was dies alles miteinander zu tun haben könnte, oder wieso die erste Bombe auf Hiroshima fiel und nicht auf Niederbipp, dann sind immer und für alles Fachleute zur Stelle, die ihre speziel-

len Lösungen für das Unlösbare anbieten, respektive wohlfeil verkaufen.

Im Falle des Untertauchens von Herr Studer und der drei anderen Leser von „Der alte Mann und das Meer“ von Ernest Hemingway, war es ein Bewohner der Insel 1964 mit dem Namen Amadeus Russzahn, ein unheilbarer Esoteriker, der einen aufsehenerregenden Vorschlag vorbrachte. Er würde, sagte er - mit entsprechender Vorbereitung und geeigneten Drogen - eine Expedition ins Innere des Buches vorbereiten, durchführen und alle Abgetauchten befreien, die von diesem Miststück von Weltliteratur verschlungen worden waren. Die Medien fanden es eine geile Story und waren voll dabei.

STUDERS APOKALYPSE

3

Zu Herr Russzahn muss man sagen, dass er seine Insel 1964 gewählt hatte, weil er ein Fan von Samuel Hahnemann war, dem Gründer der Homöopathie, einer unwissenschaftlichen Methode, die deshalb von der Wissenschaft nicht akzeptiert ist, was die Homöopathen bis heute ärgert, weil sie das unwissenschaftlich finden und so weiter. Muss denn alles immer wissenschaftlich sein, um gut zu sein, wirksam und evident? Auch in Gebieten der Timosophia muss doch jede Sache für sich stehen und es geht nicht darum eine Monokultur des Geistes zu kultivieren.

Im Grunde genommen war die Zeit von 1964 arg erschüttert von Meinungen, die man damals sogar offiziell haben durfte und erst später - durchtränkt von der sogenannten Meinungsfreiheit, vor allem in den Socialen Medien - dermassen übertrieben wurde, dass sie schliesslich kollabierten und fortan jeder, der eine Meinung hatte, Nazi genannt wurde. Das Wort Nazi hatte sich in der Bedeutung opportunistisch verschoben vom ursprünglichen Begriff für die nationalsozialistischen Massenmörder des zweiten Weltkriegs, hin zu unschuldigen Schulkindern,

die irgendeine Meinung hatte und deshalb zum Schuldkind wurde, eben zum Nazi. Mit Nazi war nicht mehr irgendeine bestimmte Meinung gemeint, sondern Nazi war grundsätzlich jeder, der überhaupt eine Meinung hatte, denn das Meinen hatte die "Demokratie" seit 2030 nicht mehr nötig. Meinungen waren völlig überflüssig, weil man ja jetzt, wegen der KI alles Meinen endgültig überwunden und hinter sich gelassen hatte, weil man nun endlich alles wusste, wegen der Wissenschaft und weil diese dem Staat gehört, der alles weiss, wie die Wissenschaft sagt. Deshalb darf der Staat sagen, was Wissenschaft ist und was sie weiss. Wer hingegen etwas anderes meint ist ein Nazi. Item: Endlich war Klarheit geschaffen und das Problem war nur, dass es trotzdem immer mehr Nazis gab, aber die Massenmörder nun maskiert auf der anderen Seite randalierten.

Item. Herr Russzahn war kein Nazi, denn er hatte eine wissenschaftliche Studie vorgelegt, in welcher ganz genau beschrieben wurde, wie man erfolgreich in einem Buch nach Verschwundenen sucht. So war also alles in Ordnung. Ausserdem tönnte das Vorgehen ganz vernünftig: Man müsse das Buch in der Bibliothek, am besten nachts, wenn es schläft, betäuben und zwar mit einem Tintenkiller und dann, wenn es sich nicht mehr bewegt, herab nehmen vom IKEA-Gestell, es auf das hölzerne Rollwägelchen von Fräulein

Querflöte legen, in den Operationssaal schieben und da ginge es dann los.

„Ja was denn?“ wird Russzahn von einer Journalistin gefragt.

„Wie meinen sie?“ fragt dieser zurück.

„Na, was geht denn dann los?“

„Na der Einstieg natürlich!“ schüttelt Russzahn etwas verärgert und verwundert seinen Kopf: „Ist das denn so schwierig zu verstehen? Der Einstieg! Wir müssen mit unseren Gasflaschen und Pickeln und Neoprenanzügen einsteigen in das Buch und mit unseren Halogenscheinwerfern schauen, wo die Verschwundenen geblieben sind. Ist doch sonnenklar, oder? Ganz sicher werden wir dabei Spuren finden, denen wir folgen können, denn es ist ja logisch, dass, wenn ein Quartband von „Der alte Mann und das Meer“, vier Menschen verschlingt, man darin etwas sehen muss!“

Alle schauten sich an, nickten und es leuchtete ihnen ein.

STUDERS APOKALYPSE

4

Sternzeit Sieben-Drei-Vier-Fünf-Acht-Komma Zwei,
Käpten Russwurm:

Heute morgen um 8.27 Uhr sind wir mit fünfundzwanzig Leuten aus siebenunddreissigeinhalb Geschlechtern zu unserer Expedition aufgebrochen. Unser Plan ist, nachdem wir das Vorsatzblatt, den Titel und die Einleitung überwunden haben, mutig uns vorwärts zu kämpfen und ungefähr bei Seite 14 ein Biwak für die Nacht aufzuschlagen und dann, nach einer Lagebesprechung, weiter zu schauen.

Schliesslich lichtete sich bei Seite 56 die bleierne Dunkelheit und es öffnete sich uns eine Art Höhle in dem Buch. Da sahen wir, dass in einem grossen Halbkreis viele Tiere versammelt waren, einige geduckt hinter verschiedenen Buchstaben und in ihrer Mitte, siehe da, da thronte der König der Tiere.

Ich aber sage euch, das war nicht ein Löwe, wie es im Globibuch heisst, sondern es war der König der Tiere, ein Axolotl, ein grauhäutiges Amphibium mit rosaroten, galertartigen Aussenkiemen, ein Molch genau genommen, der

als Kaulquappe Nachwuchs zeugen kann, also gar nicht erwachsen sein muss für seine Fortpflanzung.

Und siehe da: Der Molch erhob sich und sprach zu uns:

„Was sucht ihr hier, Fremdlinge und Eindringlinge, in diesem Buch, ihr Literaturbanausen? Was habt ihr hier verloren?“

Ich nahm all meinen Mut zusammen und erhob meine Stimme und sprach so: Geehrter, grauslicher König Axolotl. Wir sind hier, um unsere Freunde, die lesenden Menschen, zu befreien, die ihr Buchtierre verspiesen habt. Sie sind unschuldig. Wir schwören es. Wo sind sie? Gebt sie heraus!“

So ging es eine Weile hin und her bis der Axolotl durch die aufgeschlagenen Seiten dröhnte:

„Wir werden eure Leser solange als Geiseln festhalten, bis ihr uns den Hemingway bringt, der die halbe Serengeti leer geballert hat mit seinem Bärenötter.“

Ein Zebra ruft etwas dazwischen.

„Genau!“, fährt der Axolotl fort, „... und leer gesoffen auch. Seht nur die vielen verletzten Tiere, die fehlenden Kommas an ihren Gliedern und die krankgeschriebenen und kleingeschriebenen Adjektive, die hier ihr armseliges und nebensätzliches Leben fristen. „

Es blieb uns nicht anderes übrig. Wir mussten uns auf einen Geiseltausch vorbereiten.

„Aber Hemingway ist doch längst tot, Kapitän Russwurm,“ stichelte und flüsterte mir mein ehrgeizige Oberleutnant zu, der Speleologe Hans Hosenzweck. Speleologen, das sind Höhlenforscher. „Wie wollen sie diesen Hemingway denn gegen die von seinem Buch verspiessenen Leser eintauschen,“ fragte mich Hosenzweck, „wenn er doch längst tot ist?“

Was sollte ich da sagen?

Warnend erhob Hosenzweck zudem seine Stimme und sprach: „Obacht! Wenn die Buchtiere merken, dass sie von ihnen, Herr Russwurm betrogen werden, dann klappen sie ihren Buchdeckel zu, und Rumms! Dann ist Feierabend!“

STUDERS APOKALYPSE

5

„Was sucht ihr hier?“

Der Axolotl erhob sich von seinem Thron, als die Bibliospeologen wieder im Kreis der Tierversammlung angekommen waren. Ein Murren ging durch die Zeilen.

Einige Tiere drohten hinter den Wörtern mit den Fäusten, indem sie überall umlautige Zeichen machten.

Däs säh dänn ätwä sö äüs ...

„Wir möchten den Hemingway abliefern!“ rief Expeditionsleiter Russwurm.

„Wo ist er denn?“ fragen die Tiere. „Wir sehen ihn nicht.“

„Er ist da! Seht!“ ruft ihnen Russzahn zu, „In diesem Sack. Hier!“

Russzahn wirft einen groben Jutesack vor den Axolotl hin.

Dieser winkt einen Affen zu sich, und gibt ihm Anweisungen. Der Affe nimmt den Sack, entknotet die Schnur, und öffnet ihn. Er schaut hinein, dann reicht er den Sack dem Axolotl. Dieser schüttelt mit einer Kopfbewegung seine Kiemen, die wie Rastalocken aus schlabberigem

Pudding herabhängen, streicht sie nach hinten und schaut dann auch hinein.

Mit Handzeichen befiehlt er dem Affen, in den Jutesack zu greifen und das Innere heraus zu nehmen.

Der Affe zögert ein Weilchen

Die umstehenden Tiere murren: „Na mach schon!“

Der Affe greift in den Sack und nimmt ein Buch hervor.

Er reicht es dem Axolotl. Dieser schaut das rotbraune Buch mit Leineneinband an, schleckt es ab, tätschelt es, als wollte er es aufwecken, schüttelt es, ob etwas heraus fällt.

Dann schaut er auf.

„Das soll Heminway sein?“ fragt er zu Russwurms Truppe.

„Aber ja doch!“

„Wir haben gedacht, Heminway sein ein Mensch!“

„Das muss ein Missverständnis sein, gnädiger König der Buchtiere. Hemingway ist ein Buch, wie sie sehen. Es steht sogar drauf.“

Der Axolotl dreht das Buch und beguckt es von allen Seiten: „Wie soll denn sowas auf Tiere schiessen?“

„Wie meinen sie?“ fragt Russwurm.

„Der Hemingway hat uns Tiere doch über den Haufen geschossen in Afrika.“

„Keine Ahnung, gnädiger Herr Axolotl. Vielleicht ein Missverständnis. Wir haben jedenfalls mit ihm nichts zu tun. Wir sind hier nur wegen den unschuldigen Lesern, die sie verschlungen haben, .. und weil sie für deren Freilassung den Hemingway verlangt haben, der ihnen so viel Leid zugefügt hat. Und hier ist er. Sie halten ihn in den eigenen Händen. Oder muss man Füße oder Flossen sagen?“

„Egal.“ ärgert sich der Axolotl, „Wie sollen wir denn glauben, dass dies der richtige und wahrhaftige Hemingway ist?“

„Ich sagte doch: Es steht drauf, eure Gnaden.“

„Wie denn drauf?“

„Na geschrieben! Steht es drauf.“

„Wie geschrieben?“

Und so verging geraume Zeit bis die Tiere endlich einwilligten, Lesen und Schreiben zu lernen und dann endlich soweit waren, dass sie zugeben mussten, dass man ihnen tatsächlich den Hemingway gebracht hat, dass er genau genommen Ernest zum Vornamen heisst, aus 187 Seiten besteht, relativ dünn gedruckt und nach Drucker-schwärze roch, einige sagten, nach Schwarzpulver. Alle Tiere, besonders die neugierigen und mutigen, die in dem Buch zu lesen begannen, wurden nun aber ihrerseits vom

Buch verschlungen, eines nach dem anderen verspies das Buch selbst die Buchtiere, und übrig blieben zuletzt nur die Ängstlichen und so war Studer erfolgreich befreit und wohlauf.

Als bald tauchte jedoch ein ernstes Problem auf, nämlich, wie die Expeditionsteilnehmer nun aus dem Buch heraus kommen sollen. Rückwärts zu lesen, zum Eingang hin, war eine mühselige Sache, bei der man sich rasch verirren konnte, also entschied man, in einem überraschenden Ausfall ein paar Seiten zu überblättern und über die Löcher der Fadenheftung im Buchrücken und von dort unter dem hinteren Vorsatzblatt sich heraus zu zwängen und auszusteigen, wobei sich einige Expeditionsmitglieder da leider wegen heimtückischem Hasenleim verklebten. Aber die meisten schafften es und wurden mit grossem Jubel empfangen.

Die geniale Idee von Russwurm hatte geklappt. Die Buchtiere wussten eben nicht, dass sie selber in dem Buch lebten, hinter deren Buchstaben sie auf sich selber herein fielen und so weiter, eine Art Strudel oder ein linguistischer Homöopathietrick, also eine Behandlung *Similia Similibus curantur*, will heissen: Das Gleiche mit Gleichen kurieren, was die Tiere zwar nicht wirklich befriedigte

aber wenigstens absorbierte, sodass am Schluss, als endlich auch der unreife Axolotl noch lesen gelernt hatte, nur noch die Geiseln übrig blieben, die sich unter einem marmorierten Vorsatzblatt versteckt hielten.

Kein Wunder dass man diese Befreiung für einen dummen Scherz hielt und man stattdessen sagte, die Geiseln seien von einer schnellen Eingreiftruppe aus der Hand von Terroristen freigeschossen worden. Deshalb müsse man das Militärbudget erhöhen und die Kontrolle der Bürger verschärfen.

Wie auch immer: Endlich war Studer befreit aus der Geiselhaft der Buchtiere und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch heute. Allerdings darf man sowas heute nicht mehr schreiben, weil der Vatikan diese Schlussformel der Gebrüder Grimm als unchristliche Floskel aus Märchenbüchern weggeklagt hatte, wegen Jesus, der doch gestorben ist und dennoch weiter lebt. Aber die Grimmischen Osterleugner und ihre unbelehrbaren Sektengenossen wollten nicht locker lassen. Es handle sich bei der Formulierung um Kulturgut, das, wie die Bibel auch, in einem Buch aufbewahrt sei. Sagen sie.

Im Nachhinein fand Studer, dass es Hemingway recht geschah, und auch der Sprengstofffabrik, die ihn einst mit dem Nobelpreis für Literatur geehrt hatte. Ruhm kommt ja von irgendwoher. Spitze Stahlkugeln müssen von irgendwas aus ihren Patronen abgefeuert werden, um Tiere niederzuschlachten, deren Geweihtröhren man für die Erwähltheit seiner Literatur benötigt. Und wenn eine Firma, die höchste Ehren verteilen will, Sprengstoff herstellt und erst noch Nobel heisst, ist sowieso jeder literarische Widerstand von vorne herein zwecklos. Bob Dylan hatte noch Patty Smith zum Nobelkomitee geschickt, um nicht selber mit der Tretmine der Nützlichkeit für den Krieg hoch zu gehen. Aber lassen wir das. Bomben gehen längst nicht mehr hoch, indem sie explodieren. Meist werden sie geschenkt, geschluckt oder geimpft und ihr Kabumm! vermetabolisiert sich im Geheimen. Oder besser: Im Verschwiegenen.

TAGEBUCH PATMOS

Als ich um vier Uhr nachts aufstehe, um ein Glas Wasser zu trinken, da sehe ich, dass vor dem Computer zwei Objekte liegen, von denen ich schon vergessen hatte, dass ich sie vorbereitet hatte für das Meeting von heute morgen um Acht Uhr in der Villa Zacharo mit Kostas, dem Chef einer landwirtschaftlichen Unternehmung in Lipsi. Bei den beiden Objekte handelt es sich um eine Plastikflasche, die in der Mitte aufgeschnitten und als Behälter hergerichtet wurde für den Seidenkokon eines *Lasiocampiden*. Das sind grosse Nachtfalter mit Raupen, die wie Wollteppiche aussehen. Diesen Kokon hatte ich auf einem Busch des Mastixstrauches, *Pistacia lentiscus* auf der Insel Lipsi gefunden. Ich will Kostas fragen, ob er mehr zu diesen Tieren weiss, und ob er mir ein E-Mail senden kann, wenn er einen solchen Falter oder eine solche Raupe sieht.

Das Insekt mit dem Namen *Pachypasa otus* gilt als der legendäre Seidenspinner, der von Hippokrates von Kos erwähnt wird, um 400 vor Christus im Zusammenhang mit seiner Schwester, die Koische Seide herstelle, nämlich mit den Kokons von *Pachypasa otus*, woraus erotische Schleier gemacht würden. Schleier heisst auf griechisch *Kalypse*. Es kommt vor im Wort Lipsi, die Insel

der Königin Kalypso, und im Wort Apokalypse, was soviel bedeutet wie Entfernung des Schleiers, Offenbarung. Die Silbe Apo hat mehrere Bedeutungen, wie im alten Griechischen jedes Wort eine schillernde und poetische Vielfalt von Bedeutungen haben kann, was mit der Rationalisierung der Sprache wegen dem Gebot der Eindeutigkeit, die als Voraussetzung von Wissenschaft gilt, später in den Hintergrund trat. Der Raum für Interpretationen musste zugunsten der Funktionalität der Schrift, einer quasi mathematisch exakten Codifizierung, aufgegeben werden. Für den wissenschaftlichen Diskurs näherte sich die Schrift immer mehr einem Instruktionscode an, ähnlich einer Computer-Programmiersprache, während Altgriechisch und Hebräisch breiten Raum geben für Auslegungen durch die Leser, wobei solche Sprachen auch die Eigenschaften haben, dass sie eigentlich nur von kulturellen Insidern wirklich verstanden werden können, was Jakovos zur Sprache bringen wollte im Dialog mit dem technokratischen Theologen Adam Sichora.

Wenn ein Grieche das Wort Schleier hört, Kalypse, dann schwingt sofort die ganze Odyssee von Homer mit, wegen der verführerischen Königin Calypso, auf deren Insel Lip-si der Trojaheld auf seiner Rückfahrt zu seiner Gattin Penelope neu Jahre bezaubert wurde, vermutlich von Kalypsos erotischen Schleiern und dem, was dahinter ... Aber

ich schweife wieder ab. Mir wäre schon geholfen, wenn ich den griechischen Namen des grossen Insektes erfahren könnte.

Das zweite Objekt sind zwei dürre, dunkle, schockoladenbraune, leicht glänzende Schoten, holzige Bohnen des Johannisbrotbaumes, Ich habe sie am Strand von Meloi aufgelesen. Da wurden sie offenbar angespült vom Meer. Manchmal hängen Bäume des Johannesbrotbaumes an Cliffs, hoch über dem Meer und ihre bohnenartigen Früchte fallen bei starkem Wind ins Wasser. Die Carob-Frucht ist eine uralte Kulturpflanze der Menschheit und wird schon bei den Aegyptern im 2. Jahrtausend vor Christus erwähnt, auch in der Bibel, als Notnahrung von Apostel Johannes und als Futter der Schweine des verlorenen Sohnes. Ich möchte Kostas fragen, ob er schon Anbauversuche gemacht habe mit diesem Baum, *Ceratonia siliqua*, auf der Insel Lipsi, wo er Wein anbaut, der zu einem lokalen Weisswein verarbeitet wird. Jakovos möchte diese Weinkellnerei gerne anschauen, aber vor allem die Olivenölpresse, die es da geben soll. Wobei man sagen muss, dass die Olive kein typischer Baum ist auf windigen, kleinen Aegäisinseln. Es hat in der Gischt zuviel Salz, der sich am Morgen in Ufernähe als Tau absetzt auf Blättern. Das mögen Oliven nicht. Sie wachsen daher, be-

richtet Jakovos, - und er muss es wissen, weil er aus einer kretischen Olivenbauernfamilie stammt - erst ab ca 8 -10 Kilometern vom Meerestrand entfernt, im Inland, etwas erhöht am besten. Vielleicht will er sich einfach vergewissern, ob die Leute von Lipsi wirklich eigene Oliven verarbeiten, oder sie irgendwoher einkaufen und dann umlabeln, Businessmechanismen, die ja heute überall Gang und Gäbe sind. Wer traut schon einer hübschen Glasflasche, auf der steht "Reiner Thymianhonig aus Kreta"? Item. Ich stehe also auf und mache mir eine Tasse Kaffee. Ja, ich weiss, dass es um 4.33 Uhr vielleicht ein bisschen früh ist, weil ich ja um sieben Uhr bereits wieder aufstehen muss. Aber vielleicht halte ich durch. Draussen geht ein starker, böiger Wind. Ich sehe in der heulenden Nacht ein paar Lichter am Hafen schaukeln und mir zublinzeln.

Im Internet recherchiere ich zum Begriff Agathos, wegen dem Namen der Insel, Agathonisi, wo ich Objekte, land und Häuser fand, die ich mir als zukünftigen Aufenthaltsort vorstellen könnte. Ich merke, dass der Entschluss, aus der Schweiz wegzugehen, oder mich doch wenigstens physisch zu entfernen, gefallen ist. Schon länger bin ich in eine Phase der Wanderung übergegangen, aber nicht einfach auf der Suche nach einem Platz, sondern mehr aus "Gwunder", aus Neugier und aus Freude am Kennenlernen der Welt und der Menschen und ihren Kulturen und pflan-

zen und Tieren, einfach alles. Erotik des Exodus. Aber nun scheint der Moment gekommen, um darüber nachzudenken, ob ich vielleicht meinen Lebensmittelpunkt, von dem ich ausschwirre, verlegen sollte. Das ist klar von aussen angeschoben, denn bisher hatte ich gar nicht die Möglichkeit, darüber nachzudenken, irgendwo anders sesshaft zu werden, weil ich schlicht kein Geld hatte, um auswärts etwas zu kaufen oder längerfristig zu mieten und es nach meinen Vorstellungen einzurichten. Nun erwarte ich Geld von meiner Hälfte des schönen Hauses meiner Familie in Unterterzen. Die Scheidung ist durch und ich soll für meinen Hausteil 200'000 Franken erhalten. Meine Haltung kennen sie unterdessen. Ich bin klar der Meinung, dass man Geld entweder ausgeben oder vergraben soll, damit es nicht gegen seinen Besitzer arbeitet. Wobei ich mit "ausgeben" nicht investieren meine, sondern im eigentlich Sinne wie vergraben, eigentlich verlocken in ein Objekt. Mein mythologisches Finanzsystemverständnis ist tatsächlich so primitiv geworden, aber noch Nichts verglichen mit der Primitivität der tatsächlichen Finanzwirtschaft. Niemals Aktien, niemals Bitcoins oder Obligationen von Schuldenorgien Staaten, inklusive der Schweiz, kommen in Frage. Höchstens noch Gold, sicher aber keine Barren, die heute jeder Chinese selber giesst aus dem Scrap der Handies die eingestampft werden usw.

Das Problem ist also, dass ich, seit ich in Erwartung bin - das Wort ist wirklich im Sinne einer Schangerschaft zu verstehen - belastet bin mit einer Art mütterlichen Sorge gegenüber meiner Trägerschaft zu etwas Neuem. Zumindest als monetäres Potential. Ich will aber mein ungeborenes Kind nicht anderen abgeben, damit es da später als Kindersklave mehr Rendite rausholt, respektive noch mehr Kinder erzeugt unter fremden Feldherren des globalen Finanzcasinos. Nein, ich will versuchen, das Kriegsbeil des Geldes selber in den Händen zu halten, Frieden zu machen und es zu vergraben an einem sicheren, fruchtbaren Ort und dann hoffen, dass alle vergessen, wo das Kriegsbeil vergraben ist. Alle, bitte! Unter solchen hormonellen Schüben von Investitionsschwangerschaft, und zwar voraussehlend, wie ich zugeben muss - denn das Geld ist noch gar nicht auf meinem Konto - gehe ich seit etwa April dieses Jahres, als die Scheidung immer klarer wurde und damit auch die Bedingungen klar wurden, dass ich nämlich als mittelloser Nomade plötzlich zu einem unfreiwilligen Bankier mutiert bin, oder in diese Rolle hinein gestossen zu werden drohe. Die Schwangerschaftsbeschwerden eines in mir heranwachsenden Geldvermögens veränderten meine spirituellen Hormone und meinen Blick. Ich begann plötzlich darüber nachzudenken, ob ich mir dies und jenes leisten könnte, mit dem, wovon ich in Erwartung war. Es senk-

te sich über viele Dinge, die ich bisher ungestört distanziert als Dinge wahrnehmen konnte, fast unmerklich der Schleier eines Preises senkte, eine finanzerotische Fantasie und Fixierung, wie es wäre, wenn man dies und das hätte, ich meine wirklich hätte, also besässe usw. Am Anfang sind solche Spielchen vielleicht noch unterhaltsam, so, wie man als Kind mit einer 10 Rappen-Münze vor einem Kiosk stundenlang überlegen konnte, ob man einen Fünfermocken, einen Colafrösch, einen Bazooka, oder einen sauren Wurm, oder doch lieber ein Pausenbrötli mit einem Sammelbild für das Winnetoualbum kaufen soll. Das wirklich Erregende ist dabei keineswegs der Kaufentscheid und der Kauf, sondern das Zittern zwischen den Möglichkeiten. Denn am Schluss steht man, wenn man etwas gekauft hat, immer da mit der fürchterlichen Ernüchterung, dass alles andere, also das, was man nicht hat, nun nicht mehr in Frage kommt, einem entglitten ist, was einen Schweizer Aelpler unweigerlich in eine metaphysische Affekthandlung treibt, nun erst recht mehr Kohle verdienen zu wollen, um sich alles leisten zu können. Alles. Nur, um danach noch heftiger frustriert zu werden, dass mit jeder weiteren Million auf dem Konto auch das Angebot immer grösser wird und - wie immer man es dreht und wendet - die Angebote immer viel grösser sind als unsere Kaufkraft, ausser in der DDR oder heute wie-

der in all den gelddruckenden Staatsmonstern, wo bald wieder Kunden mit Einkaufswagen voller Banknoten in den Aldi kommen, um ein Pausenbrötchen zu kaufen. Das ist ja eigentlich der Hintergedanke der CBDCs: Dass ein Fünfermoochen fünf plötzlich Millionen Franken kostet statt 5 Rappen, merkt nur der, der mit Cash zahlen will; wenn nämlich die Banknoten mehr wiegen als das Brot, das man kauft. Aber ich schweife schon wieder ab.

Jedenfalls wollte ich sagen, dass ich seit längerem die Welt bereise und mich Hintergedanken quälen, was ich mit dem Geldsegen, der noch gar nicht da ist, machen soll. Ich will ganz offen sein. Ich werde mir eine selbstbewohnte Bleibe anschaffen, ohne Bankkredite, ein paar Goldmünzen als Anlage für mich und meine beiden erwachsenen Kinder und etwas Bargeld auf einem Konto und als Cash in einer der vielen gestrickten Socken meiner lieben Frauen, die noch stricken können. Und wie! So kann ich die ausgetragenen Socken, die dünn geworden sind und Löcher haben von meinem Rumgehops und von meinem ungeduldigen Rumgerutsche noch angenehm und traditionell weiter benutzen als Banksafes.

Jedenfalls bin ich beim Herumschweifen per Zufall - und ich weiss ehrlich nicht mehr wie - auf Inserate für Land und Appartements auf der Insel Agathonisi gestossen. In Patmos kann ich mir mit dem, was in meiner finanzellen

Gebärmutter heranreift, keine Krippe leisten. Da wird ja gerade das gesamte Schwarzgeld Europas angeschwemmt, zusammen mit ein paar Flüchtlingen aus Syrien. Eine eigenartige Koinzidenz. Ich sprach mit Nikos darüber, weil ich sah, dass unten, an der Beach in Kambos/Patmos ein schönes Stück Land mit einem verfallenen Steinhaus zu verkaufen ist. Nikos sprach davon, dass es einem ausländischen Investor gehöre, und dass dieser dafür 600'000 Dollars wolle. Ich freue mich für jedes Unkraut, das da in den nächsten Jahren noch hausen darf, bis sich ein Dummer findet.

Aber Agathonisi ist interessant. Wieso? Vermutlich weil da niemand hin will, weil es kein Wasser gibt und weil es zu nah bei den Türken liegt, höchstens 9 Kilometer bis nach Kleinasien. Bei schönem, klarem Wetter kann man von Agathonisi aus die Plakate mit Erdogan drauf sehen über den vorfabrizierten Billighütten unterhalb von Didim. Agathonisi ist nicht urban, hat keine Disco, nur eine Strasse, das ist mehr oder weniger wie Lummerland, die Insel von König Alfons dem Viertelvorzwölften aus Michael Endes Geschichte von Jim Knopf und Lukas dem Lokomotivführer. Nur eine Eisenbahn hat es auf Agathonisi nicht. Noch nicht.

Als ich Jakovos zum ersten Mal erzählt habe, dass ich Agathonis besucht habe und dass ich nervös sei, weil ich

da Dinge gesehen habe, die ich mir vorstellen könnte als Bleibe, da war er zunächst reserviert. Davon habe ich schon erzählt. Er köchelte ein wenig, kritisch bremsend. Es sei die Insel der Naiven und er drückte es mit der Hand so aus, indem er sie mit gespreizten Fingern schräg vor sein Gesicht hielt und damit wedelte. "Aha! Spinner, meinst Du?" frage ich ihn. "Gaga-Thonisi." Jakovos ist zu anständig um es zu bejahen. Ich sage nur: "Dann passt das ja zu mir. Nicht wahr?" Von da an versuchte Jakovos mich abzulenken und zu zerstreuen mit Ideen für Lipsi oder Kreta, wo er grosse Gärten besässe, ein Haus und, dass ich da jederzeit hingehen könne usw. Ich verstand. Es war väterliche Sorge in ihm ausgebrochen, Danielos könne auf einer abgetakelten Pirateninsel landen und da zu Schaden kommen, obwohl Jakovos betonte, er kenne den Bürgermeister, den Dimarchos der Insel, es sei sein alter Schulfreund von ihm, mit dem er jahrelang in der Patmiada die Schulbank gedrückt habe. Er werde ihn kontaktieren. Aber zuerst einmal solle ich noch andere Dinge anschauen. Also ging ich nach Lipsi.

Das mit dem Spinner ging mir jedoch nicht aus dem Kopf. Was heisst denn Agathos? Denn Nisi oder Nisos ist klar: Das heisst Insel. Agathonisi heisst die Insel des Agathos. Und Agathos heisst was?

Aus dem Wiktionary:

Bedeutungen von Agathos:

[1] von guter Beschaffenheit, mit guten Eigenschaften; gut, tapfer, edel

[2] nützlich, tauglich

[3] von hohem Wert und/oder Verdienst; gut

[4] (Personen) gut, tapfer

[5] (Personen) edel, wohlgeboren

Herkunft:

seit der Ilias bezeugt; die weitere Herkunft ist ungeklärt; mehrere Ansätze, das Adjektiv agathos als indogermanisches Erbwort herzuleiten, scheinen wenig wahrscheinlich; wenn die bei Hesychios bezeugten Varianten verlässlich sind, handelt es sich vielleicht um eine Entlehnung aus dem Vorgriechischen[1]

Wie also kommen Jakovos und auch mein Vermieter dazu, das Wort Agathos abwertend zu konnotieren? Ich glaube dass es im Neugriechischen den abschätzigen Beigeschmack von "Gutmensch", "leichtgläubig", "naiv" und in diesem Sinne von Narr und Fool hat, wie auf der gleichnamigen Tarotkarte. Wobei ich mich damit anfreunden kann. Die Insel des Narren. Die Insel der Null. Die Insel, wo die Reise beginnt.

Agathos Daimon ist ein altgriechischer Gott, ein Glücksbringer. Seine Frau ist Agathe Tyche, die Schicksalsgöttin. Agathos Daimon wird oft als Schlange dargestellt und war Beschützer der Stadt Alexandria und damit Patron der grossen Bibliothek im Serapienheiligtum.

Tarotkarte Narr

Schon die alten Aegypter kannten eine nah verwandte Gottheit. Agathos Daimon ist eine der wohlwollenden Gottheiten der alten Griechen, der vorsokratischen und war sicher auch bekannt in Milet, Efesus und vielleicht sogar in Troja, wo er allerdings zu wenig verehrt wurde, sonst wäre doch die hübsche Stadt nicht zerstört und geplündert worden und so weiter.

Jakovos hat mir - um mich etwas abzulenken von der Fixierung auf die Spinnerinsel - ein Buch geschenkt: "True Dodekanese", eine Monographie über alle Inseln der Dodekanesen, ein vierhundertseitiger Klarglanz-Schuncken, den er selber als Geschenk erhalten hatte von der Reede-

Agathos Daimon

rei der Dodekanisos Seaways, die mit Katamaranen den Fährbetrieb zwischen den Inseln sicherstellen. Ich schlage gleich bei Agathonisi, auf Seite 272. "Siehst du," rufe ich Jakovos zu, nachdem ich ein paar Zeilen gelesen habe: "Da steht nichts von Spinnern. Es steht: "It is a precious, pure Aegean "Paradise", a small place of peace, beauty and traditional life." Du magst mir das Paradies einfach nicht gönnen!" Dann lachen wir zusammen. Vielleicht wegen den Gänsefüsschen bei "Paradise".

Erst zuhause, bei der zweiten Lektüre, sehe ich, dass da noch ein Obertitel über dem Inselnamen Agathonisi prangt: "The island, where Julius Caesar was taken hostage." Wie bitte? Der grosse Julius Caesar? Als Geisel? Der war also gar nicht nur bei den Galliern am Anschlag, sondern offenbar auch bei den Kilikischen Seeräubern. Das hatte ich nicht gewusst.

Im Jahre 74 v. Christus war Caesar noch ein Jungspund aus dem römischen Geschlecht der Julier, nicht so reich wie andere Jungspunde, aber umso ehrgeiziger, unerbittlich, selbstbewusst, eingebildet, haben andere gesagt. Seine Neider und Kritiker brachte der junge Julius rasch zum Schweigen. Im Jahre 74 v. Chr. soll der damals 25-jährige Julius nach Rhodos unterwegs gewesen sein, um sich dort weiterzubilden. Auf dieser Fahrt wurde sein Schiff von ei-

ner Bande kilikischer Seeräuber geentert und der Julius, der noch nicht Caesar war, als Geisel genommen. Man verlangte Lösegeld. Julius war sehr enttäuscht als er den Betrag hörte, den man für seine Freilassung forderte. Das sei viel zu niedrig für einen Mann seines Standes schimpfte er. Er bot sofort das Doppelte und schickte seine Männer aus, um das Lösegeld herbei zu schaffen. Ob er aber damals wirklich auf Agathonisi festgehalten wurde, ist nicht mit letzter Sicherheit zu sagen. Jedenfalls habe ich diese sichere Quelle noch nicht gefunden. Es gibt zwar auf der Nordseite eine Burg aus der Antike, ob das aber ein Seeräubernest war, muss ich den Dimarchos der Insel fragen. Nächste Woche soll er zurück sein, dann kann ich ihn fragen, versprach mir Jakovos: "Nun ist die Türe offen", lacht er mich an. Das hörte ich ganz genau. Es sind fast belanglose Sätzchen, die sich manchmal wie Ikonen mit schweren Goldrahmen in unserem Gedächtnis auf die Ikonostase des Bewusstseins stellen. "Nun ist die Türe offen."

Die Freunde von Caesar schafften es, bei Verwandten des Juliers wahrscheinlich in Efesus oder Milet, das Lösegeld aufzutreiben. Das waren damals die reichsten Städte der Welt. Derweil trieb Julius mit den Piraten auf der Insel Agathonisi Gymnastik, ertüchtigte sich im sportli-

chen Wettstreit und sagte den Piraten immer wieder, freundlich, fröhlich, aber bestimmt, dass er sie alle, jeden einzelnen verfolgen und kreuzigen werde, sobald er frei sei, was die Piraten als Scherze, oder typische Ueberteibungen eines Jungspundes lachend quittierten. Grosse Klappe eben. Ausserdem war das Lösegeldbusiness der kilikischen Seeräuber zu dieser Zeit ein normaler Geschäftsvorgang. Das waren nach meinen Begriffen keine Piraten, es waren mafïöse, gut organisierte Meereskriminelle. Sie besaßen etwa 400 Schiffe und ca. 30'000 Leute Bodenpersonal auf einer Reihe von Inseln und Inselchen und an der kilikischen Küste, da wo heute Antalya und die Badebeach der Türkei ist. Die kilikischen Piraten waren eine parasitische Bande, die sich schon seit Jahrhunderten auf Sklavenhandel und Enterung von Handelsschiffen konzentriert hatte. Nach dem Motto: "Ernten ohne zu säen", überfielen sie sehr planmässig Inseln und Handelsschiffe, die zugleich Personen transportierten, die man - weil es meist wohlhabende Passagiere waren - gegen harte Währung eintauschen konnte, mit Lösegelderpressungen oder um sie in Delos auf dem Sklavenmarkt zu verscherbeln.

Als Julius frei war, tat er genau, wie er versprochen hatte. Er sammelte eine kleine Seemacht, verfolgte die kilikischen "Piraten", die ihn entführt hatten und nahm alle ge-

fangen. Weil er ein rechtstreuer Mann war, brachte er, wie es das römische Gesetz vorsah, die Idee der Bestrafung der Piratenbande vor den Gouverneur von Halikarnassos, da nur dieser die Autorität hatte, Leute für Vergehen mit dem Tod zu bestrafen. Vermutlich steckte aber der Gouverneur mit der kilikischen Bande unter einer Decke und erhielt von diesen "Provisionen", wenn er Piraten unbestraft freiliess. Jedenfalls verweigerte der korrupte Gouverneur Julius Caesar die Einwilligung zur Bestrafung seiner Entführer. Dies konnte den Julier allerdings nicht beeindrucken. Er dachte wohl nach dem Prinzip: "Wichtig ist nur, dass man fragt. Egal, was geantwortet wird, mache ich trotzdem, was ich will." Julius liess die gesamte Bande kreuzigen.

Einige Biografen berichten, Julius sei gnädig gewesen zu den Männern und habe ihnen die Kehlen durchgeschnitten, bevor man sie ans Kreuz genagelt habe, damit sie nicht solange leiden müssen. Ich kann mir eine solche agathonistische Gütigkeit des Julius allerdings nicht richtig vorstellen. Irgendwie passt bei ihm Gnädigkeit und Barmherzigkeit nicht ins Psychoprofil. Aber vielleicht war er damals einfach noch ein bisschen jung. Jedenfalls kann der Name Agathos von dieser Erzählung über die Geiselnahme von Julius Caesar nicht so direkt hergeleitet werden. Obwohl eine Insel, auf der Julius Caesar als Geisel

festgehalten wurde, den Titel Paradies ja irgendwie verdient. Nicht wahr? Ende 5.53 Uhr

Um 7.20 Uhr bin ich in der Villa Zacharo. Niemand ist wach. Auch der Frühstücksbuffet-Raum ist noch geschlossen. Alle Schlüssel der Zimmer sind weg. Das Hotel ist also voll ausgebucht. Ich setze mich in die Lobby und notiere ein paar Dinge. Zuerst kommt Roula, die Chefin des Hauses. Sie begrüsst mich wie immer überschwänglich freudig und sonnig. Sie sagt, ich solle einen Kaffee und Frühstück nehmen. Ich warte auf Jakovos und Kostas sage ich. Aha. Drei jüngere Gäste gehen zur Arbeit. In der Villa Zacharo sind oft auch Arbeiter untergebracht, die auf einer Baustelle, in einem Amt oder Büro arbeiten. Um 8.10 kommt auch Jakovos, er entschuldigt sich, dass er so lange schlief. Er sei gestern spät noch unterwegs gewesen. Oft holt er nachts um 2 Uhr am Hafen Gäste ab, die mit der Fähre von Piräus ankommen.

Um 8.30 ist auch Kostas wach, ein gross gewachsener etwas businessliker aber simpel und praktisch gekleideter Inselgriecher mit Halbglatze und freundlich rundem Gesicht. Wir kommen sofort ins Gespräch, nachdem Jakovos kurz erwähnt hatte, warum er mich eingeladen hat. Kostas weiss bereits Bescheid. Jakovos möchte auch mitkommen nach Lipsi, wenn ich das nächste Mal dahin fahre. Ihn in-

teressieren vor allem die Ölpresse und die Käserei, die aber beide angeblich geschlossen sind. Das heisst, dass diese Unternehmen, wie viele andere auch, sich den Sardinenschwärmen der Touristen angepasst haben. Im Februar aber kommen erste Volunteers, meist Studenten aus Deutschland, Frankreich, Oesterreich und der Schweiz, mit denen man Urban-Detox-Seminare macht, zum Leben ohne Handy, und zu allerlei landwirtschaftlichen Aktivitäten, wie jetzt dann gerade den Schnitt der Reben. Das ist eine Art griechisches Kibbuzsystem, das nötig ist, weil es zu wenig Arbeiter gibt und diese zuviel Geld verlangen, heute 50 Euros pro Tag, oder man selber oder der Staat nicht mit illegalen Migranten arbeiten will und so weiter, obwohl ich bisher von solchen migrationskritischen Aussagen nichts gehört habe, nicht ein einziges Mal. Nicht mal andeutungsweise. Griechen wissen, dass in jeder Familie die Hälfte ihrer Söhne und Töchter ausgewandert sind.

Dann rede ich mit Jakovos und Kostas über den Johannisbrotbaum. Jakovos sagt, dass er in Kreta ein etwa acht Hektaren grosses Gelände besitze, auf welchem Carobäume stehen. Niemand interessiere sich dafür. Sein Vater hatte zwei Schweine, die man mit den Bohnen der Johannisbrotbäume gefüttert habe und die prima damit gewachsen seien, und dann kommt die Geschichte vom

verlorenen Sohn nochmals hoch, der, wie es in der Bibel heisst, mit den Schweinen zusammen Johannisbrotschoten gegessen habe. Dieses Framing ist noch heute nicht ganz verrochen. Vom Gebrauch der wertvollen Schoten als menschliche Ernährung erzählt er nichts, hingegen sagt er, dass Carobschoten Ausgangsmaterial für das erste Plastik waren. Man habe deren Samen verwendet, sagt Jakovos, um eine Art Plastik herzustellen, als es Plastik noch gar nicht gab. Meint er Bakelit? Muss ich noch recherchieren.

Dann nehme ich meine PET-Flasche hervor und zeige den beiden Herren - ich schätze Kostas auf 55-60 Jahre - den Kokon des Nachtfalters *Pachypasa otus* und erzähle die Geschichte dazu, von der Insel Kos, Hippocrates, der Koischen Seide, dass ich dieses Tier schon längere Zeit suche usw. Kostas erkennt das ovale Gespinst augenblicklich. Er hat solche Kokons schon an Mandelbäumen hängen sehen. Auch Jakovos, der sofort im Handy rumgoogelt, findet ein Bild der Raupe und erinnert sich ebenfalls an dieses Insekt. Einen griechischen Namen können sie mir nicht sagen. Er heisst in Wikipedia einmal Pistazienspinner und dann wieder einfach *Pachypasa otus*. Seltsamerweise behauptet man, seine Raupe fresse auf Mandel und auch auf Steineichen aber die Pistazzie wird nicht erwähnt, während doch beim deutschen Namen Pistazienspinner die Erwähnung des Futter unnötig ist. Ich habe mich da ge-

fragt, ob Wikipedia eigentlich Einträge zum selben Thema, die in verschiedenen Sprache abgefasst sind, nicht miteinander synchronisiert. Ich meine, man darf ja unterschiedliche Aspekte durchaus gelten lassen, aber so krasse Inkongruenzen sind überraschend. Der Autor, der in Wikipedia zu einem Thema schreibt, sollte doch zumindest fähig sein, die Artikel zu seinem Thema in anderen Sprachen vergleichend heranzuziehen. Mit ein bisschen natürlicher Intelligenz müsste das doch möglich sein. Wir dürfen uns vom Gejubil über Künstliche Intelligenz nicht blenden lassen. Es wäre ein Kinderspiel, eine kleine Programmschleife zu programmieren, um verschiedensprachige Einträge zu ein und demselben Thema abzugleichen, oder zumindest auf Differenzen hinzuweisen. Vielleicht ist künstliche Intelligenz einfach nur ein Krückenwort für verlorene Intelligenz.

Nun erwähne ich noch das Thema Wiederaufforstungen, das soeben als wichtiges, griechisches Umweltprojekt aufgegleist wird, seit ein paar Jahren schon, mit Futtertrögen aus einem EU Fonds. Ob es das auf den Inseln hier auch gäbe? Ja, sagt Kostas, da sei er gerade dran. Aha. Mit welchen Bäumen denn? Er sagt mit Oliven. Wieso Oliven? Weil die angepasst seien. Dann wende ich ein, dass aber Carob und Pistacia lentiscus viel besser geeignet seien. Aber Kostas sagt, er meine die wilde Olive. Ich

bin da ein wenig skeptisch. Sind da vielleicht noch andere Subventions-Zückerchen im Hintergrund? Meine Bemerkung, dass die Carobfrucht ein gewichtiger Trend sei und es zu wenig Angebot gibt, während Jakovos doch behauptet, es gäbe niemanden, der sich dafür interessiert, wird abgeblockt. Das stimme so nicht. Der Baum könne einfach nicht maschinell abgeerntet werden, wie die Olive und Pistazie und andere, die man rütteln und schütteln kann. Das Holz des Carob-Baumes sei zu fragil und breche rasch. Deshalb sei die Ernte arbeitsaufwendig. Mit lange Holzstecken und einer scharfen Gertel am Ende, wie mir Jakovos erklärt.

Dann frage ich Kostas, wie er denn bei nur 50 Zentimetern Jahresniederschlag Aufforstungen machen wolle, vor allem in Sommer. Er erwähnt ein patentiertes Gebastel, das man an urbanisierte Beduinen in Dubai und an andere Wolkenkratzern-Bewohnern und Naturtheoretikern verscherbelt, um ihre Wüsten zu begrünen. Völlig lächerlich. Man pflanzt den Baum in einem Plastikring der mit Wasser gefüllt, mit einem Plastikdeckel versehen und mit Schläuchen und Löcher verbunden ist, die das Wasser langsam abgeben, usw. Ja, sage ich, davon habe ich gehört und mich aber gefragt: "Was ist denn mit dem ganzen Plastikmüll, wenn der Baum mal grösser wird?" Kostas schaut mich fragend an: "Man zerstört ihn."

Ob er schon vom Bewässerungssystem der Ollas gehört habe? Nein. Ich erzähle von den amphorenartigen halbgesinterten Tontöpfen, die man in den Boden einlässt und durch die sehr langsam Wasser an die umgebende Erde abgeben wird. Davon hat er noch nicht gehört, aber er kenne in Athen jemanden der Amphoren für Wein noch herstelle. Ja, aber das sei etwas anderes, das sei bei 1200 Grad gebrannt, damit der Wein nicht ausläuft. Aber für Ollas brennt man nur mit 600 Grad, gerade so, dass sie Wasser abgeben, ganz langsam. Mit dieser Technik baue man auch Tongefässe um Wasser zu kühlen. Das funktioniert prima. Je trockener die Luft, desto besser.

Und dann erwähne ich noch, dass ich einen schönen Ort suche, um zumindest den Winter zu verbringen, Off grid, kann auch ohne Strom und ohne Wasser sein, aber an einem sehr schönen Ort mit einem grossen Garten. Als ich mich verabschiede sagt Kostas, er sage mir morgen, wie sein Plan sei. Wir müssen uns unbedingt in Lipsi nochmals treffen, wo ich denn übernachtete. Im Angela Studio, sage ich. Da sei ich schon einmal gewesen. Ob ich denn mit jemandem geredet habe. Nein, nur mit Angela und mit dem herzlichen Wirteehepaar der Taverne "Cafe du Moulin" hinter der Kirche, auf französisch. Nein, sagt Kostas, er meine, ob ich mit einem Makler gesprochen habe, einem Immobilienmenschen. Nein, ich wolle mir nur

die Insel anschauen, weil Jakovos mir von ihr erzählt habe. Aber im nahen Umfeld im Hafenstädtchen Lipsi ist mir alles zu touristisch, zu zersiedelt, zu leer, zu verkabelt. Ich suche kein Ferienhaus. Er hätte da vielleicht was, sagt Kostas, ein Steinhaus mit Garten, aus Familienbesitz. Aber es sei nicht zu verkaufen, eventuell zu mieten oder zu pachten. Morgen verrate er mir mehr über seine Reisepläne.

Nun frage ich auch Kostas: "Was bedeutet Agathos auf griechisch?" Kostas sagt: "Das Gute, Aufrechte, eine tugendhafte innere Haltung." Jakovos ahnt worauf ich heraus will und schaltet sich sogleich ein. Er sagt: Agathonisi kommt vielleicht nicht von Agathos sondern von akantodini, was bedeutet, stachelig, dornig, was weh tut auf der Haut. Was sticht. Er erklärt das mit Spitzen, die in seiner Hand einen Schmerz verursachen. Bei nisi, was Insel bedeutet, müssen wir nicht streiten, aber ob Agatho von Agathos kommt oder von dem ähnlich klingenden Wort für stachelig und deshalb in Richtung schmerzhaft zielt bleibt offen.

Ja, Naivität kann auch stachelig sein, aber die positive Grundeinstellung des Narren, seine kindliche Vorurteilslosigkeit und scheinbar blinde Zuversicht, Hans im Glück, wenn man so will, trägt auch das potentiell schmerzhaft in sich. Jedoch nur dann, wenn man die Weltwirklichkeit mit Vorstellungen von ihr vergleicht. Ein Narr aber hat keine Vorstellungen. Auch keine Utopien.

Am Abend koche ich mir etwas. Ich habe im Proton-Markt eine getrocknete Pilzmischung gekauft, brate Knoblauch mit Zwiebeln an, etwas Chili, Pfeffer, in Butter, Salz dann lösche ich mit den eingeweichten Pilzen. Steinpilz. Champignon, Shiitake und Herbsttrompete ab, lasse einkochen bis zurück zum Butter und gebe dann einen halben Liter Rahm dazu und lasse eindicken.

Es dampft, aber ich rieche nichts. Meine Nase ist gehörlos geworden. Ich bin enttäuscht, denn ich weiss wie sowas riechen und schmecken müsste. Mein Vorteil. Andere würden sagen, egal, es riecht eben nach nichts. Die Nudeln werde ich auch noch dazu geben. Aber ich werde das erst essen, wenn ich wieder rieche was es ist. Also werde ich zwei Behälter füllen, sie im Kühlschrank einfrieren und erst wieder hervor nehmen, wenn ich rieche, was es ist. Das schulde ich meiner Erwartung, die auf Erfahrung basiert. Ich schulde das meiner Erinnerung. Es ist absolut inakzeptabel, Zeugs zu essen, das nicht nach dem riecht, was es ist. Am Essen den Duft zu ignorieren ist ein Verhalten, das sich diejenigen erlauben können, die aus purem Hunger essen. Ich nicht. Noch nicht. Also darf ich mir das Fasten leisten, bis meine Sinne wieder schmecken und riechen, was die Natur mir schenkt.

Den Verlust meiner Geschmacksempfindung habe ich erste jetzt bemerkt. Da ist also etwas in meinem Körper

im Umschwung, was ich nicht mit Essen fördern kann, sonst würde mein Körper signalisieren, dass er sich das wünscht. Jetzt aber nicht.

Beim Alkohol ist das etwas anders. Ich trinke zwar Rotwein, den Nemea, der mir schmeckt, aber wenn ich ehrlich bin, muss ich gestehen: Ich schmecke ihn nicht, ich realisiere bloss seine Wirkung, den Rausch, die Berauschung und dass bei Drogen offenbar andere Mechanismen wirken. Die Berauschung übertönt Genuss und Geschmack. Meist redet man den Genuss schön, wenn man drogenabhängig ist: die schön farbigen Bilder, die Erregung, das Blah Blah, die Erleichterung, das Gefühl von Leichtigkeit, Selbstbeherrschung, Autorität und Dominanz im Sein, alles Blah Blah. Aber einen Schluck nehm ich noch. Die Einbildung, glücklich zu sein, ist ein Trost. Vom Erwachen reden wir später. Morgen ist auch noch ein Tag. Acht Uhr in der Villa Zacharo.

25. Januar

Um Acht Uhr bin ich in der Villa Zacharo wieder der Erste. Roula redet nur flüsternd, mit dem Finger vor dem Mund. Ich ahme sie nach und lache: "Es ist acht Uhr, Roula! Die Sonne ist eben aufgegangen am blauen Himmel!" Ich solle frühstücken, flüstert sie. "Nein," entgegne ich, "das mach ich erst, wenn Kostas und Jakovos auch früh-

stücken. Aber ich nehm gerne eine Tasse Kaffee. Kostas wacht um 8.30 auf und wir haben sogleich ein intensives Gespräch, das ich abgekürzt so zusammenfassen kann: Er ist geboren auf Lipsi, mit einem Grossteil seiner Familie in den 80-ern nach Ohio, USA, gezogen, dort war er Immobilienhändler, ist vor 10 Jahren zurück gekommen auf seine Heimatinsel, wo seine Familie noch viel Land und ein paar Häuser besitzt. Da versucht er seither mit einer Organic Farm zu überleben, eigenem Wein und allerlei Therapieangeboten, im Sinne von Permakultur, Gruppendynamik und Handyentzug in einfachsten Umgebungen. Mehr oder weniger übergibt er einer Gruppe von maximal zehn, meist jungen Leuten, seine Farm und sagt ihnen: Das ist jetzt euer Bauernhof, sorgt nun gut für ihn und für uns alle. In zwei Wochen kommt dann die nächste Gruppe aus Frankreich, Italien, Oesterreich usw. Kostas muss noch einiges einrichten. Es zeigen sich sofort gemeinsame Interessen. Die Oelpresse und Käserei ist aber noch geschlossen, das finde ich auch schade, denn die Käseherstellung würde mich interessieren und Kostas sagt dass er mir zeigen werde, wie es geht.

Morgen aber muss er zuerst noch zum Zahnarzt und kann erst auf die Mittagsfähre, den Katamaran der Dodekanisos Seaways gehen. Das werde ich auch machen. Ich sage, dass ich ebenfalls mit diesem Schiff nach Lipsi kom-

me, im Angela Studio ein Zimmer nehmen werde und dann für Besichtigungen zur Verfügung stehe. Ich möchte nicht seine Zeit stehlen. Aber ich merke, dass er selber sehr interessiert ist, weil ich von meinen Pilzen und Insekten und den Mastix und Raupen und Aufforstungsideen berichte und auch von Agathonisi. Falls ich da was mache, könnten wir vielleicht zusammen arbeiten. Jakovos ging unterdessen die Hühner füttern. Kostas und ich besuchen den prächtigen Garten der Villa Zacharo, üppig bewachsen mit Salat, Broccoli, Blumenkohl, Gewürzen. Dann kommt Jakovos dazu und klagt, dass der Wind einen alten Zitronenbaum zerrissen habe. Tatsächlich ist der Stamm des Baumes gespalten. Allerdings war er am Fuss schon schwer von Pilzen und Bockkäfern zerstört. Dieser Baum ist über 100 Jahre alt, sagt Jakovos. Er trägt aber auch jetzt noch hunderte gelbleuchtende Früchte. Ich nehme ein paar mit. Ja, nimm soviel du tragen magst, ruft Jakovos. Nimm! Beim Verabschieden komme ich nochmals auf Agathonisi zu sprechen. Wo denn die Dornen zu finden seien, frage ich Jakovos; an welchen Bäumen die auf Agathonisi wachsen. Ich hätte da auch keine Feigenkakteen gesehen, jedenfalls nicht mehr als auf Patmos. Und soviel ich weiss ist der Feigenkaktus eine Art die man vor 2000 Jahren noch nicht kannte. Also kommt mit, sagt Jakovos und geht zu einem Zitonenbaum. Daran hat es einige, bis 5 cm lange sehr har-

te und sehr spitze Dornen. Siehst du, das ist ein Anxon, ein Dorn. Ankathotos heisst dornig. Aber, protestiere ich, wenn das so ist, warum hat man denn die Insel nicht Zitroneninsel genannt, und lache. Jakovos lacht mit.

Zurück im Appartement denke ich: So! Jetzt gehts also los nach Lipsi, zur Insel des Schleiers der Kalypso und nach Agathonisi, der Insel, die noch irgendwie zwischen Naivität und Dornigkeit hängt. Das sind ja alles richtig odysseische Aussichten. Segel setzen!

26.Januar

Die Maklerin schreibt mir, dass sie zuerst den Mandatsvertrag benötigt. Das werde ich ignorieren bis ich erneut auf der Insel, war um mir alles genau anzuschauen.

Mit Kostas nach Lipsi. Er war beim Zahnarzt, hat er mir gesagt, Er hat einen Blechkanister mit Olivenöl dabei, den er von Jakovos erhalten hat und drei Taschen Gepäck. Das Schiff geht zuerst nach Agathonisi. Wer ist mit uns auf dem Schiff? Ausgerechnet Bischof Amfilochios mit mehreren Mönchen und Frauen. Zerbrechlich. Kostas hilft Amfilochios beim Aussteigen. Es sind zehn

Selbstportrait im Spiegel: Wenn der kondensierte Dampf aus Mund und Nase auf dem Spiegel langsam verdunstet, tritt man sich wieder durch einen Schleier immer klarer entgegen

Personen. Kostas kennt Amfilochios persönlich. Gestern habe er noch eine Messe besucht im Frauenkloster. Der ehemalige Bischof von Neuseeland und seine Entourage steigen in Agathonisi aus. Ich sehe das Gebäude von Marias Appartements kurz durch die vom Salzwasser getrübten Scheiben. Ist es da, wo es mich hin will?

Kostas und ich. Wir reden die ganze Zeit. Ich stelle meine Sachen ins Zimmer, richte den Computer ein, besichtige die Dimtris Farm. Sehr einfach alles und zugewachsen, die Auberginen, Spinat, überwuchert. Es hat viel Brennesseln, einige Mandelbäume. Die Weinstöcke sind ziemlich verwildert, man muss sie dringend zurückschneiden. Viel Arbeit. Davon kann man hier nicht leben. Volunteers sind gefragt. Denen gefällt die Arbeit. 98 Prozent sind Frauen, sagt Kostas. Dann besichtigen wir ein zweites, romantisches Gelände am Fuss des Kalypsohügels. Da oben sind die Überreste der Burg. Und bei der Wunderkirche von Maria in der eine gemalte weisse Lilie einer Ikone jedes Jahr blüht, stand wohl früher ein antikes Gebäude, ein Tempel oder so.

Man muss sehr aufpassen beim Graben, sagt Kostas, weil überall Fundstücke aus alter Zeit zum Vorschein kommen. Deshalb sei es vielerorts verboten zu bauen. Und

wenn man baut, dann muss vorher ein Archäologe kommen, der den Aushub begutachtet. Tausende Jahre haben hier Menschen gelebt, Odysseus ganze neun Jahre lang, weil er von den Verführungskünsten der Königin Kalypso gefesselt war, Calypso heisst Schleier. Man ahnt, was gemeint ist. Das Lüfte des Schleiers ist die Kehrseite zu den Horror- und Untergangsfantasieen, die man mit der christlichen Apokalypse verbindet, was ja übersetzt ganz genau heisst: Entschleiern.

Sie können dies als Leser sehr wohl miterleben hier. Die Schrift ist auch eine Art Schleier hinter dessen Selbstbe Spiegelungen wir gelangen müssen, um die Wirklichkeit des Beschriebenen zu erleben.

Kostas heisst mit Nachnamen Makris. Der Name kommt daher, dass in seinem geschlecht alle Familienmitglieder zwei Meter gross sind und noch grösser. Nur er, Kostas sei klein gerate, bloss ein Metzger achtzig.

Kostas war ein umtriebiger Immobilienhändler in Ohio, sagt er, zusammen mit seinem Bruder. Sie haben lokale Restaurants aufgebaut vermietet und verkauft. 300 Mitarbeiter hätten sie gehabt. Auf Lipsi besässe er ein Property von 280'000 Quadratmetern, das er ursprünglich überbauen wollte mit Ferienappartements. Doch dann wurde sein Bruder schwer krank, nachher sein Vater und seine Mutter starb Seine Energie war weg. Nichts ging mehr. Seine

Mutter habe gewünscht auf dem alten Bauernhof der Familie in Lipsi zu sterben. Das ist ein Steinhaus mit Garten. Er, Kostas, hätte seine Mutter da betreut.

Auf der Farm habe ein sehr alter Esel gelebt, sicher 40 Jahre alt. Er war stets mit einem Seil an einem Baum festgebunden. In der Nacht, nach dem Tod seiner Mutter, hätte sich der Esel von seinem Seil befreit. Er sei, offenbar dem Geruch folgend, zum Haus gegangen wo er, Kostas, und einige Volunteers geschlafen hätten. Der Esel habe mit seiner Nase an die Türe von Kostas Zimmer gestubbt und leise geklopft. Als Kostas nachschaute, sei der Esel langsam in die Nacht hinaus spaziert und Kostas sei ihm gefolgt. Bei dem Baum, an welchem er angebunden war, hätte sich der Esel auf den Boden hingelegt und sei gestorben. So waren beide seine Lieben, Mutter und Esel in einer Nacht ins Jenseits entschwunden..

Morgen werde er mir das Gelände zeigen und seine Ideen dazu darlegen. Um 10 Uhr solle ich bei seinem Haus sein, ein paar schmale, enge Zimmer, grad neben der Metzgerei im gedrängten Kern von Lipsi auf dem Hügel der Kirche von Saint John the Theologian, sprich Apostel Johannes. Kostas hat keine Frau und keine Kinder. Vier mal war er eng liert mit einer Deutschen, einer Schwedin aber es hat nie gepasst. Er ist Jahrgang 1966 also 58.

Der Staat habe ihm 600000 Euro geben wollen, um die Überbauung zu machen, erzählte mir Kostas später. Er habe abgelehnt. Sonst wäre er ja nur wieder gefangen gewesen in den Abhängigkeiten, dabei wolle er eher loslassen. Aber er habe viel Geld verloren, um das Terrain zu terrassieren und um Steine zu entfernen. Die Steine habe er verkauft, aber niemand habe sie ihm bezahlt. "Vielleicht ist es gut, dass die anderen bei mir Schulden haben", sagt Kostas.

Ich esse im Cafe Moulin, wo ich der einzige Gast bin und herzlich empfangen werde vom Ehepaar, das so gut französisch spricht. Ein Kalamares mit griechischem Salat. Köstlich. Aber viel zu grosse Portion für mich. Ich muss auf meinen Esel hören. Meinen Fuss werde ich schonen.

Jetzt ist es 18.30. Ein Greek Coffee kommt mit medium Sugar. Nachher ist es Zeit heim zu torkeln. Wegen dem Fuss werde ich in den finsternen Gässlein hinunter zum Hafen schwanken wie der Glöckner von Notre Dame. Sehen wird mich niemand. Sogar für Fledermäuse ist es jetzt zu kalt. Nur 8 Grad.

27. Januar

Angela macht Omeletten. Sie hat gerade den Incense angezündet und begrüsst mit Rauch eine Ikone, die sie hin-

ter dem Geschirr auf der Abtropfe versteckt hat. Angela ist eingehüllt in eine dicke Daunenjacke mit Halstuch wie auf einer Polarexpedition. Auch das Hündchen von Angela, ein Mikrowesen, eine ältere Dame, trägt einen Pull-over, rot, mit Aufdruck „In-style von Vitakraft“ Das Tier ist kurzhaarig mittel Kaffeebraun mit einem herzförmigen, weissen Schlagrahmfleck auf der Stirne. Sie ist immer bei mir. Die Hundedame heisst Berta, ein Pekinese, sagt Angela.

Gestern hatte Angela mir eine kleine Schale mit Milchreis und Zimt aufs Zimmer gebracht. Ich sah das erst kurz bevor ich zu Bett ging. Dann suchte ich einen Löffel, fand aber keinen. Erst heute morgen grabe ich in einer Schublade nach und finde, ganz nach hinten gerutscht, einen kleinen Löffel und esse die Hälfte während ich meine Emails checke. Kostas hat mich heute mehrmals ermahnt, nicht zu viel davon zu reden, was ich vorhabe.

29. Januar

Heute morgen besuche ich Jakovos, nachdem ich ihm das Mandat weitergeleitet habe, das mir die Maklerin der in Agathonisi ausgeschriebenen Objekte zugesandt hatte. Jakovos schreibt sofort zurück, ich solle nicht überhasten, nichts unterschreiben, sondern zuerst mit dem Bürgermeister von Agathonisi reden und vor allem mit dessen Sohn, der Kostas heisst. Zuerst gehe es darum, heraus zu

finden, ob irgendwelche Probleme auf den Objekten lasten. Genau meine Absicht. Ich berichte Jakovos kurz von Lipsi, dass Kostas Familienbesitz um Agios Konstantinos fantastisch sei, aber ich nicht sicher sei, ob er selber Hilfe oder Geld braucht, dass er mit mir zusammen war. Ich glaube, dass er belastet ist und vielleicht nicht ganz frei. Ich solle nichts unterschreiben wiederholt Jakovos. Er kennt Leute, die helfen können, wenn ich meine Entscheidung getroffen habe. Aber vorher solle ich mir Zeit lassen, alles genau anzuschauen. Es ist exakt das, was ich auch spüre.

Wie nebenbei erwähnt Jakovos, dass er eine Frage hätte wegen Farben. Und zwar geht es um die Renovation des grossen Namensschildes des Hotels Villa Zacharo auf dem Dach, das sichtbar sein soll für Leute, die das Hotel suchen. Das grosse Brett, etwa 120 x 200 cm und die aus Sperrholz ausgesägten Buchstaben, sind bereits abmontiert, auch schon oberflächlich abgeschmirgelt und liegen bereit für eine neue Bemalung und Montage. Wir steigen zusammen auf das Flachdach des Hotels, wo auch eine neue Solaranlage montiert ist, um das Brett und die Buchstaben durch das Hoteltreppenhaus hinunter zu tragen. Im Moment erzeugt die Solaranlage 5158 Watt elektrische Leistung, wie ich auf dem MPPT Regulator sehe. Es ist eine kleine kompakte Anlage, die ans Stromnetz angeschlossen ist und also ohne Batterien auskommt.

Jakovos erklärt mir, dass er die Buchstaben des Hotel-schildes so bemalt haben will, wie sie schon zuvor waren, aber er weiss nicht, was das für Farben sind. Der Namenszug HOTEL ist in einem dunklen Bordeauxrot, sagt er. Für mich ist eher ein leicht blauchstichiges Granatapfel-Purpur, dunkles Royal Purple. Die Farbe der Schrift "Villa Zacharo", nennt Jakovos Mustardine, also senfgelb, was für mich nicht stimmt. Ich sehe Farbreste, die klar von Senfgelb weg gehen und eher Safrangelb mit einem Stich ins Orange sind. Jakovos möchte, dass diese Buchstaben so bemalt werden, aber er weiss nicht, wie er diese Farben definieren soll. Mein Job. Ich sage ihm, dass wir eine Referenz brauchen für diese Farbwerte, die ihm vorschweben, damit wir ein Muster machen und es begutachten können und dann entscheiden, es zu malen. Also gehen wir zusammen zum Farbladen. Jakovos benötigt sowieso noch ein neues Schloss für ein Zimmer. Ich rate ihm, einen der Buchstaben als Muster mitzunehmen, vielleicht haben die Leute da für die Farbmischungen einen RAL-Katalog mit Farbmustern oder so. Ich kenne den Laden bereits, weil ich da früher schon Farben für mein Bild gekauft habe. Aber Jakovos hat dies bereits wieder vergessen.

Direkt neben dem Laden, der nur ein paar Schritte vom Hotel entfernt liegt und in welchem es alles gibt was man

braucht für Bau und Inneneinrichtung, findet er das Schloss aus Messing, aber die Frau sagt, der Chef sei grad weg und sie findet keine RAL Farbkarte. Ist kein Problem sage ich, das kriegen wir schon hin. Zurück im Hotel sage ich, dass ich doch meinen Malkasten mit den Acrylfarben das letzte Mal hier gelassen habe. Tatsächlich ist noch alles da, so wie ich es vor einem Jahr zurück gelassen hatte. Am Abend käme ich zurück, sage ich Jakovos und bringe dann die Farbmuster mit zur Begutachtung. Er könne dann sagen, ob das die Farben seien, die ihm vorschweben.

Im Appartement angekommen sende ich ihm noch die RAL-Farbcodes zu den Farbtönen, die mir vorschweben. Er schreibt sofort zurück: Thanks.

Um 17.30 Uhr gehe ich ins Hotel Villa Zacharo. Es ist ein höchst anregender Abend, im Frühstücksraum, unter dem letzten Bild von Michailis, genannt Mimi. Auch Jakovos nennt ihn nun mir gegenüber so. Ich höre, dass die Farben für das Hotelnamensschild höchstpersönlich von Mimi ausgewählt worden sind. Während wir über Gott und die Welt reden und über Farbe, und Homoehe und Mönche und Frauen und Matriarchat und Patriarchat, zeigt mir Jakovos die Farbe des Tischtuches, das unter dem Papiercover verborgen und geschützt ist. Es ist ein warmes Naturcotton-Beige, so, wie die Grundbemalung des Hotelschildes, das eben nicht weiss ist, sondern wie ein leicht holzhalti-

ges Werkpapier in einem alten Bleidruckbuch. Jakovos findet meinen Farbton für das Royal Purple sehr treffend. Für das Saffrangelb der Buchstaben habe ich zwei Varianten vorbereitet, von denen eine eher dem Orangen zu neigt und die andere eher einem Sonnenenblumengelb, Jaune fonce. Genau dazwischen soll es sein, meint Jakovos und nun ruft er, wie ich schon lange vermutet habe und es auch wirklich schätze, Roula herbei, die uns zuvor Tee serviert hat, Datteln, Oliven und griechisches Knäckebrötchen. Sie schaut sich die Farben genau an und ist einverstanden mit der Auswahl. Damit die Buchstaben auf der cremeweissen Tafel besser sichtbar sind, sollen sie etwa zwei Zentimeter über dem Brett schwebend angebracht werden und ich schlage ausserdem vor, die Seiten der Buchstaben, schwarz anzumalen, um sie bei Seitensicht zusätzlich abzuheben vom Untergrund. Man könnte auch Lampen anbringen, um die Buchstaben zu beleuchten, aber darauf geht Jakovos nicht ein, also halten wir es simpel. Ich bin nicht sicher, ob es wirklich nötig ist, den weissen Hintergrund zu tönen. Eine Vergilbung wird ja automatisch passieren. Ausserdem erwähne ich vorläufig noch nicht, dass man die Rückseiten der Buchstaben ebenfalls einfärben könnte, damit das Eigenlicht auf das Weiss der Tafel geworfen wird, aber das ist vielleicht zu kompliziert, um es zu erklären. Oder vielleicht später.

Bevor ich gehe, sagt Jakovos, er gebe mit den Schlüssel für den Raum, wo ich malen könne, gleich neben dem Farbladen. Der Lagerschuppen gehöre dem Kloster und er werde nur genutzt, um altes Gerümpel zu deponieren. Es verwundert mich überhaupt nicht, dass Jakovos diesen Schlüssel hat. Es ist ein goldener Bartschlüssel, wie von einem Wandschrank stammend. Bin schon gespannt, wie es darin aussieht. Für mich eine tolle Sache. Ich habe morgen etwas zu tun, denn das Wetter ist für die Schifffahrt nicht ideal. In Athen schneit es und seine Tochter habe Jakovos gefragt, wo er die Schneeketten versorgt habe. Ausserdem zeigt er mir seine Seewetter-App auf dem Handy, mit den knallroten Gefahrenströmen von Norden her, Beaufort 9-10! Ein bisschen westwärts der Dodekanesen, geht gerade gar nichts mehr. Mein Plan, am Mittwoch erneut nach Agathonisi zu fahren, ist nicht realisierbar. Aber am Freitag bessert es, sagt Jakovos, dann lässt die kalte Strömung nach. Ich verstehe nun auch was hier kalt heisst. Wenn man ein bisschen heizen muss, wobei die Griechen das ganz pragmatisch lösen. Jakovos hat, wie ich, eine Fleecejacke an oder zwei und trägt eine Baseballkappe. Er sieht damit aus wie der in höhere Alter vorgerückte, relaxte Robert de Niro. Er hat ja auch etwas von diesem Charakter des gütigen Patriarchen wie etwa in "Meet my parents", mit einer leicht homophoben und und

wir würden sagen vernunftübertünchen Prüderie. Gleichzeitig aber schwärmt er von einem Buch über Sappho, über die immaterielle Ästhetik der Schönheit, die unbefleckt ist von niedrigen Motiven usw.

Wir reden lange über einen seiner besten Freunde, der mit ihm in der Patmian School war. Dieser Freund hatte damals ihn, Jakovos, der jung und interessiert war am Duft der Schönheit, gewarnt vor Frauen, er solle sich von ihnen fernhalten und "sauber" bleiben. Später sei der Mann Mönch geworden, was heisst, dass er die Ehelosigkeit versprechen musste, um eine klerikale Karriere einzuschlagen. Als Jakovos später seinen Mönchsfreund in England besucht habe, habe er bemerkt, dass eine Frau bei diesem ein und aus ging und sah, dass sein Schulfreund diese Doppelmoral ertrug, was für Jakovos unerträglich war. Er sagte seinem Freund: Lass doch dein Mönchstum sei und komm raus, was dieser aber nicht konnte. Also verliess Jakovos ihn, obschon der Mönch ihm eine Wohnung und eine Arbeit vermittelt hatte. Das ist einfach unmännlich, sagt Jakovos, unehrenhaft.

Ich habe nicht gewusst, dass orthodoxe Priester zwar verheiratet sein dürfen, Mönche aber nicht. Dass aber auch kein Priester Bischof werden oder in der Hierarchie des Klerus aufsteigen kann, sondern nur Mönche. Und so kurv-

ten unsere Gespräche um Saphho, die matriarchale Urkultur Kretas bis zu dem neuen Gesetz, das Homoehen und sogar Adoption von Kindern durch gleichgeschlechtliche Paare erlauben soll, von den Buchstaben des Hotelschildes von Safrangelb mit Orangstich und Royalpurple und Biblical blue, Thekelet Das Leben ist so kurz. Man muss sich auf das konzentrieren, was in der Nähe liegt. Hätten wir jetzt noch Alkohol getrunken, wäre das wohl eine lange Diskussion geworden.

Jedenfalls freue ich mich, nun das Hotelschild der Villa Zacharo malen zu dürfen. Und ich hoffe, dass es Mimi gefällt. Ich bin ganz sicher, dass er es Roula wieder im Traum berichten wird. Also kann nichts schief gehen. Im schlimmsten Fall, malen wir es dann einfach neu, bis es ihm gefällt.

30. Januar

Der kälteste Morgen bisher, um 6 Grad, starker Nordwind rüttelt. Die Sonne scheint aber ab und zu zwischen den Wolken hindurch. Ich spaziere zu dem Lagerschuppen, wo ich arbeiten kann. Es ist ein quadratisches gemauertes Gebäude. Der Schlüssel passt. Drinnen hat es religiösen Grümpel, Messingleuchter, geschnitzte Pulte und Kästen, Staub, Scherben, Durcheinander, Kartons mit Keramikplatten. In einer Ecke richte ich meine Schriftenma-

lerwerkstatt ein. Da hat es einen kleinen Tisch und einen Van Gogh Flechtstuhl.

Danach gehe ich zur Villa Zacharo. Nur Adonetta ist da. Ich hole die Buchstaben für den Schriftzug . Das grosse Brett kann ich nicht alleine tragen, es ist sogar grösser als zwei Meter lang und etwa 130 cm hoch.

Ich werde am Nachmittag wieder kommen und das Brett mit Jakovos zusammen zu dem Schuppen schleppen. Im Handwerkerladen kaufe ich Spachtel, Kleber, Schleifpapier. An einigen Buchstaben gibt es viel zu reparieren, die Schichten des Sperrholzes sind aufgequollen und müssen neu zusammen geklebt werden.

Danach kehre ich zu meinem Appartement zurück und lege mich etwas hin. Um 14 Uhr spachtle ich die Risse in den Buchstaben und besuche danach Jakovos, der gerade am Uebersetzen des Textes von Sichora ins Griechische ist. Wir transportieren zusammen das grosse Brett zum Lager. Gestern habe er eine Diskussion gehabt mit Freunden, berichtet Jakovos. Diese hätten gemeint, man soll die Schrift HOTEL in Blau malen, was eine traditionelle Farbe sei, aber am Schluss sei Jakovois dabei geblieben, das Bordeauxrot zu nehmen, das wir bereits festgelegt haben. Zurück in der Villa Zacharo lädt uns Roula ein zu einem Zvierei. Es gibt Rosenkohlblüten mit Ei und Broccoli, mit Frischkäse, den Roula selber aus Milch und Essig herstellt,

wie es hier Tradition ist. Jakovos erzählt, dass seine Mutter in Kreta ebenfalls so Käse hergestellt habe, indem sie die frische Ziegen- und Schafmilch bis zu einer exakt festgelegten Temperatur auf einem Holzfeuer erhitzt habe und dann nur wenige Tropfen Essig dazu gegeben habe, worauf die Milch sofort geschieden sei und die Masse in einen geflochtenen Korb gepresst wurde, wo die überflüssige Molke austrat. Aber mit dem Holzfeuer habe alles viel besser geschmeckt, sagt Jakovos. Auch der Kaffee. Es gibt noch frische Mandarinen und Orangen, alles aus dem eigenen Garten; und natürlich Oliven von Jakovos Hainen in Kreta. Morgen werde ich nun mit dem Schleifen und Grundieren beginnen mit einem Nitrogrund, um die Buchstaben aus Sperrholz etwas zu konservieren und einen festen Grund zu haben für den Auftrag der Farbe. Ich habe ja jetzt Zeit. Das Wetter wird am Weekend wärmer und sonnig. Ich kann also am Freitag oder Samstag nach Agathonisi gehen.

In meinem Appartement ist es jetzt spürbar kalt. Ich muss den Elektroofen durchgehend laufen lassen auf der ersten Stufe. Den Spalt zwischen den beiden Flügeln der Eingangstüre habe ich mit Klebeband verschlossen, weil dort viel kalte Luft eindringt, die die Arbeit der Heizung zunichte macht. Mein Fuss ist dankbar, dass ich etwas Ru-

he gebe. Die Ueberdehnung hat sich wieder verspielt. Ich werde etwas Musik hören und dann viel Schlafen und Träumen.

Am nächsten Morgen: Grundierung mit Primer. Dann Mittagessen bei Jakovos und Roula. Es ist Mittwoch, deshalb gibt es kein Fleisch, sagt Roula halb entschuldigend. Ich sage ihr, dass ich 25 Jahre Vegetarier war, bis ich vor zehn Jahren mit Entomophagie begann. Es gibt Blumenkohlblüten mit Zitronensaft und eine ganz dicke ausgezeichnete Bohnensuppe mit weissen Bohnen, Dazu Oliven und von dem Frischkäse, den Roula selber macht. Der Tisch in der Küche ist bedeckt mit einer Plastikfolie unter der sich hunderte von Heiligenbildern befinden, die Roula zusammen getragen hat. Es sind auch Bildern von Mönchen, Panagias darunter, alle Spielkartengross und in freier Anordnung, nicht festgeklebt, sondern gleichsam wie eine Tarotauslage so hingelegt, dass jeder, der am Tisch sitzt, vor sich angeschaut wird von einem ganzen Publikum von Heiligen. Aber die Präsentation hat nichts Ehrfurcht erregendes. Es ist ein Alltagsdekor, ohne bedeutungsschwangeres Getue drumherum. Zum Essen gibt es einen Löffel und eine Gabel, keine Messer. Und als Serviette den Abriss einer Küchenpapierrolle.

Adonetta kommt mit einem Zettel, vermutlich einer Rechnung, die sie Jakovos zeigt. Nach langem hin und her

stelle ich mir vor, dass es um eine Handyabo geht. Aber es ist eine Elektrizitätsrechnung. Ich frage Jakovos, ob er zufrieden sei mit der Installation seiner Solaranlage auf dem Dach. Er bejaht ohne wenn und aber. Die aktuellen Werte hat er immer auf dem Handy, weil das der Monitor seines Hotelverbrauchs von Strom ist und anzeigt wieviel Energie er ans Netz liefert.

Vor der Installation der Solarpanels bezahlte Jakovos etwa 15'000 Euro pro Jahr für Strom, vor allem wegen den energiehungrigen Klimageräten, aber etwa gleichviel im Sommer wie im Winter, obschon im Winter deutlich weniger Leute im Hotel sind, aber das Heizen Strom frisst.

Jetzt spare er mit der Solaranlage rund 10'000 Franken pro Jahr. Unglaublich! Das hätte ich nicht gedacht. Das heisst er deckt nun zwei Drittel seiner Energiekosten mit der Kraft der Sonne. Was denn die Anlage gekostet habe, frage ich und auch da bin ich erstraut: 15'000 Euro. So wenig! Das ist ja unglaublich gut investiertes Geld, vor allem aus zwei Gründen: Das System benötigt keine Batterien, keine Laderegler und Inverter, weil es direkt am Stromnetz angehängt ist und alle überschüssige Energie ins Netz abgibt. Ausserdem hat Jakovos alle Klimaanlage ausgetauscht gegen sogenannte Invertermodelle, die bedeutend weniger Energie fressen und ohne Kompressoren auskommen, also auch bedeutend leiser sind.

Im Prinzip könne man mit einer solchen Anlage sogar Geld verdienen, wenn die Netzbetreiber einverstanden sind. Das ist eine Frage, die ich sicher in Agathonis stellen werde, denn das Appartement hat ein grosses Flachdach, wie dasjenige der Villa Zacharo und da würde eine genauso gross dimensionierte Anlage drauf passen.

Zum Dessert reicht mir Roula den Anschnitt einer butterweich gekochten Süsskartoffel, zum Auslöffeln. Ohne irgendwelche weitere Zutaten. Roula rollt die Augen beim Genuss und sagt, Jakovos möge Süsskartoffeln nicht. Mir schmeckt das ausgezeichnet. Vor dem Essen habe ich kurz eine Besichtigung des Gartens gemacht. Im Januar hat es hier alle möglichen Kohlarten Broccoli, Federkohl, Blumenkohl, Rotkohlköpfe, Zwiebeln, Salate, Zitronen, Tomaten, Gurken, Zucchetti, Spinat...Zum Umgraben besitzt Jakovos einen Motor-Tiller. Gehwege sind mit Brettern ausgelegt. Die Felder macht man so gross wie man sie will, je nachdem was man anbaut. Es gibt keine vordefinierte Beetgrösse. Jetzt werden gerade zwei drei neue Beete vorbereitet. Bin gespannt was da in einem Monat wächst. Es ist für mich völlig überraschend, wie hier die Hauptgartensaison im November beginnt und nach den kühlssten Wochen im Februar schon der Frühlingsanbau startet, der im Mai kulminiert.

EINSCHUB ÜBER KUGELSCHREIBER

Es gibt auf dem gesamten Erdball nicht genug Kugelschreiber, um all das aufzuschreiben, was einem einfällt, um genau zu sein; nicht genug Minen, wenn sie im Kugelschreiber ersetzt werden können. Weil ja ein Kugelschreiberleben nicht einfach beendet sein muss, wenn seine Mine leer ist. Man legt dann eine neue Mine ein, ein Wiedergeburtprozess. Das ist nicht einfach Gnade der Reinkarnation eines Kugelschreibergottes. Nein. Aber auch logisch, weil ja der Zweck eines Kugelschreibers nicht ist, dass er einmal leer wird, sondern dass er festhält, was man mit ihm schreibt, wobei das ja nur eine ganz oberflächliche Beschreibung des magischen Lebensinhalts eines Kugelschreibers ist.

Kugelschreiber, beim Schlusspunkt mit Linie beginnend.

Viel mehr noch, als dass ein Kugelschreiber eine schriftliche Spur oder Zeichnung von eigentlich gesprochenen Sätzen hinterlässt, ist eine Eigenschaft, die man meist vergisst, dass - im Unterschied zum bloss Gesagten und Gesprochenen - das, was geschrieben wird, auch da bleibt, wo man es hingeschrieben hat. Die Linien dürfen nicht einfach nachher machen, was sie wollen und mal dahin und dorthin wegehen, sich selber aufteilen, verklingen, verstreuen, verwehen und zu neuen Texten zusammensetzen, als wären die Linien und Lettern winzige Ameisen, die, sobald man sie aufs Papier gesetzt hat, ihrem eigenen Geschäft nachgehen. Wenn ein Einfall notiert wird, sich aber wieder entfernt, verkriecht oder auflöst in Nichts, ist er nicht aufgeschrieben und ist der Kugelschreiber auch nicht das wert, was man von ihm verlangt. Ja, man kann das mit einem Bleistift auch machen, aber da ist alles wieder kompliziert, weil dieser stumpf wird beim Schreiben und man ihn irgendwann mal nachspitzen muss, weil irgendwann, wenn die Bleistiftmine ganz abgeschabt ist auf das Papier, das Holz des Bleistiftes stört und man drücken kann wie man will, kaum mehr eine Spur auf dem Papier bleibt, es sogar eher zerrissen wird. Beim Kugelschreiber fließt die Tinte aus der Mine solange nach, bis der letzte Tropfen auf das Papier abgerollt ist und dann der Kugelschreiber nicht mehr schreibt, sondern nur noch rollt, auf

seiner Kugel rollt, ohne Farbe. Klar, man kann auch so stundenlang Einfälle aufschreiben, auch ohne Mine. Das ist möglich. Meist sieht man dann aber nicht mehr, was man geschrieben hat, was ja vermutlich die Idee war, weshalb man überhaupt damit begonnen hatte, zu schreiben. Ganz zu schweigen von der Frage, warum man überhaupt zu Schreiben beginnt, wenn man doch weiss, dass es nicht genug Kugelschreiberminen auf dem Planeten Erde gibt, um alle Einfälle aufzuschreiben. Ganz abgesehen davon dass man auch nicht wüsste, wo man anfangen sollte. Also lässt man es meist bleiben. Aber das wäre ungerecht wegen den Kugelschreibern, die ja auch da sind und warten, dass wir mit ihnen etwas schreiben. Sie würden sich sonst mit ihren vollen Minen zu Tode langweilen in ihren muffigen Schubladen, Schuletuis, zwischen den Radiergummis, die man heute kaum mehr kennt, weil wir ja keine Fehler mehr machen, die wir ausradieren und korrigieren müssen. Also muss man dem Ansturm der Einfälle irgend etwas entgegenhalten mit den Kugelschreibern. Aber was? Ich fand gerade vorher, als ich noch im Bett lag und in den Hinterhalt einer Horde von Einfällen geraten war, wie Mongolen aus endlosen Steppen des Geistes, herangallopierend und viel Staub aufwirbelnd; da fand ich schliesslich: Ich muss jetzt aufstehen, um das aufzuschreiben und hoffentlich ist noch ein Stück Papier da und ein

Kugelschreiber. Ist das nicht krank? Nicht auszudenken, wenn es kein Papier gäbe, oder keinen Computer in welchem man seinen ganzen Einfallsmüll ablegen kann. Jetzt ist es 3 Uhr 39. Ich hätte genug Anlass friedlich zu schlafen. Ich war nämlich den ganzen Tag unterwegs in Agathonisi, eine lange Geschichte. Aber Nein! Ich muss aufstehen, Licht machen, den Elektroheizofen anstellen, weil es in meinem Appartement in Patmos etwas kühl ist. Und so sitz ich also da und schreibe. Und das was mir einfiel, ich glaube ich ahne noch ein bisschen etwa von dem, hat zuerst mit dem Leben zu tun. Und ob wir uns vorstellen können, dass Kugelschreiber eine Seele haben.

Ja, ich weiss, das kommt jetzt ein bisschen plötzlich, Aber so sind eben Einfälle. Ich kann auch nichts dafür. Ich weiss. Also müssen wir uns zuerst mit dem Thema befassen, wie sich denn das Leben eines Kugelschreiber von unserem eigenen Leben unterscheidet, und danach, woher diese Einfälle kommen und wo hinein sie den fallen, dass wir sie in Gedanken aufnehmen und zu Papier bringen können, mit dem Kugelschreiber. Etwa so werdem wir das anpacken. Dieser Plan gibt uns jetzt schon ein bisschen eine Sicherheit, es ist wie ein Kanal, den wir gegraben haben, durch den der Zufluss des Eingefallen abfliessen kann in einigermaßen geordnete Bahnen. Ich denke nämlich, dass Denken vor allem mit Aufräumen

und Ordnung machen zu tun hat. Das ist unglaublich beruhigend. Ich habe zum Beispiel auf Agathonisi von den niedrigen Maquis-Büschen *Pistacia lentiscus*, in stundenlanger Arbeit Beeren gesammelt und diese danach in meinem Zimmerchen im To Kyma Studios in Hafenort Agios Georgios auf einem kleinen Tischchen ausgebreitet, es sind kleine, feste Kügelschen von 2-3 Millimetern Durchmesser, tausende davon, und diese danach nach Farben sortiert. Es gibt nämlich auf den Fruchtständen nicht nur die reifen, ganz schwarzen Beeren, es gibt auch knallrote mit schon einem Anflug von schwarz und dann gibt es aber noch grüne und grüne mit rot-pinkigen Hauch, also habe ich mehrere Stunden diese Beeren sortiert.

Danach war ich echt beruhigt und zufrieden, versunken in Meditation. Weil meine Hände beschäftigt waren beim Sortieren, konnte ich auch nicht auf die Idee kommen, etwas aufzuschreiben, was ja manchmal eine echte Manie wird. Auch Augustin hat mich öfters schon in Afrika, wenn ich wieder stundenlang an meinem Computer sass und schriebe und schrieb und schrieb gefragt, was zum Geier ich denn da alles aufschreibe. Das war recht vorwurfsvoll gesagt. Augustin sagt nicht einfach gedankenlos Dinge vor sich hin. Er hat sich meistens sehr genau überlegt, was er sagt. Und ich? Was soll ich da antworten? Mir sei eben grad etwas Wichtiges eingefallen wegen dem und dem, und

wenn ich dann noch eine Frage an ihn stelle im Zusammenhang mit dem, was ich gerade schrieb, war Augustin meist zufrieden, oder besser, will er sich davon schützen, dass meine Einfälle nicht auch noch auf ihn übergreifen, weil er ja auch anderes zu tun hat und so geht das Leben dahin und am Schluss ist es wieder ein ganzes Buch geworden, in welches zur Selbstberuhigung der Autor seine Einfälle kanalisiert. Manchmal kommt man sich dabei wirklich vor wie in einem Migrationsamt, wo stündlich neue Schiffe mit Einreisewilligen ankommen, die man irgendwie versorgen muss. Aber man könnte es natürlich auch anders machen und einfach sagen, wenn wieder eine Welle von Besuchern kommt oder Migranten oder Hunnen oder Mongolen: "Da! Nehmt das Land. Macht was ihr wollt. Ich hau dann mal ab. Ich migriere jetzt auch!" Irgendwie muss man dies doch festhalten. Denn anhalten können wir es nicht. Klar, wir können sagen: Einfälle, lasst mich in Ruhe. Es hat keine Kugelschreiber mehr um euch aufzuzeichnen, schreibt euch selber auf! Aber das machen sie nicht, die Einfälle. Als ich nämlich im Bett lag, kam der Einfall, über die Seelen zu schreiben und, dass alles beseelt ist. Alle Materie lebt. Alle. Bei einem Menschen ist dies ja noch leicht nachvollziehbar, denn das sind wir ja selber und wir kennen uns irgendwie, und das, was wir an uns irgendwie kennen nennen wir das mal

vorläufig unsere Seele. Seit wir uns erinnern mögen, sind wir mit uns, sind wir uns, irgendwie.

Es gibt zwar viele, topmoderne und fortschrittliche Leute die heute sagen, dass es Seelen gar nicht gibt, alles sei nur eine Illusion unseres Bewusstseins undsoweiter, aber das Modelle wie beim Urknall. Wenn man fragt, woher denn der Urknall kam und was denn vor ihm da war, finden plötzlich alle Physiker diese Fragen unwissenschaftlich. Wenn man die Modernen fragt, wenn die Seele ein Konstrukt sei des Bewusstseins, woher denn das Bewusstsein komme und sie dann ausweichen auf die Gene, dass das Bewusstsein eine Art genetisches Programm sei und man dann fragt woher denn die Gene kommen und ihre Programme kommen, und sie dann plötzlich bei der Evolution sind und dem Urknall zustreben und dann wieder die Frage folgt, woher denn der Urknall komme. So verliert man wissenschaftliche Reputation durch Obstruktion mit sturen Fragen, obschon genau das Fragen und Infragestellen ja der Kern von Wissenschaft ist. Ist es aber nicht. Man muss in der Schule heute bloss lernen zu wissen, wo man aufhören muss zu fragen. Um diesen Begriff des Abzäunens der Fragefläche dreht sich 99% aller modernen Wissenschaft. Wer weiter fragt, ist ein Querulant, ein Schwurbler, Sokrates, ein Staatfeind, Verführer der Jugend usw. Also nehme ich an, dass ich eine Seele habe, die ich bin.

Bei Tieren und Pflanzen bin ich mir sicher, dass die allermeisten mit mir einig gehen werden, dass sie auch Seelen haben, nicht nur Hunde und Katzen, auch Blattläuse, Amöben, Kugelalgen und Kartoffeln. Das sind doch lebendige Dinge und lebendige Dinge und Seelen; das gehört zusammen. Und das ist bei den Urknallmodellen anders. Da gibt es keine Idee von Leben, sondern nur von Mathematik. Für solche Leute ist ein Kugelschreiber nicht viel verschieden von einem Menschen, denn beide haben eine begrenzte Lebensdauer. Das ist das Zentrum des modernen grünen Denkens, Denken in Lebenszyklen, Life Cycle Bewusstsein. Aber Lifecycle ist natürlich ein Schwurbelwort. Es geht im grünen Denken nicht um den Lebenszyklus, weil es ja Leben gar nicht gibt. Es gibt nur den Zyklus und der dreht sich immer im Kreis wie eine Mühle mit einem Maultier daran, das den Stein knirschen lässt oder wie die Kugel eines Kugelschreibers.

Wie ist es bei Steinen, sogenannten leblosen Dingen? Gibt es das überhaupt: Leblose Dinge? Ich kann ja mit einem Stein reden, mit einem Berg, dem Meer, einem Glas Tee. Meist erhalte ich zwar keine Antwort, aber das ist bei der Amöbe ebenso. Ja, klar, sie bewegt sich, im Gegensatz zum Stein. Aber das Wasser bewegt sich auch und der Wind und die Wolken ebenso. Ich habe grad vorher,

als ich auf dem Schiff war, mit den Wolken geredet, die hoch am Himmel vorbeizogen. Zuoberst war eine Art Taubenwolke aus hohen, leuchtend weissen Schlieren hingepinselt vom Wind, weiter unten eine ganze Reihe von dunkelgrauen Wolken mit rosa leuchtenden Rändern von der Abendsonne. Da waren Tiere dabei, viele Engel unterwegs, dachte ich, aber auch andere Tiere, Nashörner, die im nächsten Moment Hühner und dann Hasen wurden usw. Das war zwei Stunden Fernsehen vom Besten und Feinsten. Zwei Stuhlreihen neben mir sass ein Grieche in der Fähre, bei gezogenen Vorhängen. Ich bemerkte, dass er mich eine ganze Zeit fragend beobachtet hat. Vielleicht fragte er sich. Was schaut denn der so durch das Fenster nach Draussen, wie wenn es da etwas zu sehen gäbe? Es ist ja nur das Meer da?

Ja auch. Es ist viel Meer da. Mehr als man denkt. Und man denkt ja gar nicht selber, weil es einem einfällt ins Denken. Und bevor wir jetzt zu der Frage umsatteln, woher die Einfälle kommen, nur doch dies zum Thema Leben: Dass wir Dinge beleben durch die Art wie wir ihnen begegnen. Wir machen aus einer Petflasche und einer Wolke ein Lebewesen, mit welchem wir in Dialog treten können. Das nennt man Animismus. Alle Materie ist lebendig, aber das heisst nicht, dass mein Glas Tee mit einem Kugelschreiber Geschichten aufschreiben kann, die ihm zu-

fallen. Der Tee geht mit seinen Einfällen irgendwie anders um. Manchmal müssen wir Spuren auch beenden, um weiterzukommen, wir können nicht jede Verzweigung des Weges in alle Richtungen zuerst auschecken, bevor wir uns an der Wegkreuzung entscheiden, welchen Weg wir gehen wollen. Wir werden dann aus Verzweiflung gelähmt.

Das grüne Denken ist kein Lebensdenken, weil es nur in mathematischen Zyklen denkt. Wenn es verholzt, dann bekommt es Zweifel, ob es im Leben nicht vielleicht noch um Anderes gehen könnte als nur um Recycling. Diejenigen, die nicht verholzen wollen, bleiben Salatköpfe und andere beginnen zu realisieren, dass es, um grüne Blätter zu tragen, einen Baum braucht, einen Stamm und Wurzeln, dass es auch Winter gibt und Laubabwurf und dass man Schiffe nicht baut mit den Blättern der Bäume.

Woher kommen die Einfälle? Sind sie das Standgas, des Leerlaufs des Computerprogrammes, das sich mit sich selber beschäftigt? Weshalb sollte es? Ich kenne keinen Computer der, wenn man ihn nicht braucht, schläft, wie ein irrer Träume erfindet und sich damit sogar selber aufweckt und so weiter. Ich kenne bisher keinen solchen Computer. Denn dann müsste man doch zurück verfolgen

könne, warum und woher er plötzlich zu träumen beginnt und weshalb er so viel Energie verschwendet für die wirrsten Arten von Träumen, ohne eine wirkliche Arbeit zu verrichten, die man von ihm im Wachzustand erwartet, weil der Prozessor plötzlich beseelt wird und eine eigene Identität entwickelt. Ich kenne keinen solchen Computer, der, wenn man ihn anstellt, zuerst alles aufschreibt, was er im Traum erlebt und gedacht hat. Aber jetzt ist 4.31 Uhr und ich glaube ich lege mich noch einmal hin. Ich kann ja morgen noch daran weiterschreiben.

12. Februar

Regen. Ja, und Donner. Ein richtiges Gewitter. Ein Blitz schlägt in der Nähe ein, dass die Fensterscheiben zittern und die Holzläden klappern. So bummst das! Und dann: Regen. Ja bitte mehr noch! Ich persönlich bin überzeugt, dass in dieser Region die leichte Klimaerwärmung ein Segen sein wird, mit grösseren Regenmengen, weil die von den Inseln hochsteigenden Wolken, wegen der grösseren Hitze höher steigen und auch mehr Potential haben als Regen sich zu erleichtern. Eine primitive Sicht vielleicht, vermutlich aber ist es manchmal besser, seine Instinkte zu respektieren auf denen der eifersüchtige Intellekt immer rechthaberisch thronen möchte, als umgekehrt, dass nämlich der Intellekt immer auf den Instinkten rumtrampelt.

Ich habe die Buchstaben des Hotelschildes gemalt, die Seiten der Buchstaben, um genau zu sein. Dann wollte ich Pistacia lentiscus Beeren pflücken gehen, aber das Wetter war nicht danach und ich war irgendwie chilly drauf, wollte noch etwas dösen und Youtuben und recherchierte potentielle Anbaufrüchte für meine Ländereien im gelobten Land, das ich nicht besitze, also Vorausspinnerei. Ich weiss nicht, welches Tier das macht, dass es vor sich hin spinnt und dann unter dem Schutz des Gespinnstes sich hinaus wagt ins Neue. Die Prozessionsspinner der Kiefern? Vielleicht. Aber die verbringen nur den Tag in ihrem Gespinst und sind in der Nacht draussen auf den Kiefernadeln.

Das sei einer der schlimmsten Forstfeinde, sagt man. Wisst ihr, wenn ich die Bilder sehe der Kieferplantagen, die von den Raupen überfallen werden, muss ich lachen und weinen gleichzeitig. Habt ihr nach 10'000 Jahren Landwirtschaft immer noch nicht verstanden, dass Monokulturen nichts bringen? Wie dumm muss man sein? Die Natur mag das nicht! Könnt ihr das nicht akzeptieren? Sie möchte Vielfalt, um sich als Ganzes eines Habitates abzusichern. Und dann kommt die Antwort der Urbanen Büro-Technokraten: Chemiegift, PFAS. Also vernichtet sich der Bauer selber. Von mir aus. Sollen sie

sich und ihre Gläubigen ausrotten. Es ist die Natur, die das macht. Ihr jedenfalls schadet das Gift nicht. Nur der dumme Mensch verschwindet, weil er sich selber eine Krebs-epidemie aufspritzt, angeblich um sein Gedeihen und seinen Wohlstand zu sichern, vermehren usw.

Blödheit wird von der Natur immer vernichtet. Manchmal über Umwege. Das heisst: in China werden mit hochgiftigen "Schutzmitteln" Güter erzeugt, die dann nach Europa oder irgendwohin verschifft werden, wo "unerklärliche" Todesfälle auftreten, von denen niemand wirklich wissen will, woher sie kommen. Das heisst, dass der Trend heute rasant dahin läuft, vom Baum des Unwissens fressen zu wollen, dem dritten Baum im Paradies.

Ein gewaltiger Blitz zuckt nieder in Richtung Gernaou. Oder weiter draussen, im Meer. Ist er in eine Ziege eingeschlagen? In das Horn, als Blitzableiter? Regentropfen glitzern an der Scheibe, draussen ist es finstere Nacht.

Morgen fahre ich nach Lipsi. Kostas hat geschrieben, dass er mich sehen möchte. Er könne aber da nicht weg, weil schon heute Leute angekommen seien. Also reise ich ihm eben nach. Kein Problem. Ich bin ja so frei.

Der Plan ist: Freitag zurück. Dann habe ich noch vier Tage Aufenthalt in Patmos. Danach Agathonisi-Samos-Schweiz. Bin gespannt ob dies funktioniert.

Ein Chor von schreienden, streunenden, miauenden Katzen hebt an, während es vom Himmel her böse rumpelt. Es tönt danach, dass Katzen Angst haben. Dann ein flacher Blitz weit im Norden, Kilometer entfernt.

Jakovos erzählte mir, dass er - er wisse auch nicht weshalb - nie Angst habe. Er kenne das nicht. Nur ganz, ganz selten. Es sei sonderbar. Einmal habe er eine Pflanze gesucht, die nur in einem Gürtel von 30 Metern zwischen der Meeresbrandung und dem Festland vorkomme, also meist in klippenartigem bröckligem Gestein. Da war er unterwegs, kletternd wie eine Ziege. Er sah, dass auf der anderen Seite eines tiefen Einschnittes, hoch über dem Meeresniveau, genau die gesuchten Pflanzen wuchsen. Aber wie sollte er da hinüber kommen? Es war schon spät am Abend und es wäre ein langer Umweg gewesen, den tiefen Einschnitt hinauf und wieder hinunter, das wusste er, das waren bestimmt drei, vier Kilometer, mehr als eine Stunde Kraxelei bei rutschigem, gefährlichem Gelände. Könnte er nicht, dachte er, eine Abkürzung nehmen, den fast senkrechten Abhang hinunter und auf der anderen Seite wieder hinauf? Was für eine dumme Idee! Aber Gier macht dumm. Also machte er den Versuch, mit seiner simplen Bergsteiger-Philosophie: Bei jedem Schritt und jedem neuen Griff immer zuerst fragen, sitzt er? Ist

er fest? So kam er fünf Meter hinab in den Abgrund. Aber da merkte er plötzlich: Scheisse! Ich komme da nie wieder hinauf. Und ob ich hinunter komme, sicher 15 Meter über dem Boden des Einschnittes, das ist noch gar nicht klar, denn es wird immer immer dunkler. So klebte er inmitten einer senkrechten Wand. Und da bekam er wirklich Angst. Eventuell hatte sein Körper Angst, sein Esel. Er zitterte. Sein Puls war auf 180. Wie konnte man sich so versteigen; nur aus Gier und aus Hetzerei, weil angeblich die Zeit davon läuft?

Ich kenne solche Momente, erwidere ich Jakvos, einmal mit meinen noch kleinen Kindern am Walenstadtberg in einem gefährlich steilen Waldhang und ein ander Mal mit Shayan vor einer Klippe des Meeres in Kreta, wo wir in eine grausame Strömung gerieten und ich fast abgesoffen bin. Wahrscheinlich habe ich nur überlebt, weil ich immer an Shayan dachte.

Auch Jakvos sagt, dass er solche Situationen erlebt habe, wo es im nächsten Moment mit ihm hätte zu Ende sein können. Ein Dutzend Male sicher. Ein Stein, der nicht hält: Ende der Durchsage. Er redet nicht von Schutzengeln. Aber sie schweben da, überdeutlich, was ihm den Eindruck gibt, dass er keine Angst haben soll und dass er seine ganze Kon-

zentration darauf verwenden soll, wie es weiter geht. Das hat ihn begleitet. Wenn er oben sei auf dem Baum, berichtet er mir, eine Armlänge neben den 10 kVolt Leitungen, auf der wackligen Aluminiumleiter, wo ich nie - aber auch gar nie - hinauf steigen würde, da oben setzt sich Jakovos auf einen verspleissten Klumpen von Lianen der Bouganvillea und schneidet das Gestrüpp.

Jakovos sagt, dass er immer daran denke, was er machen würde, wenn irgend etwas nicht klappt, etwas nicht hält, wenn die Leiter fällt, der Baum umkippt, usw. Er habe sozusagen ein Programm bei sich, das ihm genau sagt, wo er sich im Notfall festhalten kann. Zuerst die Säge schmeissen, dann die Hand da, den Fuss dort usw. Jakovos hat das Betriebssystem eines Affes, wenn man so will. Ein Reflexsystem, das nur ohne Bewusstsein funktioniert, Nervenabkürzungen eines Baummenschen. Er ist ja auch eher ein Olivenschneider als ein Rasenmäher und Laubbläser. Schwindelfrei muss man mit seiner kretischen Herkunft sein. Um die Götter kommt man dabei nicht herum. Denn, an wem willst du dich festhalten, wenn du allein bist und hilflos am Überhang einer Klippe hängst? Deinen Angsthasen musst du loslassen, um am Fels Halt zu finden.

18. Februar

Schliesslich haben wir das Hotelnamensschild montiert auf dem Dach. Marinus hat geholfen. Vorher haben Sabrina und ich, geführt von Jakovos, in seinem Fiat-Combo, eine Inselbesichtigung gemacht. Wir haben das Wäldchen in der Nähe der Lampibeach besucht, das den Namen Koumara trägt. Es ist die Bezeichnung für die sogenannten Erdbeerbäume, *Arbutus unedo*, zu englisch Strawberrytrees. Es sind immergrüne Gebüsche, manchmal auch geduckte Bäume bis vier Meter hoch, die hier um die Weihnachtszeit blühen und jetzt, Ende Februar, Früchte tragen, die zuerst knallgelb sind, denn leuchtend Orange werden und zuletzt Erdbeerrot. Die Früchte sind kugelrund und sehen, an einem langen Stiel sitzend, wie Christbaumkugeln aus. Danach zeigt uns Jakovos die Salzgewinnung in der Diakofti genannten Doppelbucht. Es hat im Etang viele Fische. Auch Reben baut man an. Es sind Cabernet darunter. Man hält sie nah am Boden. An zwei Drähten die über die Rebenreihe gespannt sind, maximal 40cm über dem Boden.

Sabrina muss auf das 17.20 Schiff. Ich zeige ihr noch mein Appartement, meine Zeichnungen, die Beeren der *Pistacia lentiscus* und vieles mehr. Sie ist eine sehr anständige, sanftmütige, angstfreie, junge Frau, um zwanzig Jahre jung. Sie kam vor zwei Monaten für eine Auszeit nach Lip-

si, wo sie auf der Dimitris-Farm bei Kostas Makris als Volunteerin gearbeitet hat. Als ich ihr erzähle von der Idee des Projektes "Beach and Garden" ist sie sofort begeistert. Ich solle ihr schreiben, sagt sie, wenn es soweit sei. Roula hat einen feinen Fisch gebraten, Tsipouri oder so ähnliche genannt, dazu Kartoffeln und Horta vom Garten. Horta heisst Gemüse vom Garten. Irgend etwas Frische, Grünes.

Nach dem Festschrauben des Hotelschildes und der gebührenden Besichtigung von aussen, ziehe ich mich zurück. Ich verabscheide mich von Jakovos, der nach Athen geht. Roula wird mir morgen, um 11.30, noch zeigen, wie man Trachana macht. Eine Einweihung in die heilige Esskultur der Dodekanesen.

19. Februar

Als ich genau um 11.30 im Hotel bin und die Küche betrete, sitzt Roula an ihrer 60-er Jahre alten Singer Nähmaschine und wifelt einen weissen Stoff. Es sei der Barchet-Bettdeckenbezug ihrer Tochter Maria, erklärt sie. Sie müsse dünne, löcherige Stellen im Gewebe etwas verstärken, kommentiert sie entschuldigend. Für die Trachana

sei alles bereit.

Tatsächlich: Ein drei Liter Chromstahl Kochtopf ist auf dem Herd. Roula füllt 1,5 Liter Wasser ein. Sie hat zwei verschiedene Zellophansäcklein mit Trachana mitgebracht. Der eine Beutel enthält Trachana mit Kuhmilch und der andere mit Schafmilch. Sie mischt Halbe-Halbe für unsere Zubereitung. Zuerst aber muss noch ein grosses Stück Butter in das Wasser gegeben und es zum Köcheln gebracht werden. Das Butterstück ist schätzungsweise 30 Gramm gross. Sobald das Wasser köchelt, kommen die Trachana rein. So viel ich verstanden habe wird Trachana aus Hartweizengries und entfetteter Schaf- oder Kuhmilch gemacht. Roula füllt die Polentamais grossen Körner in ein Trinkglas, von sicher drei Dezilitern. Roula arbeitet nicht mit Waagen. Das Herdfeuer wird reduziert auf Stufe 1 von 6 und nun muss in Abständen umgerührt werden, damit das Trachana am Boden nicht anklebt. Deckel drauf. Immer wieder umrühren, während zwischenzeitlich Roula am Bettdeckenüberzug weiterwifelt.

Der Esstisch in der Küche des Hotels ist auch Arbeitstisch. Er ist oval und mit einer Tischdecke belegt. Darauf sind hunderte von spielkartengrossen, farbigen Heiligenbilchen aufgelegt und über diesen liegt zum Schutz eine transparente Plastikfolie, die abwischbar ist und die die Heiligen bewahrt vom Schmutz des Alltags. Unter den Heili-

gen erkenne ist den Heiligen Georg, der gerade mit seinem Zahnstocher einen Drachen unter den Hufen seines Pferdes durchbohrt. Das ist ein hübscher Kommentar, wie das Essen und der Genuss dessen, was auf den Tisch des Schicksals kommt, hier entgegen genommen wird, nämlich auf der Basis hunderter verehrter Vorbilder, von Pagnias und Heiligen der orthodoxen Kirche und ihrer jeweiligen Vorfahren und antiken Vorgötter, bis tief hinab in verborgene Schichten des kollektiven Unbewusstseins, der Werte und Kultur dieser Menschen, aber auch von mir, weil ich hier eindeutig spüre, dass eine Häuslichkeit, Geborgenheit und ein familiäres Vertrauen aufsteigt, das ich selber bei meinen Grosseltern gespürt habe, bei den Eltern schon etwas weniger und bei meiner eigenen Familie nur in seltenen Momenten, weil ich da vielleicht selber zu gestresst war, zu äusserlich bedingt, unter Druck oder abgelenkt. Jedenfalls ist mir nicht klar wieviel dieses unbestechlichen Gefühls von echter Geborgenheit hier, mit mir und wieviel mit meinen Mitmenschen um mich herum zu tun hat, wahrscheinlich mit beiden. Vielleicht werde ich mal ein besserer Grossvater sein als ich Vater und Sohn war. Hoffen wir das Beste.

Unterdessen ist die Trachana zu einem dickflüssigen Brei aufgeköchelt, aber es darf kein festes Mus werden, ermahnt mich Roula. Erst jetzt, als sie die Konsistenz

prüft, ob es eine dickflüssige, leicht gelierte Suppe ist, wird ein gestrichener Kaffeelöffel Salz zugegeben. Danach ein Glas, 3 dl, Milch, vollfette Milch, und dann weiter, leise köcheln. Dann entnimmt Roulla frischen Fetakäse aus dem Kühlschrank und zerschneidet etwa 200 Gramm davon in 3 Millimeter grosse Würfelchen. Diese gibt sie zur weisslichen Suppe hinzu, legt einen Deckel auf und sagt, dass man jetzt ein paar Minuten warten müsse, bis die Fetawürfelchen weich geworden sind, aber nicht zerfliessen.

Jetzt: Der heilige Moment: Es wird serviert in eine Suppenschale. Roulla stellt sie vor mich hin auf den Tisch neben Erzengel Georg und gibt mir einen Löffel. Wow! Wundervoll, reich und aromatisch. Das Gericht erinnert mich ein bisschen an das doppelt geröstete geschrotete Grünkernmus mit brauner Butter, das meine Grossmutter im Toggenburg jeweils am Holzherd zubereitet hat. Das sind ewige Eichmarken für Geschmack, die nie im zeitlichen Leben vergessen gehen. Ich verstehe, dass Roulla sagt, Trachana sei – seit ever - DAS Frühstücks-Lieblingsessen aller Kinder, auch der schon etwas älteren, wie ich. Und wir lachen. Welch krönender kulinarischer Abschluss meiner Überwinterung in Patmos! Jetzt kann Leben loslegen, abheben, der Tag beginnen, Gegenwart knospen. Ich bin ganz gefühlsdusselig nach diesem heiligen Mahl

am Küchenwerktsch der Alltagsgegenwart.

20. Februar

Aufstehen um 7 Uhr. Ich realisiere erst jetzt, dass meine Hibernation auf der Insel zu Ende geht. Was und wie? Vier Monate bin ich schon hier? Das ging ja wie im Flug vorbei und ich bin vollgetankt mit Erleichterung und Gelassenheit, wie ich es lediglich als Jugendlicher, zwischen 13 -18 kannte, als ich mich, noch. ohne unter disziplinarischem, äusserem Druck zu leiden, meinem Eigenen widmen und nachgehen konnte. Es ist ein verdammt komisches Gefühl, absolut keine Existenzängste zu haben, keine Verlustängste, sich angstlos führen zu lassen von einer unsichtbaren, liebevollen, gönnerhaften Autorität, die mir den Vortritt lässt, obwohl ich gar nicht weiss, wo ich hin will, sondern in der komischen Geborgenheit der Unwissenheit über den weiteren Weg mein Herz hinlege, durchsichtig werde, aber nicht ignoriert, nein, liebevoll wahrgenommen bin, mit jedem Schritt klarer und präsenter.

Ich verabschiede mich von Smaragda. Zuvor habe ich im Appartement noch letzte Fotos von Steinen gemacht. Meinen Regenbogen- Prachthirschkäfer habe ich gestern Sabrina geschenkt. Er lebte noch. Eine wahrlich spirituelle Erbschaft. Das ist der am längsten lebende Phalacro-

gnatus muelleri, den ich je bei mir hatte. Er lebt schon neun Monate. Unglaublich. Vieles von dem was ich angesammelt habe in den vier Monaten meiner Hibernation auf Patmos, kann ich nicht mitnehmen in die Schweiz, die hier Helvetia heisst, was mir gefällt. Unter dem Zurückgelassenen sind getrocknete Feigenblätter, die ein wunderbares Heu-Aroma verströmen, das ich unbedingt in Essig ausprobieren will, wie ich es schon einmal gemacht habe vor über 10 Jahren, mit einem Vodoo-Reishi-Feigenholz-Essig. Dann habe ich die Wurzeln von Poseidonshaar zurückgelassen, das sind die von Stürmen ausgerissenen Wurzeln der Grasteppe im Meere, wo sich Fische und Garnelen, Seepferdchen und Tintenfische tummeln. Ich dachte zuerst, diese Büschel als Räucherzeug zu verwenden bei meinen imaginierten Kursen über Weihrauch. Nur eine kleine Auswahl von Lipsisteinen habe ich mitgenommen, die ganze andere Geröllhalde von Steinen von der Mersini, der Meloi, der Paloibeach usw. habe ich entsorgt im Garten vor dem Appartement. Auch einen uralten, verdrehten Wurzelstock eines Wacholders, der wie aus einem Segantini-bild der Hexen aussieht, habe ich zurück gelassen, aber ehrfürchtig fotografiert. Einige Carobbohnen, Blätter von Pistacia lentiscus und die diskusförmigen Blattlaus Gallen der Pflanze habe ich entsorgt. Das geile daran ist, dass diese Blattläuse eine Methode gefunden haben, um sich vor

der trockenen Luft zu schützen, indem sie ihre Wirtspflanze dazu anregen eine Art Haus zu bauen, in welchem sie im Innern leben. Wenn wir Natur verstehen wollen, dürfen wir annehmen, dass eine Pflanze einen Nutzen davon hat, wenn sie mit ihrem "Schädling" zusammen arbeitet. Zugegeben. Das ist nicht eine übliche Sicht von Natur heutzutags. Der Schädling gehört zur Güte des Systems des Lebendigen. Das ist meine Sicht von Natur.

Als ich mit Jakovos in seinem Hühnerstall bin, wo er auf einem Stücklein Land, das er vom Johannes-Kloster gepachtet hat, etwa 50 Legehennen hält und eine Katze, die die Mäuse jagt, sehen wir Gespinste der Nester des Pinienprozessionsspinnern in den jungen Nadel-Schossen der umstehenden Kiefern bäume leuchten. Als ich Jakovos darauf aufmerksam mache, reißt er wütend eines der Nester aus den Kiefernadelbüscheln, legt es auf einen Stein und zertrampelt es mit seinem Schuh, so heftig, dass der Saft der Tiere raus quillt. Diese Aggressivität erstaunt mich bei dem pietätvollen Mann. Die Tiere haben keine Feinde, beschwert sich Jakovos. Ich überlegte mir zuerst ob ich ihm sagen soll, dass meiner Meinung nach Pflanzen mit ihren Schädlingen zusammen arbeiten, um ihre beiden Grundlagen, die Krippen des Lebens insgesamt, zu schützen und sichern. Aber das lasse ich dann

sein, nicht, weil ich denke, dass Jakovos das nicht verstehen könnte, dass eine Pflanze etwas davon hat, dass sie von sogenannten Schädlingen befallen wird. Wir wissen nur noch nicht genau was, oder wollen es nicht wissen, was ihr Nutzen sein soll. Wir haben (noch) keinen kulturell gültigen Begriff für den Nutzen des Kranken. Oder besser gesagt: Wir verdrängen es. Dass in Afrika viele der bösen Schadinsekten, der sogenannten "Entlauber", den befallenen Bäumen helfen, ihre Humusgrundlage am Wuchsort zu verbessern, wird von der "wissenschaftlichen" Landwirtschaft bis heute stupend, und zu ihrem eigenen Schaden "erfolgreich" ignoriert. Die Verblödung durch solche "Wissenschaft" wird dann als Fortschritt umetikettiert.

Man hält im urbanen Fehlhabitat der technoizid korrumpierten Wissenschaft die Natur für so dumm, dass man meint, die Natur könne sich nicht wehren gegen Schädlinge, die ihr nichts nützen. Wie aber soll Lebendiges zur Welt kommen, wenn es nicht geschützt ist bei der Geburt? Wie sollen wir verstehen, dass wir Schädlinge nicht bekämpfen, sondern mit ihnen zusammen sein und uns kommunikativ verhandeln müssen, wir sie verstehen müssen. Wir müssen unsere Gegner nicht bekämpfen, sondern sie verstehen. Wie blöd wir sind, merken wir erst an denen, die wir selber aus Blödheit für blöd halten.

Um 9 Uhr 20 kauf ich zwei süsse Stücklein in der Konditorei am Hafen von Skala, eine kleine Flasche Wasser und setze mich bei den jungen Palmen hin, um zu beobachten, wie das Schiff, die Nisos Kalymnos, vom Horizont des Südens her anrauscht. Die Schiffe sieht man schon eine halbe Stunde bevor sie anlegen, als flimmernde Punkte an der diffusen Grenze zwischen Meer und Himmel. Dann werden sie immer eindeutiger, grösser und grösser, ankern und schwupp ist man mit Koffer und Rucksack drin. Vielleicht 20 Personen mit mir, ein Auto raus, zwei rein, sogar ein Lastwagen fährt über die Rampe.

Dann hinaus aufs Meer. Zuerst nach Arki, das ist ein Archipel noch fast kleiner als Agathonisi. Und dann noch eine Stunde bis Agathonisi. 20 Leute steigen in Agathonisi aus. Zwei Mönche stehen an der Mole. Bei Yannis, als ich ihn frage, sagt er, er habe nur drei Zimmer und sie seien ausgebucht, also gehe ich zu Theologia und Irini von To Kymma. Da winkt man mir schon von weitem. Ich bin ja der Einzige, der kommt. Wieder bin ich im besten Zimmer, Nummer 3. Auf meinem Computer schreibe ich sofort Voula über Messenger von Facebook, ich sei angekommen. Aber nicht bei ihrem Mann Yannis einquartiert, sondern wieder bei Irini, sie schreibt sogleich zu-

rück, sie müsse mir einiges erklären. Ich solle zu ihr kommen. Ja, in 5 Minuten, schreibe ich zurück. Grosses Hallo. Das Problem ist wohl, dass es Friktionen gibt zwischen Exmann und Voulla gibt. Voulla zeigt mir zuerst ihre Zimmer. Sie besitzt die fünf genialsten Zimer der Insel, alle mit Blick direkt auf Meer und Hafen und man meint, man könne vom Balkon direkt ins türkisblaue Wasser springen. Wie dumm, dass ich nicht Geduld habe, weiter zu fragen, Aber im April, Voulla, nur bei Dir. Wow! Unglaublich. Wir reden kurz über unsere Pläne. Sie will mir morgen ein Grundstück zeigen, wo ihr Grossvater Wein angebaut hat. Morgen um 8.30 Uhr solle ich bei ihr sein. Wegen dem Haus in Megalo Chorio, das mir Kostas und Vangelis angeboten haben, sagt sie, ich solle sie fragen nach dem Schlüssel. Wenn ich den habe, soll ich es ihr sagen. Sie käme dann zur Besichtigung mit. Ich verstehe. Diese Leute kommen nicht alle vertrauensvoll miteinander aus, aus politischen oder sonstigen Gründen. Ich weiss es nicht. Aber Voula ist eine Alteingesessene der Insel. Ihre Eltern und ihre Wurzeln sind hier. Das merkt man. Sie strahlt eine Kraft aus, die Entwurzelte nicht haben, selbst dann nicht, wenn sie Macht haben. Das kann man nicht wirklich begründen. Man sieht und spürt es. Autorität ist nicht von Aeusserem zugeteilt, sondern im Inneren angelegt.

Ich kaufe eine Flasche Wein und ein paar Pistachenüsse zum Knabbern. Aber ich habe keinen Flaschenöffner, weil ich mein Schweizer Militärtaschenmesser mitsamt Kette Jakovos geschenkt habe.

Also gehe ich um 20 Uhr mit der Flasche aus meinem Zimmer, zu der Küche von Theologia und Irini. Da sitzen sie in der Stube vor dem Fernseher, der oben in einer Wanddecke montiert ist. Noch zwei Männer sind da, einer davon ist der Ehemann von Irini, ein rundlicher, rotbackiger Typ und ein schwarzhaariger. Ich frage mit Handzeichen auf meine Flasche deutend nach einem Korkenzieher. Der Schwarzhaarige geht einen suchen. Die beiden Frauen sitzen mit Woldecken über den Knien vor einem kleinen Elektroöfchen mit Infrarotsahler. Alle lachen. Der Schweizer mit der Sennenkappe ist wieder da. Wir verstehen uns mit Worten, die wir zwar als Sprache nicht verstehen, aber wegen ihren Klängen empfinden. Das geht von Herz zu Herz, ohne Umweg über Bewusstseins. So geht es bei Vertrauen ins Gute und in das Wohlwollen der Menschen.

Wenn man es misstrauisch, ganz genau und total sicher wissen muss, führt es gezwungenermassen dann in die Sprache und dann in die Schrift und dann ins Controlling und dann ist sowieso alles verloren und weg, worum es eigentlich gehen sollte. Ich bin also wieder auf Agathonisi.

21. Februar

Um 8.30 bin ich bei Voula. Sie ist schon angezogen, dicke Daunenjacke, hat zwei paar Walkingsticks bereit gestellt. Sie will mir ihr Landstück zeigen, ganz oben, sie nennt es "Big land", von dem legendären Grossvater Barbastavris stammend, der 15 Kinder hatte und 117 Jahre alt wurde. Voulas Vater sagte, es habe hier auch im Krieg niemand Hunger gehabt. Sein Vater habe mit Hilfe seiner grossen Familie alles selber angebaut, auch Wein und sogar manches an Überschüssen verkauft.

Unser Weg geht zuerst nach Mikrochorio, dann zum Farmland und von da den Berg hinauf, wobei Berg für Schweizer Verhältnisse übertrieben tönt. Es ist ein flach abgewaschener Hügel, jedoch mit viel Steinen, Felsbrocken, dornigen Büschen, die wie stachelige, geduckte Menschengestalten von Fentanyl vornübergekippte Krüppel, dastehen, Blumen und einzelne Oliven- und Mastixbäume. Voula hat Probleme mit den Knien, muss sich also etwas schonen und schreitet sehr vorsichtig über Stock und Stein. Einen Weg gibt es nur andeutungsweise. Wir begegnen der schwarz gekleideten Frau, die die Ziegen versorgt. Wir grüssen. "Du wirst wieder "Talk of the Town" sein", lache ich Voula zu, "Was diese Voula bloss vor hat mit dem selt-

samen Fremden mit der roten Kappe?" "Ja, ja", lacht Voula, "sie werden sich alle wundern. Für mich bist du ein Geschenk des Himmels Daniel ". Sie sei in einer schwierigen Situation ihres Lebens. Bald müsse sie eine Operation machen und sie wisse nicht, wie das rauskomme. Ich bohre nicht weiter nach, sondern frage nur, ob sie einen Arzt oder eine Aerztin habe, der sie vertraue, dann erzähle ich von der Schlaftherapie der alten Griechen in den Asklepieions, worauf Voula erwiedert, dass sie selbst ein solches Erlebnis gehabt habe, dass sie krank und voller Sorgen ins Bett gegangen und nach einem markanten Traum am Morgen frisch und gesund aufgestanden sei.

Nach einem Aufstieg von 50 Metern kommen wir an die grosse Trockenstein -Umfassungsmauer eines Grundstücks. Es ist ein Eingang vorhanden, aber keine Türe mehr. Da oben waren im letzten Jahr wohl nur Ziegen. Sie selber, sagt Voula, sei seit sehr langem nicht mehr hier oben gewesen. Das Landstück von ca. 3 Hektaren sei nach dem Tod des Grossvaters aufgeteilt worden, unter 15 Kindern. "Du kannst dir ja vorstellen", sagt Voula, "wie das Geschacher dann los ging. Obwohl sich heute niemand mehr darum kümmert."

Ihr Stücklein, also das Grundstück ihres Vaters seien die beiden oberen Terrassen. Da sieht man, dass früher sorgfältig terrassiert wurde. Hier habe man Fokianotrau-

ben angebaut. "Oh, Nein! Die Feigenbäume!" ruft Voula. Es waren einst mächtige Bäume, die nun dürr und morsch, alle zerstückelt und über eine Terrassenmauer gestürzt und auseinandergebrochen sind wie Schiffswracks. Da aber ist noch der alte Mastixbaum. Auch der ist schon ein altersschwaches, zerzaustes Gestrüpp mit nur noch wenigen Blättern zuoberst, aber aus dem Wurzelstock heraus, kreisrund von jungen Trieben überwuchert. Auch die Ruine eines kleinen Steinhäuschens ist vorhanden. Hier habe man manchmal übernachtet, berichtet Voula, wenn es viel zu tun gab und das war meist der Fall. Die Aussicht ist atemberaubend. Neben dem Hügel Stifi sind wir hier auf dem höchsten Punkt der Insel. Rundum sieht man sämtliche Inseln der Dodekanesen und im Osten die türkische Küste mit der Mündung des Mäanderflusses, wo in der Antike Efesus lag, Milet, Didim und das Apollorakel. Die Inseln im Umkreis von Milet heissen heute noch zuweilen die Miletischen Inseln, weil sie Sicherheitsvorposten der Weltstädte der Antike waren, wovon auch die Burg Kastraki am nordöstlichen Ende von Agathonisi zeugt. Die Insel Agathonisi hiess in der Antike Tragaia, was der Name für einen Ziegenbock ist. Heute sagt man, dass die Inselform an einen gegen rechts, also gegen Osten, galoppierenden Esel erinnert.

Hier oben, sagt Voula, könnte man wieder Trauben anbauen, aber der Boden ist leider durch Vernachlässigung

ausgelaugt, eine unweigerliche Folge der Überweidung mit frei laufenden Ziegen, Schafen und auch einzelnen Kühen. "Das ist wie in Afrika", sage ich, "Niemand kümmert sich wirklich um seine Tiere. Ausser es geht gerade darum sie zu verkaufen." Nur Hühner sperrt man hier ein, weil sonst Wanderfalken sie holen, die es hier auch gibt, oder Krähen ihre Eier rauben. Ein Fasanenpaar ist aufgescheucht und flattert knapp über dem Boden in Deckung.

Zurück in Mikrochorio besuchen Voula und ich ihre greisen Eltern. Es gibt ein Tässchen Kaffee und man plaudert ein wenig. Voula kümmert sich liebevoll um das Elternpaar. Am Abend bringt sie einige der Red Mullets zu ihnen hoch, die sie von einem Fischer gekauft hat, der von Kalymnos kommt, der in der Umgebung von Agathonisi gefischt hat und einen Teil seines Fangs nun am Hafen feil bietet. Ich sehe die drei Männer des Bootes noch am späteren Nachmittag, wie sie ihre Netze ordnen. Einen Fischmarkt gibt es hier nicht. Man wartet bis ein Boot in den Hafen kommt und fragt dann, was der Fischer gefangen hat.

Dann trennen wir uns. Ich will zur Municipality gehen und da Vangelis und Kostas fragen nach dem Schlüssel des Hauses, das sie mir zum Kauf empfohlen haben, weil ich es von Innen sehen will, um mir ein Bild zu machen vom Zustand. Beide sind da und verstehen meinen Wunsch.

Kostas ruft per Telefon den Eigentümer an und redet kurz mit ihm. Dann erklärt er mir jedoch, dass der Schlüssel nicht hier sei. Er gibt mir jedoch die Telefonnummer von Yannis, respektive von seiner Tochter Elpida. Ich solle ihnen um 17 Uhr anrufen und mit ihnen reden. Auch Irini ist da, die Sekretärin, die mich letztes Mal zum Haus geführt hatte, um es von aussen zu begutachten. Sie übersetzt ein bisschen, weil Vangelis kein Englisch versteht. Er schaut auch meist etwas besorgt drein und lächelt nie. Sorgen kennt er. Die Insel hat einen schwierigen Stand.

Ich kaufe ein paar Kartoffeln, Salzgurken und eine Flasche Wein im Minimarket neben dem Gemeindehaus und gehe dann zu Voula. Während wir die Lage besprechen, kocht sie sechs Fische draussen auf der Terrasse, indem sie die Fische ausnimmt, leicht salzt, dann in Mehl dreht und in Olivenöl knusprig brät. Dazu gibt es einen Salat mit Kohl, Rotkohl, Karotten, Pepperoni und Zwiebeln und einen Kartoffeln.

Die Probleme seien hier Vetterwirtschaft und problematische Fährverbindungen, die den Tourismus behindern. Die Nisos Kalymnos, das Schiff, das die Hauptverbindung herstellt, läge im Jahr 2-3 Monate auf einer Werft in Piräus, weshalb genau, wisse niemand. Für Touristen ist dies ein gewaltiges Hindernis. Besucher wollen doch wissen, ob sie überhaupt auf die Insel kommen und wann genau. Sie

können nicht Tage und Wochen warten bis wieder ein Schiff fährt. Deshalb seien auch Buchungen oft unsicher. Sie wundere sich, weshalb das so sei, denn der Bürgermeister sei doch im Seefahrtskomitee in Athen. Die Familie Kottoros sei da einflussreich. Auch hier arbeiteten sie fleissig in die eigenen Tasche durch Zusammenarbeit mit lokalen Kleinunternehmern oder Firmen die von aussen kämen, um Dinge zu installieren und andere Sachen herzubringen. Man hätte kürzlich für eine winzige Karte der Insel und für ein kleines Büchlein, 75'000 Euro ausgegeben. Aber eine Vision für die Entwicklung der Insel hätten sie nicht. Gewählt werden sie dennoch von denen, die von ihnen profitieren, eine Konstellation, die ich auch in der Schweiz kenne. Die nächsten Wahlen sind 2028. Jetzt werde noch ein Kloster gebaut. "Wie bitte?" frage ich, "ein Kloster? Wo doch, wie mir Jakovos versicherte, selbst in Patmos alle Klöster leer stehen, in Diakofti an paradiesischer Lage gerade 2 von 12 Zellen besetzt seien, aber die orthodoxe Kirche dennoch strikte darauf poche, dass ausnahmslos nur Mönche und Nonnen da wohnen dürfen. Woher aber wollen sie denn Mönche und Nonnen nehmen für das Kloster in Agathonisi, wenn es nicht mal in Patmos genug religiöses Personal gibt, und sogar niemand mehr im "Jerusalem des Mittelmeers" für Gottes Lohn dasein wolle." "Da oben", Voula zeigt auf die Anhöhe neben Megalo Chorio bei der Kapelle der

Mandona, "da wird man das Kloster hinbauen." Das war vielleicht auch der Grund, weshalb der ehemaligen Bischof von Neuseeland, Amfilochios, hier war. "Genau", sagt Voula. "Er hat die Grundsteinlegung gemacht." Aha. Ich verstehe. Aber die Kleriker haben doch schon ein Haus, wo sie jetzt seit drei Wochen wohnen. "Nein, Nein", sagt Voula. Dieses Haus sei bloss gemietet. Also wolle man nun ein eigenes Haus bauen, eben das Kloster. Geld hat man vermutlich genug in der Zentrale, im Johanneskloster in Patmos. So ist es, nickt Voula. Sie ist nicht gut zu sprechen auf die gegenwärtige Gemeindeverwaltung. Als vor einiger Zeit ein Segelschiff mit einem Orchester hier im Hafen ein Gratiskonzert gab, hätte die Gemeindeleitung Polizisten gesandt, um die nächtliche Veranstaltung abubrechen. Voula zeigt mir einen Konzertausschnitt auf ihrem Handy, ein klassischer Frauengesang mit kleinem Orchester. Wunderschön.

Bei prächtigem Sonnenschein und wolkenlosem Himmel spaziere ich zu meinem Appartement To Kymma, wo die beiden Frauen vor dem Haus an der Sonne sitzen, Irini und Theologia winken mir zu. Um 17.00 schreibe ich Voula per Facebook Messenger, ob ich um 17.30 zu ihr kommen soll. Ja schreibt sie, komm jetzt. Voula fragt, was man denn noch dem Besitzer sagen soll. Dieser Yannis, erfahre ich, sei ein etwas sonderbarer Mann, ein Cousin von

Voula, irgendwie unberechenbar. Sie habe ja mit ihm schon geredet wegen dem Farmland von Aloni und da sei man dann einig geworden auf einen Preis, die 50'000 mit einem zusätzlichen Landstück. Voula ruft an. Yannis nimmt ab, aber schon nach kurzem legt Voula wieder auf, schaut mich kopfschüttelnd an. Er sei eben ein komischer Kauz, sagt sie. Elpida werde zurückrufen, habe er gesagt.

Wieviel ich denn bieten wolle für das Haus? Keine Ahnung. Ich habe keinerlei Kompetenz im Feilschen. Voula aber schon. Sie sagt, man könne ja mit 40'000 anfangen. Ob das denn nicht eine Beleidigung sei für ein Haus, für das sie 80'000 wollen. Voula sieht das nicht so. 80 sei ja ein Wunschpreis. Ob ich denn beides zusammen wolle. Ja, durchaus sage ich, das sei mein Wunsch. Das Haus und das Land. Also dann können wir ja zusammen bei 100'000 anfangen. Da bin ich einverstanden. Ausserdem können sie ja sagen, im Fall dass man Geldprobleme habe, dass ich auch bereit sei eine Anzahlung zu machen, als Reservation und den Restbetrag dann bezahle nachdem alle Papiere unterzeichnet sind.

Und schon klingelt das Telefon und Elpida ist am Apparat eine Frau, die sehr sympathisch tönt und die sich anständig und lebendig mit Voula austauscht. Das geht länger hin und her. Danach informiert mich Voula, dass sie das Gebot abgegeben habe und Elpida habe aber gesagt,

dass das Grundstück des Hauses 400 Quadratmeter sei, Ich habe auf Google maps höchstens 300 gemessen, aber man müsse ja sowieso die Grundstückpläne sehen. Elpida müsse das alles nun besprechen. Sie rufe nachher nochmals zurück. Und so ist es denn auch. Elpida teilt mit, dass 75'000 der Minimalpreis für das Haus sei. Das nimmt Voula entgegen. Hängt auf.

Was man denn jetzt machen soll, fragt sie mich. Na gut, sage ich, wir haben mit 100'000 begonnen. Sie kamen mit 125 zurück. Also könne man jetzt etwas entgegen kommen, sagen wir auf 110, das ist eine gute Geste. Dann können sie noch auf 115 gehen, oder 120. Und dann sei das immer noch 20 besser als der ursprünglich verlangte Preis. Aber jetzt werden wir uns nicht mehr melden, sagt Voula. Sie habe ja gesagt, dass auch andere Häuser in Frage kämen, die zu verkaufen sind. Sie vermute, dass die Leute wirklich verkaufen wollen.

Ich kann ja, wenn du willst, auch mal einen Besuch bei ihnen machen, schlage ich vor. Nein, Daniel, die sind doch gar nicht hier auf der Insel, die sind in Saloniki. Aha. Das begreif ich erst jetzt. Vangelis hatte mir doch erzählt, dass Yannis am 5. oder 6. Mai nach Agathonisi käme, weil er krank sei und in Behandlung. Aber das glaubt Voula nicht. 5. und 6. Mai seien orthodoxe Ostern. Deshalb komme er wegen den Familienfeiern und Messen. Vermutlich.

Also gut. Warten wir. Ich habe ja keinen Stress und Druck. Du kannst nichts verlieren wenn du Geduld hast sagt Voula. Sie werden nun überlegen wegen dem Angebot, und vor allem auch, dass sofort eine Anzahlung kommen könnte, wenn man sich auf einen Preis einigen kann. Jedenfalls müssen sie jetzt wieder anrufen. Ich vertraue Voula. Bevor ich nach hause gehe, sage ich aber Voula noch etwas: Du hast mir nun so vieles von deiner Familie gezeigt. Ich möchte mich auch Dir gegenüber erkenntlich zeigen, weiss aber nicht wie und wofür und ob du etwas verkaufen oder verpachten willst. Bitte überlege Dir genau, was Deine Wünsche sind für die Entwicklung nicht der Insel, sondern von Dir selber für Deine Kinder die Familie. Ich habe dich ja oben auf dem Big Land schon gefragt, was denn Deine Wünsche sind für die Inwertsetzung dieses wunderschönen Landstücks. Und du hast dann ausweichend gesagt, das sei doch alles viel zu viel Arbeit und koste viel Geld, da etwas zu machen. Ja habe ich gesagt, das mag stimmen, aber es geht jetzt vorerst gar nicht um Arbeit und Geld, sondern darum eine Vision zu haben, einen Wunsch. Du hast ja immer von den Reben erzählt und den Feigen usw. Okay, willigt Voula ein, ich werde mir das überlegen. Wir sehen uns morgen nochmals. Ich koche wieder etwas. Ich freu mich drauf.

Um 17.18 Uhr schreibt mir Voula auf den Messenger: "Daniel! Where are you? I have great news!" Ich sehe es erst eine Stunden später. Schreibe um 18.14 Uhr zurück: I am in my appartement. Sie zurück: Can you come now ???
Ich: 10 Minutes. Ich ziehe mich an. Draussen scheint der Mond, es ist fast Vollmond und den Grossen Wagen sehe ich auch. Es ist eine warme, sternenklare Nacht bei glattem Meer, als ich zu Voulas Haus gehe. Das sind nur ein Paar Schritte von meinem Appartement entfernt. Voula ist ganz aufgeregt. Wir werden das feiern sagt sie und nimmt eine Flasche Amaretto hervor, den sie mit Aprikosenkernen selber gemacht hat. Mit einem Eiswürfel drin. Was ich denn zuerst hören wolle, fragt sie, die ganze Geschichte oder das Resultat. Zuerst die Geschichte, sage ich.

Also setzt sich Voula an den Tisch: "Weil ich wusste, dass Elpida, die Tochter von Yannis, Efsimeon angerufen hatte, um ihn ein wenig auszufragen," habe sie, Voula, gedacht, sie rufe nun selber Efsimeon an, um ihm zu sagen, dass ich morgen abreise, weil nichts zustande gekommen sei. Und, wie Voula vorausgesehen hatte, hat darauf Efsimeon Elpida angerufen, um zu sagen, dass der Interessent wahrscheinlich verloren sei, weil er abreise. Worauf die Mutter von Elpida, Anna, die Frau von Yannis, Voula anrief und sie nach einem einstündigen Telefon einwilligte, das Haus für 60 zu verkaufen und das Land für 40, dass al-

so der Preis von 100 für beides für sie okay sei. Und ob es denn nun noch nicht zu spät sei? Worauf Voula sagte, sie werde mich nun sofort informieren. Voula selber ist sehr happy, weil sie denkt, dass das ein vernünftiger Preis ist und niemand mich über den Tisch gezogen hat.

Wow! Dann werde ich also nach Agathonisi ziehen. Ich ahnte schon etwas beim ersten Mal, aber die Sache mit dem Marys Room Appartements war damals im Focus, doch ich habe realisiert, an der deutlichen Zurückhaltung von Voula, aber auch vom Bürgermeister her, dass mit dem Hotel irgend etwas nicht stimmt, und dass wohl etwas anderes auf mich wartet.

Die beiden Frauen, Elpida und Voula haben also die Sache für mich eingefädelt und zu Ende gebracht. Mit Yannis hat Voula Probleme. Dazu muss man aber die Geschichte kennen und es ist eine lange. Voulas Patin, auch mit Namen Elpida war die Mutter von Yannis. Als die Italiener die Insel besetzt hatten, das war während dem zweiten Weltkrieg, bevor die Deutschen kamen und Elpida ein junges Mädchen war, liess sie sich mit einem Italiener ein und wurde schwanger. In ihrer Not habe sie den Grossvater von Voula, den legendären Barbastravris, um Hilfe gebeten und dieser habe gesagt, er habe ja schon 15 Kinder. Also komme es auf eines mehr oder weniger nicht drauf an und habe es wie ein eigenes Kind aufgenommen. Spä-

ter sei Elpida nach Athen gegangen, habe hart gearbeitet für ihren Sohn. Das ist eben Yannis, der Besitzer des Hauses, das ich kaufen möchte und auch der Besitzer des Landstücks, das ich erwerben möchte. Seine Mutter mit Namen Elpida, weshalb Yannis auch seine Tochter Elpida nannte, sei eine sehr gute Frau gewesen, sagt Voula, eben ihre Gotte. Aber mit Yannis ..., schüttelt sie den Kopf, der sei wohl etwas verzogen oder verwöhnt worden. Mit ihm konnte sie es nie. Du wirst ihn dann kennen lernen, wenn du wieder kommst und er auch da ist an Ostern.

Wow. Ich kann es noch gar nicht glauben. Ich ziehe nach Agathonisi! Und ich bin schon ganz aufgeregt. Als nächstes werde ich nun morgen meinem Anwalt in Leros anrufen und ihn fragen, ob er das Mandat übernehmen werde, den Kauf nach den gesetzlichen Bestimmungen abzuwickeln und einen Vorvertrag auszuarbeiten, aufgrund der Pläne, die mir zugeschickt werden und aufgrund des abgemachten Betrages, damit ich eine Reservationsgebühr bezahlen kann, 10 % des Kaufbetrags, und danach der Anwalt die nötigen Papiere beschaffen kann.

So schnell kann es gehen, wenn etwas ins Rollen kommt. Und wegen Voula habe ich soviel Geld gespart, dass ich auch noch einiges in die Renovation des Hauses investieren kann.

Wow das sind ja Neuigkeiten! Ich schreibe gleich an Urs und Ursula. Beide schreiben sofort zurück, gratulieren und freuen sich mit mir. Auch dem Anwalt in Leros schreib ich sogleich eine Email und frage an, ob er das Mandat übernimmt.

26. Februar

Morgens um 7 Uhr werde ich per Taxi abgeholt vom Hotel Philoxenia in Pithagorio/Samos - zum Flughafen: Ich bin der einzige Passagier um diese Zeit. Flug nach Athen. Sieben Stunden Aufenthalt. Pläne machen. Dann Flug nach Zürich, verspätet, wegen Ausfall einer anderen Maschine, wegen technischer Problemen, Ersatzmaschine, viel grösser, damit beide Flüge eingepackt werden können, Chaos Swiss. Nicht mal eine Mahlzeit gibt es, nur ein Fläschchen Wasser und ein Chokolädchen. Encore bei der Landung in Zürich: Medizinischer Notfall. Sitzen bleiben, bis die Ambulanz da ist usw. Passagiere nervös, weil sie Anschlüsse verpassen. Ewige Warterei auf Koffer. Mein Handy läuft nicht, ich kann meine Schwester Ursula nicht anrufen. Bin mit dem Zug um 23 Uhr in Stäfa. Ursula ist erleichtert. Wir essen Sushi, trinken ein Gläschen Wein.

27. Februar, Stäfa, Schweiz.

Ein Paket liegt für mich auf dem Tisch in der Wohnung meiner Schwester. Abgeschickt von einem Mann mit Namen Peter Camichel. Ursi sagt: "Komisch, das ist doch von meinem Exfreund, dem Lehrer von dem ich seit mehr als 20 Jahren nichts mehr gehört habe. Weshalb schickt er dir, Daniel, ein Paket?" "Keine Ahnung, erwiedere ich, "Was sagt denn die Adresstikette?" Der Absender hat den A3-grossen Karton offenbar an meine alte Adresse in Unterterzen geschickt und da wurde es dann von der Post - weil ich mich abgemeldet hatte - umgeleitet nach Stäfa wo ich meinen neuen Wohnsitz habe, bei meiner Schwester. Also machen wir das Paket mal auf. Unboxing.

Im sorgfältig mit Polsterfolie verpackten Karton befindet sich ein Bild, ein kleines, gerahmtes Oelbild auf Leinwand. Es ist, wie ich sofort erkenne, eines der allerersten Bilder, die ich gemalt habe. Auf der Rückseite habe ich es sogar angeschrieben: "Für Ursula zu Weihnachten 1974. Das essende Mädchen."

Es ist also ganz genau ein halbes Jahrhundert her. Ursi und ich kommen aus dem Staunen und Lachen nicht heraus. Was hat das Schicksal da wieder eingefädelt? Ganz unglaublich! Der Ex von Ursula schickt ein Bild, das Ursula gehört, zu mir nach Unterterzen, weil er ihre aktuelle Adresse nicht kennt. Weil ich aber nicht mehr in Unterter-

zen wohne, wird es umgeleitet und landet wo? Genau bei Ursula! Das Bild hat selber den richtigen Weg gefunden. Eine solche Story würden sie in Hollywood glatt ablehnen: Zu absurd und unglaublich.

Und auch sonst lief dann später alles ganz anders, als es zuerst schien und ganz anders und noch viel übertrassender, als ich es mir ausgedacht hatte.

Das essende Mädchen

AUSKLANG

Schweizer und Griechen sind überall. Wenn ein friedlicher Krieg ausgebrochen ist und sich die fleissigen Bürger vermehren wie Kaninchen und die von Ziegen kahl gefressenen Inselchen der Aegaeis, wie auch die kärglichen Talschlitzte der Schweizer Voralpen zu eng werden, - dann migriert man eben weg. Und wenn ein kriegerischer Frieden tobt, schlagen uns Kanönchen in die Flucht. Und wenn man von Hunger und Mordsgesindel verschont ist, irrt man reisend umher, um sich von Unbill und Oede des ereignislosen Wohlstandes zu erholen, der gähnenden Langeweile der Fernsehprogramme zu entfliehen und der orientierungslos heranrasenden Inzucht des Naheliegenden zur Seite zu springen. Und wenn man gar keinen Grund hat, zu verreisen, schmeisst einen die eigene Frau aus dem Haus, falls nicht gerade wieder ein Lockdown zum Besten gegeben wird, um ein paar korrupte Arschlöcher zu ernähren.

Jedenfalls muss Unrast des Herzens unanständig defibrilliert werden, damit jeder mehr Grund haben darf, abzuhaun und seinen Genpool in der Fremde zu zerstreuen, als zu bleiben. Denn das Bleiben bleibt sowieso nie lange, wenn immer neue Fremde kommen, die behaupten, Deine Bleibe gehöre ihnen.

So ist jeder Knochen halt unterwegs, bis das letzte, morsche Fünklein Leben aus ihm gewichen ist.

Alle sind da, wo sie nicht hin gehören.

Und wahrlich, ich sage Euch:

Der Krug biegt sich so lange zum Brunnen, bis der Balken im Auge deines Bruders bricht.

Amen.

"Wer jetzt lacht hat gesündigt"

Georg Paulmichl

NOCH WAS

Trotz aller bibliophiler Leerverkäufe, gibt es dennoch Dinge, die man in einem Buch viel treffender darlegen kann, als in einem Video; zum Beispiel, was sich auf der Rückseite eines Schwarzen Lochs befindet.

Die Kehrseite von Nichts
ist Alles
von Nein ist Ja
von weg ist da
Trallala

Kapitel

Block`n`Roll	7
Vergiss es	9
Die Kontrolleure 3. Akt	20
Die Kontrolleure 4. Akt	50
Wie weiter?	66
Georgs Schullebenslauf	84
Auf dem Weg ins Exi	86
Tagebuch Patmos 1	94
Begegnung mit Zauberer Kynops	138
Vernichtung des Kynops	146
Tagebuch Patmos 2	158
Das Volk der Mersiner	164
Die Heilung des Witwensohnes	176
Tagebuch Patmos 3	182
Heilung der Assätzigen Frau	196
Der Kindergarten	202
Tagebuch Patmos 4	204
Der Zauberer Noetianus	234
Flugangst der Seele	244
Studers Apokalypse 1-5	276
Tagebuch Patmos 5	302
Ausklang	394
Noch was	399
Kapitel	403

Literaturhinweise:

Georg Paulmichl:

Veröffentlichung im Tappeiner Verlag, Lana:

Auf den Punkt genau... [2006]

ISBN 978-88-7073-382-2

Veröffentlichungen im Haymon Verlag, Innsbruck:

Bis die Ohren und Augen aufgehen. [2014],

ISBN 978-3-7099-7149-9.

Der Georg: Texte und Bilder. [2008],

ISBN 978-3-85218-566-8.

Der Mensch. [2003]. Vom Augenmass überwältigt. Briefe, Glossen und Bilder. 2001

ISBN 3-85218-351-0.

Ins Leben gestemmt. Neue Texte und Bilder. 1994;

ISBN 3-85218-174-7.

Verkürzte Landschaft. Texte und Bilder. 1990

ISBN 3-85218-070-8

Akte Johannes:

Edgar Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen, 2. Band, J.C.B. Mohr, Tübingen, 1964, Seiten 125-176.

Theodor Zahn, Acta Joannis, unter Benutzung von C.v. Tischendorfs Nachlass, Verlag Andreas Deichert, Erlangen, 1880.

Bücher über Entomophagie

von Daniel Ambühl:

Beezza - Das Bienenkochbuch

Skyfood - Essbare Insekten - Vom Wildfang zur Landwirtschaft.

Von Daniel Ambühl und Augustin Konda ku Mbuta:

Mbinzo - Domestizierung und Esskultur afrikanischer Speiseinsekten (auch in Französisch erschienen).

Cheniculture et Reforestation - nur in Französisch erschienen.

Online zu bestellen bei www.skyfood.ch

Bücher von Daniel Ambühl

Im Skyfood Verlag:

Blaue Früchte - Erzählungen

Warme Füsse - Erzählungen

Covidokratie, Liebe und Ziviler Widerstand

The Great Regret - Das Grosse Bedauern

Schiffswürmer

Venedig versenken

Wege des Esels

Die Heilige Insel - Bd. 1 - Das letzte Bild

Die Heilige Insel - Bd. 2 - Schiefes Meer

Die Heilige Insel - Bd. 3 - Verbeulte Pilger - Teil 1

Die Heilige Insel - Bd. 3 - Verbeulte Pilger - Teil 2

Die Heilige Insel - Bd. 4 - Biblische Leerverkäufe - Teil 1

Die Heilige Insel - Bd. 4 - Biblische Leerverkäufe - Teil 2

Bestellungen online: www.skyfood.ch

Alle Illustrationen sind Handzeichnungen des Autors.

Urheberrechte bei Pro Litteris.

Obacht!

Dieses Buch ist garantiert ohne KI geschrieben und knusprig angereichert mit patentierten, urheberrechtlich geschützten, natürlichen Schreib- und Kommafehlern des Autors. "Korrigierte" Fassungen sind Verstöße gegen die Urheberrechte, die von Pro Litteris verwaltet und juristisch geahndet werden. "Fehler" sind nicht Fehler. Sprache und Schrift sind zwei verschiedene Paar Schuhe, ganz zu schweigen von den Socken.